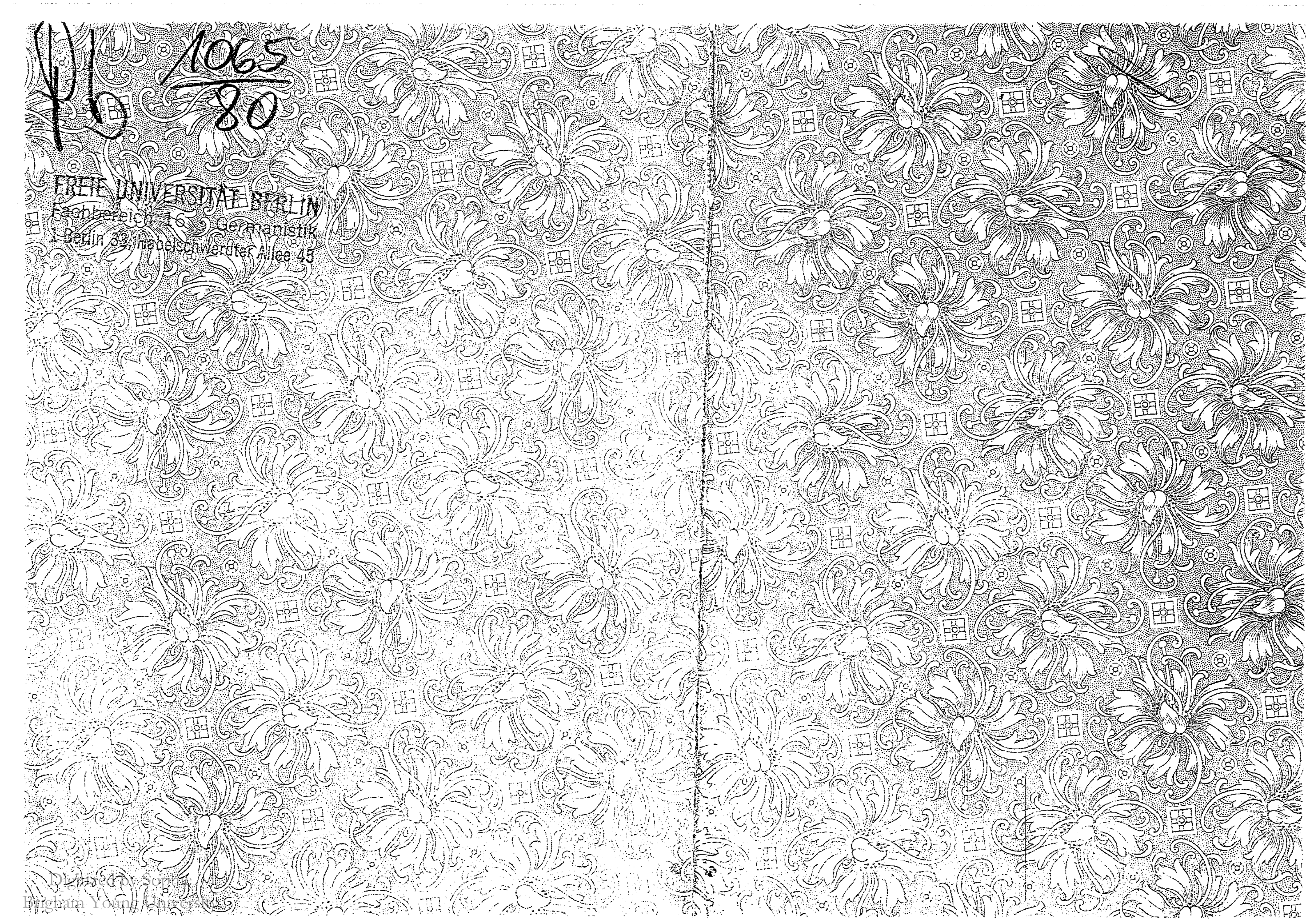
AUS EINER WIEGE

VON

IDA BOY-ED.



Hedwig Brüggemeyer

Aus Einer Wiege.

Aus Einer Wiege.

Roman
aus dem hanseatischen Familienleben

von

Ida Boy-Ed.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1901.

Erstes Kapitel.

„Der alte Werlhof hätte sich auch ein besseres Wetter zu seiner Beerdigung aussuchen können," sagte Doktor Fangart und wischte mit dem Fenstergurt am beschlagenen Glase der Droschke herum.

„Ja, ein Vergnügen ist es nicht," bestätigte der Rechtsanwalt Walcker und bewegte seine Schultern wie ein Frierender, obschon er trotz des Märztages einen Pelz trug und eine Decke über seine Kniee gebreitet hatte.

Draußen schlug ein kalter Regen gegen die Wagenfenster, und im langsamsten Trott schlich die Droschke weiter, eine in der langen Schlangenlinie von Wagen, die durch Straßen und um Ecken dem vierspännigen Leichenwagen folgte, hinaus durch den Rundbogen des alten Thorturmes.

Durch die blanke Stelle auf dem Fensterglase, die der Doktor freigewischt hatte, sah er hinaus. Der Blick zeigte ihm ein trübes, nasses Bild. Vom zinnfarbenen Himmel goß es herab, unaufhaltsam, unveränderlich. Die dicken Lindenstämme der Baumreihe, die den Fahrdamm vom Bürgersteig trennte, sahen ganz schwarz aus. An der Seite des Bürgersteiges zur Rechten dehnten sich

Anlagen; aus verschlammten Rasenplätzen hoben sich die kahlen Reiser von Gebüschpartien. Zur Linken zogen sich Vorstadtvillen in Gärten hin.

„Alle Fenster sind besetzt. Es scheint, die Leute haben sich Gäste zum Morgenkaffee eingeladen, um zu sehen, wie der alte Werlhof begraben wird," sagte der Doktor.

„Na, er war doch auch, was man so 'ne Persönlichkeit nennt," bemerkte der Rechtsanwalt.

„Auch vor uns beiden?" Doktor Fangart sah seinen Freund schräg über die Brillengläser hinweg an, was seinem Ausdruck etwas Mokantes und Wartendes zugleich gab.

„Wieso denn nicht?" fragte Walcker zurück.

„Ich bitte dich! Vor seinem Arzt und vor seinem Advokaten?! Thue doch nicht, als wüßtest du nicht, daß er ein großer Poseur war," rief der Doktor.

Walcker machte mit seinen beiden, dick behandschuhten Händen eine sehr ausdrucksvolle Gebärde, die etwa sagen sollte: ich habe nie etwas bemerkt. Sein frisches Gesicht war mit einem starken, graublonden Bart geziert, von der Form eines Seehundsschnauzbartes, wozu seine runden, braunen, aufmerksam blickenden Augen gut paßten. Und übrigens sah er meist heiter aus.

Diese Geste ärgerte den Doktor.

Er verging vor Neugier und fühlte zugleich genau, daß sein Freund diese Neugier durchschaute und gesonnen war, sie hinzuhalten. Dennoch trieb es ihn, weiter zu gehen.

„Er that reicher als er war; er that glücklicher als er war; er that edler als er war. That er, oder that er nicht?" fragte er ungeduldig.

„Ich spreche nie über meine Klienten ungünstig zu anderen Leuten," sagte Walcker behaglich.

„Die Anzüglichkeit soll ich wohl einstecken," lachte der Doktor. „Ich meine, wenn wir zwei unter vier Augen über Werlhof sprechen, sind wir keine ‚andern Leute'."

„Was mir an ihm gefiel, waren besonders zwei Dinge," sagte Walcker mit ernsterem Ausdruck. „Erstens hielt er auf ein gutes, reinliches, glückliches Familienleben. Er hatte immer Frieden in seinem Hause, Einigkeit mit seinen Kindern und hielt darauf, daß diese unter sich einig blieben."

„Kunststück ...." begann der Doktor, aber Walcker fuhr fort:

„Und zweitens: er war stolz, ein Bürger zu sein. Er sah in der Blüte des vornehmen Bürgerstandes die Elite der heutigen Menschheit."

„Da widerspreche ich dir nicht. Als er von Österreich den Adel bekommen sollte, sagte er mir: ‚Mein Geschlecht ist seit Generationen gut geboren, gut erzogen, also ist es aristokratisch; was soll mir noch ein von?' Aber dies Bürgergefühl hab' ich immer für das einzige ganz echte in ihm gehalten."

„Du glaubst nicht an seine Liebe zu Weib und Kindern?" fragte Walcker erstaunt.

Der Doktor sah ein Weilchen nachdenklich auf die dunkelblaue Wagenwand ihm gegenüber.

„So was kann man nicht schlechtweg beantworten," meinte er dann. „Das sind so Fragen, auf die es kein Nein und kein Ja giebt. Er liebte sie wohl. Aber es war auch Tyrannei und Eitelkeit im Spiel. Du wirst dir ja aus seinem Testament ähnliche Schlüsse haben machen können."

„Aha — endlich bist du da, wo du hin wolltest: bei seinem Testament. Es wird ja morgen auf dem Rathause verlesen, da kannst du hingehen und spitze Ohren machen. Ich sage nichts."

Nun nahm der Doktor dem Freund Ton und Miene wirklich übel.

„Daß die öffentlichen Testamentsverlesungen bloß eine Form sind und daß kein Mensch die Taktlosigkeit hat, hinzugehen, weißt du ja. Deine Auskünfte brauche ich auch gar nicht. Ich kannte den alten Werlhof noch besser als du. Und ich gehe jede Wette ein, daß er keine Ziffer, keine einzige in seinem Testament genannt hat."

Walcker war etwas betroffen. „Na ja," gab er zu, „du kennst ihn schon. Das merke ich. Also unter uns: ein kürzeres Testament habe ich nie gesehen. Nach dem Gesetz sollen Frau und Kinder zu gleichen Teilen erben, doch spricht der Erblasser den Wunsch aus, daß die Kinder ihr Erbe nicht beanspruchen, sondern das Kapital beisammen lassen sollen, in den Händen der Mutter."

„Das heißt also eigentlich im Geschäft und in Henris Händen."

„Wo es wohl gut aufgehoben ist," ergänzte Walcker.

„Und Legate?" fragte der Doktor.

„Keine. Er spricht aus, daß er glaubt, bei Lebzeiten genug gethan zu haben, und hofft, daß seine Söhne, speziell der künftige Chef Henri, hierin seinem Beispiel folgen werden."

„Genug?? Zu viel!! Denn ich bleibe dabei: wenn er sich so als Donator im großen Stil aufthat und zum Museumsbau, zum neuen Waisenhaus und Gott weiß wozu sonst noch, bei jeder Gelegenheit reichlich hergab, that er mehr, als das Werlhofsche Vermögen aushalten konnte."

„Wir wollen uns nicht darüber streiten," sagte Walcker, „aber ich glaube gewiß: brüchig oder gar arm läßt er sein Haus nicht zurück."

„Das sag' ich doch auch nicht!" rief der Doktor entrüstet. „Es giebt ja Mittelstufen."

Sie schwiegen eine Weile. Der Zug rückte mit ermüdender Langsamkeit vor. Auf dem regendurchweichten Fahrdamm der Kirchhofsallee blieb der Tritt der Pferde, das träge Rollen der Räder unhörbar. Die Dächer der Wagen sahen vom Regen wie von schwarzem Lackleder aus.

Am Bürgersteig nahmen die Häuser einen andern Charakter an. Steinmetzhöfe erschienen, in denen Grabkreuz neben Grabkreuz, Denkstein neben Denkstein stand.

Buden mit Auslagen von Grabkränzen standen hart vor Gartengittern.

„Na Gottlob, wir sind gleich da. Einen Freund zu begraben ist immer traurig — bei solchem Wetter doppelt."

„Einen Freund?" fragte Walcker ihn ironisch.

Der Doktor faltete verzweifelt die Hände. „Na ja — also nicht Freund! Schließlich kam ja kein Mensch dem Mann wirklich nahe. Aber wenn man so jemandem seit mehr als dreißig Jahren in allen Menschlichkeiten und Leiblichkeiten beistand, ihm sein erstes und sein letztes Kind in den Arm legte, — da ist einem doch, als trüge man ein Stück eigenes Leben mit zu Grabe."

„Hör 'mal, wenn man's so recht bedenkt, ist es doch ein unerhörtes Pech, daß dir so ein treuer Patient schließlich unter andrer ärztlicher Assistenz davon geht," sagte Walcker.

„Woran du natürlich deine helle Schadenfreude hast," sprach Doktor Fangart geärgert. „Schon in der Schule hast du es daran nicht fehlen lassen, wenn ich 'mal mit etwas 'reinfiel. Als ich für acht Tage nach München zur silbernen Hochzeit meiner Schwester fuhr, konnte ich vorher doch nicht wissen, daß Werlhof den Schlag kriegte — nicht? — sonst wär' ich zu Haus geblieben — nicht?"

„Das ist klar," sagte Walcker, der seit seinen Knabentagen ein Vergnügen daran fand, den reizbaren Jugendfreund zu ärgern.

„Außerdem vertritt mich ja, wenn ich auf Reisen bin, immer mein Freund Augustin. Und der hätte mich auch sofort per Draht herbeigerufen — darauf kannst du dich verlassen. Aber natürlich dieser Maurach war glücklich, 'mal einen noblen Patienten zu haben. Debatten hat's natürlich genug gegeben unter den Werlhoffschen Damen. Ich kann mir das vorstellen, als wäre ich dabei gewesen. Lydia, die so ziemlich alle Menschen, denen man ihre Bemühungen bezahlt, als ihre Dienstboten ansieht, hat sofort befohlen, daß man mich herantelegraphieren solle. Mama Werlhof hat ängstlich und rücksichtsvoll gemeint, man dürfe mir das Vergnügen mit der Silberhochzeit doch nicht stören. Und dann hat Malve gesagt, daß man doch vor allen Dingen Dankespflichten gegen den Doktor Maurach habe, der dem armen lieben Papa so thatkräftig beistand, als er drei Schritte vor der Maurachschen Wohnung zusammenbrach. Und der arme liebe Papa, der ja den ‚Edelsinn' seiner Malve unter die Familienprunkstücke aufgenommen hatte, hat mit seinen letzten bewußten Blicken Zustimmung genickt. Zu mir hat man dann gesagt, als ich vorgestern ankam, es sei Rücksicht auf mich gewesen, man habe meiner einzigen Schwester an ihrem Ehrentage den Bruder nicht rauben wollen."

Seine Stimme klang förmlich gehässig.

„Nun ja," sagte Walcker beruhigend, „es kann ja beides zusammengekommen sein. Dankbarkeit gegen Maurach und Rücksicht auf dich. Diese letztere konnte dir doch nur lieb sein."

„Zum Teufel war sie das!“ schalt der Doktor. „Du kennst das Publikum nicht! Unsereiner wird als dessen Sklave angesehen. ‚Wie konnte Fangart fern bleiben, wenn der alte Werlhof im Sterben lag! — Wofür hat man einen Hausarzt, wenn er auf Feste reist, wenn man ihn braucht.‘ — So geht es. Und dann überhaupt: es giebt Sachen und Vorkommnisse, bei denen man mitthätig dabei gewesen sein muß. Muß, sag' ich dir!“

„Vor allen Dingen, um die Neugier seiner andern Patienten mit genauen Erzählungen stillen zu können!“

Auf diesen neuen Angriff konnte der Doktor nicht mehr antworten. Der Wagen hielt.

„Steigen wir aus,“ sagte Walcker, „ehe unser Wagen bis zur Pforte vorrückt, bin ich ganz erfroren.“

Sie stiegen aus. Überall, aus den Wagen des ganzen, stockenden Zuges kamen die leidtragenden Herren. Unter aufgespannte Schirme sich duckend, vorsichtig trockenere Stellen für den Fuß suchend, strebten die Gruppen der Kirchhofspforte zu, durch die eben der vom Leichenwagen gehobene Sarg getragen wurde. Schweigend gesellte man sich zu einem lockern, unregelmäßigen Zuge und schritt der Kapelle zu.

Diese war ein Gebäude im gotischen Stil von roten und schwarzen blanken Backsteinen erbaut und sah kümmerlich aus, wie etwas, das im Wachstum zurückgeblieben ist. Aus den Winkeln des vieleckigen Schieferdaches, aus Regentraufen rann es herab.

Vor Unbehagen schaudernd trat Walcker ein. Er wurde von dem, mit feierlicher Miene und unhörbaren

Schritten umhereilenden Lohndiener in die erste Reihe des Gestühls verwiesen. Neben ihm saß wieder Doktor Fangart.

Walcker hatte kein Talent, sich leicht ergreifen zu lassen. Der Gesang, der hinter einer Koniferen- und Lorbeerenwand, in deren Halbrund der kleine Altar, stand, nun klagend anhub, fiel ihm zwar ein bißchen auf die Nerven. Aber im übrigen sah er sich die Dinge kaltblütig an. Der tote Mann da im Sarge war ihm nichts weiter gewesen als ein interessantes Objekt zum Beobachten.

Ein Weilchen starrte er nachdenklich in die flimmernden Lichter der den Sarg umstehenden Prunkkandelaber und sah den Rauchwölkchen zu, die im fahlen Tagesschein, das durch verbleite Kirchenfenster fiel, deutlich sichtbar blieben.

Seine Gedanken waren bei einigen sehr dringlichen Geschäften, die in seinem Bureau seiner harrten, und er erwachte erst wieder zum Bewußtsein der gegenwärtigen Aufgaben, als man unter dem Schlußgesang des unsichtbaren Chores den Sarg aufhob, um ihn an die Werlhoffsche Familiengruft zu tragen.

Alle empfanden es als einen erleichternden Zufall, daß diese Gruft, keine zwanzig Schritt von der Kapelle entfernt, im Schatten einiger Trauereschen, ihre schwarze Höhlung öffnete; die Platte, die sie sonst deckte, lag auf dem Erdboden daneben. „M. H. Werlhof, Erben erblich.“ So stand darauf eingemeißelt und darunter: „1. Korinther 13, 8“ nebst einem Relief, eine Sanduhr

und einen Schmetterling darstellend. Die Trauereschen waren nun kahl, und ihre, mit kleinen dunklen Knoten besetzten Zweige hingen trübselig über die gähnende Tiefe, aus der ein Modergeruch deutlich aufstieg.

„Ach,“ dachte Walcker, „ist das Begraben ein ekliges Geschäft.“

Er sah sich, während der Pastor noch einige Worte sprach, flüchtig die Versammlung an.

Der schwarze Rock herrschte vor. Alle Honoratioren der Stadt waren zugegen. Und dann einige Militärs: der Major des hier garnisonierenden Bataillons, mehrere jüngere Offiziere, die freundschaftlich im Hause Werlhof verkehrten.

Hart am Grabe standen die beiden Söhne und neben ihnen der Oberleutnant Jobst von Reurieth, von dem es schon seit acht Wochen hieß, er werde sich mit Lydia Werlhof verloben.

Henri Werlhof, der älteste Sohn des Verstorbenen, war ein sehr schöner Mann.

Als Walcker ihn sich so betrachtete, wie er in tadelloser Haltung, hoch, schlank, bleich, mit dunklem, sehr kleidsam und modern geordnetem Haar und spitz zugeschnittenem Bart dastand, das sonst so beredte dunkle Auge gesenkt, dachte der Rechtsanwalt: „Eigentlich ist es ja sein Metier ein schöner Mann zu sein — daß er sich in einem andern schon ebenso hervorragend bethätigt hätte, kann man nicht von ihm sagen. Na — meine gute alte Elisabeth hat ja noch Wolfgang und Malve.“

Und er sah wohlgefällig auf Wolfgang, der seinem Bruder wohl ähnelte, aber nicht entfernt dessen elegante Schönheit besaß. Immerhin war Wolfgangs Gesicht regelmäßig genug, um sich mit Vorteil, nach der Mode englischer Aristokraten, völlig bartlos zeigen zu können. Man pflegte von ihm zu sagen, daß er einen Römerkopf habe, was nicht ganz stimmte, denn seine Nase war nicht gebogen. Aber die stolze Energie seines Hauptes wirkte doch auffallend.

Der Sarg war hinabgelassen. Walcker schüttelte den beiden Werlhofs stumm die Hand, er schüttelte sie auch Herrn von Reurieth, der sich hier entschieden als einer der nächsten Leidtragenden gebärdete.

Das war den Leuten nicht entgangen. Es war auch das erste, wovon der Doktor sprach, als sie wieder zusammen im Wagen saßen, der nun im schärfsten Trabe nach der Stadt zurück fuhr.

„Hast du bemerkt: Reurieth stand neben Henri und Wolfgang. Demnach sind die Würfel zwischen ihm und Lydia schon gefallen gewesen, als der alte Werlhof den Anfall bekam. Wenn Krankheit und Tod im Hause ist, verlobt man sich nicht gerade, das ist klar.“

„Der Reurieth ist ein netter Mensch, ich fände die Verlobung sehr passend,“ sagte Walcker.

„Findest du das nun wirklich, oder sagst du es wieder so aus Anstandsgefühl?“ fragte der Doktor.

„Ich finde es wirklich! Ich halte ihn für einen ernsten und gediegenen Menschen und gönne vor allen Dingen auch endlich der armen Lydia ein neues Glück.“

„O weh, o weh — der ‚armen‘ Lydia! Das sollte sie hören! Du fielest in Ungnade, lieber Walcker, und wärest die längste Zeit Werlhoffscher Anwalt gewesen, trotz deiner Vetternschaft mit Frau Elisabeth. Aber wahr ist es wohl; es wäre gut und es wäre Zeit, daß Lydia sich verheiratet! Fünfundzwanzig Jahre wie sie ist. Und seit der Katastrophe mit dem ersten Bräutigam sind es doch schon mehr als vier Jahre. Die Haltung Neurieths am Grabe war so wie wie 'ne offizielle Erklärung. Aber komisch ist es doch; ohne Tod und Trauer scheint es bei den Liebesangelegenheiten Lydias 'mal nicht abzugehen.“

„Halt, halt,“ schrie Walcker. Man war an der Straßenecke, wo er auszusteigen wünschte. Der Doktor drückte den Gummiball zusammen, der an der Wagenrückwand herabhing, und auf den Pfiff hielt der Kutscher.

„Na adieu, Fangart. Und sei bedankt, mein lieber Schwan. Vergiß auch nicht: heute abend punkt acht bei mir,“ sagte Walcker, etwas mühsam aus dem Wagen kletternd.

Des Doktors Wagen rollte davon, und der Rechtsanwalt stand im Regen und hatte Mühe, seinen Schirm aufzuspannen. Das Ding klemmte sich, und endlich knöpfte Walcker seinen Pelz trotzig ganz zu, ließ auf seinen Cylinder regnen, was es regnen wollte, und stapfte mit seinen schweren Pelzgaloschen die Straße hinab.

Sie senkte sich in sanfter Neigung zum Hafen. Über ihre Asphaltbürgersteige rann das Regenwasser. Zwischen

den Kopfsteinen des Fahrdammes stand es. Kaum ein Mensch ging über die Straße.

Unten, der Hafen war nur ein bescheidener Flußhafen. Aber an seinem Quai war doch Leben. Ein Eisenbahngeleise führte da entlang, Warenschuppen verdeckten stellenweise die Aussicht auf den Fluß. Kleine Küstenfahrer lagen, Planke an Planke fest am Ufer. Ihre kahlen Maste waren überwaschen. Aus den Kajüten flockte hier und da ein blauweißer Rauch auf. Schiffer, mit Säcken als Regenmäntel über Kopf und Schultern geworfen, hantierten auf Deck umher. Auch einige Dampfer lagen da, hübsche, gutgehaltene Schiffe. Das eine rauchte stark aus breitem Schornstein, und der Danebrog flatterte rot mit seinem weißen Kreuz im nassen Winde.

Die Häuserreihe an der Hafenstraße hatte ein buntscheckiges Aussehen. Alte würdige Speicher, auf deren Front eine Zahl aus dem vorigen oder vorvorigen Jahrhundert in Schmiedeeisen befestigt war, oder auch ein Bildchen, das einen Bienenkorb, ein Pferd oder dergleichen vorstellte, erhoben ihre Treppengiebel hoch in die graue Luft. Daneben duckten sich kleine Häuser mit geschweiften Giebeln oder mit neuer Fassade, und man sah in ihren Ladenfenstern alle Dinge, die ein Schiff oder der Schiffer brauchen kann. Alle Geschäfte kündigten ihre Waren deutsch und dänisch, schwedisch oder russisch an. Dann und wann stand inmitten dieser Bauten des stolzen Großhandels und des beflissenen Kleinhandels ein Haus, dem man es schon von außen anmerkte, daß es

von reichen und vornehmen Leuten bewohnt ward. Und die Menschen, die hier wohnten, konnten das Treiben am Hafen genau beobachten, sie konnten auch erkennen, wer drüben am andern Ufer ging. Den schmalen Fluß begrenzten dort einige Holz- und Kohlenlagerplätze, und hinter ihnen erhob sich, von alten Ulmen und dichtem Buschwerk gekrönt, der Wall, von dem aus man einst in kriegerischem Mut Dänen und Schweden abgewehrt hatte, als die Stadt noch eine Festung war, wo aber heute friedliche Bürger an schönen Sommertagen spazierten.

Das Wasserband, durch fortwährende Fürsorge der Behörden immer in nötiger Fahrtiefe gehalten, zog sich in leichter Windung an der ganzen Stadt entlang.

Der Wind heulte heute aus Westen. Dann trieb er alles Wasser meerwärts, und der Fluß wurde ängstlich klein.

„Ob der dänische Postdampfer wohl auslaufen kann?“ dachte Walcker und wünschte von Herzen, daß es unmöglich sei. Denn je mehr Hindernisse die Schiffahrt fand, je klarer ward, was Walcker und seine Freunde in der Presse, wie in der Handelskammer und Versammlungen immer betonten: daß mehr Geld für die Flußkorrektion ausgegeben werden müßte.

Er guckte und stand und stand und guckte und merkte das schändliche Wetter nicht mehr und hatte ganz vergessen, daß er eben den alten Werlhof begraben und auf dem Wege zu dessen Witwe sich befand. Zahlen gingen durch seinen Kopf, er verschaffte, verzinste und

amortisierte drei Millionen Mark, sah große Dampfer mit dem Zeitgewinn von einer Stunde schnurstracks vom Hafen zum Meer hinausfahren und ging am Werlhofschen Hause vorbei. Erst als er sich der großen Brücke näherte, die den Fluß überschlug und dem Seeschiffhafen ein Ziel setzte, als er schon im Begriff war, die Brücke zu betreten, die einen lebhaften Verkehrsstrom aus dem Stadtinnern hinüberführte und an einem alten Thorbau, dem Überrest stolzer Tage, vorbei zum Bahnhof und zur Vorstadt leitete, erst da erwachte er und fragte sich: „Was wollte ich nur noch? — Ach ja — zu Elisabeth wollt' ich.“

Und nun war er plötzlich wieder ebenso mit ganzer Seele bei der Jugendfreundin und ihrer jetzigen Lage, als vor zwei Minuten bei der Flußkorrektion.

„Streit wird es ja nicht geben,“ dachte er, „eine zwanzig- bis dreißigjährige Erziehung von der Konsequenz verleugnen junge Menschen nicht. Das Temperament wäre ja wohl da zum Dreinschlagen. Besonders bei den drei Jüngeren. Henri ist auf eine gewisse Weise dickfellig — als Ältester auch fast unantastbar . . . . na, das wird sich ja historisch entwickeln.“

Er stand unten im Flur und schüttelte sich ein bißchen. Aber die Nässe saß nicht in sprühenden Tropfen auf dem Tuch seines Pelzes, sondern hatte ihn durchweicht und alles Schütteln half nichts. In seiner eignen Wohnung hätte er so, mit nassen Galoschen und leckendem Rock, nicht die teppichbelegte Treppe hinanstapfen dürfen. Seine Haushälterin hätte ihm eine Scene gemacht.

Das fiel ihm ein, und darüber lächelnd, wie gut er gezogen sei, ließ er sein Überzeug hier unten im Garderoberaum. Das große Kontor, wo die Angestellten arbeiteten, lag rechts vom Flur, das kleinere der Chefs, mit dem traulichen Privatzimmer daneben, links. Hinten, neben der Treppe, die breit und ziemlich steil zum ersten Stock emporführte, befand sich ein Gelaß für Garderobe. Da brannte eine Gaslampe in weißer Glaskugel, und bei deren Schein machte Walcker sich ordentlich hübsch und gab seinem ergrauenden Blondhaar noch einen glättenden Strich. Dabei fiel ihm ein, wie oft er hier so gestanden und sich zu Festen gerüstet hatte. Ja, dies Haus war vom Glücke immer förmlich besonnt gewesen. In den zweiunddreißig Jahren, seit seine Cousine Elisabeth hier als Gattin Werlhofs eingezogen war, hatte sich nur einmal so etwas wie ein Schatten von Trauer und Enttäuschung über die Familie gelegt, damals, als Lydia das Unglück mit ihrem Verlobten durchmachen mußte.

„Zwei Kondolenzbesuche in zweiunddreißig Jahren, — bequemer kann man es seinen Freunden nicht machen,“ murmelte Walcker und rückte seine schwarze Krawatte zurecht, ohne zu bemerken, daß sie dadurch ganz aus ihrer Lage kam.

Zu Häupten der Treppe mußte man klingeln, um in die Privatwohnung gelassen zu werden. Der Diener, der öffnete, war schon zehn Jahre hier im Dienst, und Walcker gönnte ihm immer ein joviales Scherzwort. Heute hemmte er es zum Glück noch im Moment, wo

es schon von den Lippen wollte. Biehl machte eine wahre Leichenbittermiene. Diese erinnerte Walcker daran, daß es denn doch noch konventionelle Pflichten gäbe und daß man nicht mit heiterm Gesicht zu einer trauernden Familie gehen kann.

Er seufzte schwer. Dieser Seufzer galt dem lästigen Zwang. Aber Biehl seufzte sozusagen als Antwort, denn er wollte dem offenbar sehr bekümmerten, lieben Herrn Rechtsanwalt doch andeuten, daß auch er innig den Gram aller teile.

„Die Damen erwarten den Herrn Rechtsanwalt,“ sagte Biehl, noch leiser als sonst sprechend, und öffnete eine der drei weißen, großen, blanken Thüren, die auf den Flur gingen. Sie führten in drei schöne, untereinander zusammenhängende Räume, die Paradezimmer des Hauses, wo alte Familienbilder, ererbte Möbel und Prunkstücke in traulicher Ordnung eine besondere, man konnte sagen, stolze Stimmung schufen. Durch die breiten Fenster kam trotz der Spitzen und Stoffvorhänge reichliches Licht. Auf den Fensterbrettern blühte es dicht von Blumen. Werlhof hatte den Luxus darin geliebt.

Walcker sah sich um; das Zimmer war leer, in den andern beiden rührte sich nichts. Ihn fror greulich. Er konnte alles vertragen, nur keine Nässe, und jetzt beschäftigte ihn die Furcht, daß er wieder Rheumatismus bekommen könne. Er setzte sich auf einen Stuhl nahe beim Ofen, in dem hinter Marienglas rote Glut brannte.

Irgendwo ging eine Thür, und vom Luftzug bewegten sich die Vorhänge. Dann erschien Frau Elisabeth Werlhof und hinter ihr drei junge Damen.

Walcker sprang auf und eilte auf die Frau zu, die in Thränen ausbrach, als sie ihn sah. „Nun, nun," sagte er, „die Zeit wird's ja mildern. Wir müssen alle sterben." Es war ihm nicht gegeben, schöne und neue Worte zu finden, wenn kein wahres Gefühl dabei in ihm wach ward.

Aber die weinende Frau hatte auch wohl kaum das Bedürfnis viel zu hören. Der Händedruck, der Klang der vertrauten Stimme — das war ihr schon tröstlich.

„Die schwersten Stunden sind doch die eben gewesenen," sagte sie, ihre Thränen trocknend, „wie sie ihn so hinaustrugen und wie wir dann allein zurückblieben . . . und dann oben sein leeres Krankenzimmer . . . es ist mit einemmal, als hätte alle Geschäftigkeit ein Ende und als wären wir zwecklos mit unserm Sein auf Erden."

Walcker dachte etwas kritisch: „Natürlich, nach dem Aufwand von Ceremonien, von Thränen und Pomp — da muß es den Frauenzimmern schon vorkommen, als hätten sie nun nichts mehr zu thun."

„Wie war es denn draußen, und wie sprach Pastor Hungar?" fragte die junge Frau Werlhof. Sie war Henris Frau, hieß eigentlich auch Elisabeth und war ebenso, wie ihre Schwiegermutter, eine geborene Merkers, aus der großen, weitverzweigten Merkers-Familie. Sie wurde deshalb seit ihrer Verlobung zur Unterscheidung

Lisbeth genannt und ließ ihren Vornamen auch so auf ihre Karten drucken. Lisbeth reichte ihren Schwägerinnen nur bis an die Schultern. Selbst Frau Elisabeth Werlhof, obschon kaum mittelgroß, überragte ihre Schwiegertochter noch.

„Wie es draußen war? Na, in Anbetracht dessen, daß Schney hier schon am Sarg gesprochen und Hungar wohl viel von dem, was zu sagen war, vorweg nahm, hat Hungar gewiß sehr schön gesprochen. Mich müßt ihr nach so etwas nicht fragen. Aber so alles in allem war es sehr feierlich und die Beteiligung kolossal," sagte Walcker.

„Ach ja, man hat in diesen Tagen so recht die Liebe und Verehrung ermessen können, die der arme liebe Papa genoß," fuhr Frau Lisbeth etwas pathetisch fort. „Mein Mann wird auf irgend eine besondere Form des Dankens sinnen müssen."

Lydia, bleich, dunkeläugig und schön wie ihr Bruder Henri, ärgerte sich, daß Lisbeth so das Wort für alle nahm. Sie hob das stolze Haupt und sagte mit belehrender abweisender Miene: „Der Dank ist unsere gemeinsame Sache. Er wird in der gewohnten Form abgestattet werden. Mama wird Karten verschicken und namens der Hinterlassenen danken."

Die rundliche, eifrige Lisbeth sah zu der schlanken Schwägerin empor.

„Du vergißt, daß doch Henri jetzt der Chef und Repräsentant der Familie ist," sagte sie, ohne sich bewußt

zu sein, daß ihre Miene und ihr Ton eine naive Genugthuung verrieten.

„Chef der Firma, nicht der Familie!" sprach Lydia kurz.

„Das ist untrennbar. Nicht wahr, Mama?" fragte Lisbeth.

Frau Werlhof machte eine ablehnende Handbewegung; die ermüdete Frau wollte nur damit sagen: „Ach laß doch das — es ist ja gleich."

Aber Lisbeth errötete stark. Ihr rundes, lebhaftes Gesicht, von blonden Haaren umrahmt, fiel durch seine feinen Züge auf und vor allen Dingen durch einen schmalen, festgeschlossenen Mund. Ihre Bewegungen waren von Natur sehr rasch, doch trachtete sie immer, sie zu mäßigen und vornehme Würde zur Schau zu tragen. Dadurch ward ihr Benehmen oft unnatürlich.

Sie fühlte sich in diesem Augenblicke durch die ablehnende Handbewegung beleidigt. Aber man stritt sich nicht in der Familie Werlhof, man war gewohnt, alles schweigend zu überwinden. Jetzt jedoch dachte Lisbeth:

„Die Zeit wird es schon lehren, daß Henri und ich nun diejenigen in der Familie sind, die zu bestimmen haben." Malve, die jüngste Tochter, das jüngste Kind des Hauses, führte ihre Mutter liebevoll zu einem Lehnsessel, der am Fenster stand und ihr gewohnter Platz war. Frau Werlhof ließ sich gern führen. Es war ihr so wohlthuend, noch schonungsbedürftiger behandelt zu werden, als sie sich eigentlich fühlte.

Ihr Gesicht zeigte wohl die Spuren der Thränen und Aufregungen. Sonst aber war es das wohlerhaltene Antlitz einer stattlichen Fünfzigjährigen, die sich noch keineswegs als alte Frau fühlte, und zeigte die Linien derselben Schönheit, die in ihren Kindern noch vervollkommt sich wiederholt hatte. Die Witwenschneppe bog sich sehr kleidsam über das leicht ergrauende dunkle Haar bis auf die Stirn. Frau Werlhof wie ihre Töchter waren in ungewöhnlich pomphafte Trauer, sehr ceremoniös, mit sehr viel englischem Krepp gekleidet, was den dunkelhaarigen Mädchen besser stand als der blonden Lisbeth. Beinahe wirkten sie wie eine Gruppe fürstlicher Frauen.

Malve nahm ein Kissen und schob es der Mutter hinter den Rücken. Mit Wohlgefallen sah Walcker ihr zu. Sie war sein ausgesprochener Liebling unter den Werlhoffschen Kindern. Sie erschien ihm etwas weicher und weiblicher als die königliche Lydia; ihre Linien zeigten mehr Rundung, auch war sie etwas kleiner. Doch leuchteten von ihrer Stirn derselbe Stolz, in ihren Augen dasselbe Feuer wie bei der Schwester. Aber das Prangende fehlte ihrer Schönheit, der hochmütige Glanz.

„Wo bleiben die Herren?" fragte Lydia.

„Sie können kaum hier sein. Fangart und ich fuhren als die ersten davon. Die Brüder müssen doch auf dem Kirchhof bleiben, bis sie dem letzten Mann des Gefolges die Hand drückten. Wie mir schien, wenn ich nicht indiskret bin, dies zu erwähnen, half ihnen Herr von Neurieth dabei, die Honneurs machen," sagte Walcker.

Frau Werlhof sah zu ihrer Tochter empor.

„Fühlen Sie sich zurückgesetzt, Onkel, daß ich in diesen Tagen nicht dazu kam, Ihnen zu sagen, daß ich mich mit Herrn von Neurieth verlobt habe?" fragte Lydia.

„Ich fühle mich nie zurückgesetzt. Ich nehme immer Gründe an," erklärte Walcker, der sich ordentlich erleichtert fühlte, daß ein anders Gespräch aufkommen sollte, als das von Tod und Kirchhof.

Lydia lächelte ein wenig.

„Sehr vernünftig. Und Gründe zum Schweigen hatten wir."

„Darf ich mich an den Ofen setzen, während Sie sie mir sagen?" Walcker ging sofort dahin.

„Wieder rheumatisch?" fragte Malve.

„Noch nicht."

Lisbeth versuchte mit ihrer Schwiegermutter einen entrüsteten Blick über das unceremoniöse Benehmen Walckers zu wechseln. Aber Frau Werlhof sah ihrem Jugendfreund lächelnd zu. Er saß, beide Handflächen gegen die dunkelgrünen Kacheln gelegt, und wandte sein Gesicht horchend zu Lydia empor, die vor ihm stand und sprach:

„Gerade an jenem Mittag, wo Papa den Schlaganfall bekam, war ich beim Generalkonsul Merkers zum Frühstück. Herr von Neurieth, der ja mit Fritz Merkers sehr befreundet ist, war auch dort. Ich saß neben ihm zu Tisch, und er sagte mir, was ich ja übrigens den

ganzen Winter hindurch schon geahnt hatte, daß er mich liebe. Ich war genug auf die Werbung vorbereitet, um sogleich zu wissen, daß ich sie annehmen wolle. Als ich nach Hause kam, begegnete mir in der Thür Biehl — er hatte mich rufen sollen. Daß Papa zwei Tage besinnungslos war, wissen Sie. Dann kam ihm die Besinnung zurück. Sollte ich den schwer Kranken beunruhigen? Ich war meiner Sache doch nicht gewiß — ich meine, nicht gewiß, mit der Nachricht reine Freude zu erregen. Ein Patriziersohn wäre Papa doch immer ein willkommenerer Gatte für mich gewesen als ein adeliger Offizier. Vielleicht hätte Papa Einwendungen gemacht — natürlich nicht wegen der Geldfrage. Aber andre, die sein einseitiger Bürgerstolz ihm eingegeben hätte. Nun und dann? Einen Tag wäre er stark genug bei Kräften gewesen, mir Neurieth zu verweigern, und am andern Tag nicht mehr genug bei Kräften, um sich von Neurieths Wert überzeugen zu lassen und mir seinen Segen zu geben."

Walcker sah das Mädchen unverwandt an.

„Sie sind sehr klug, Lydia," sagte er dann.

„Ich habe nur vermieden, daß ich in unauflösliche Gefühlskonflikte kam," sprach sie mit ihrem gewohnten, selbstbewußten Lächeln.

Dann setzte sie hinzu: „Begreifen Sie, das ich selbst Ihnen verschwieg, was ich also meinem sterbenden Vater nicht mehr sagen konnte?"

„Völlig, völlig," versicherte er.

„Lydia darf dankbar und freudig daran denken, daß ihr Papa zwei- oder dreimal von Herrn von Reurieth als von einem Manne sprach, den er für sehr gediegen halte." Frau Werlhof sagte es weinerlich.

„Aber Henri ist darin mit mir einer Meinung, die Verlobung muß wegen der tiefen Trauer noch drei Monate heimlich bleiben," erklärte Lisbeth Werlhof.

Lydia sah erstaunt nach ihr hin.

„Das steht ja lediglich bei Mama, mir und Herrn von Reurieth," sagte sie kühl. „Daß wir zunächst keine Anzeige erlassen, versteht sich von selbst. Jedermann wird es begreifen, daß wir am frischen Grabe keine Feste feiern können. Aber weil anderseits eine völlige Geheimhaltung unmöglich ist, hatte ich mit Jobst verabredet, daß er sich bei der Beerdigung neben Henri und Wolfgang halten solle. Alle Welt weiß nun auch schon ohne Anzeige, wie die Sachen stehen."

„Da werden wir Herrn von Reurieth auch zur Testamentsverlesung auffordern müssen?" fragte der Rechtsanwalt.

„Unter gar keinen Umständen," rief Lydia. Aber es that ihr gleich leid, dies so entschieden verneint zu haben, weil Lisbeth sagte: „Darüber müßte doch auch Henris Meinung erst eingeholt werden."

Diesmal ärgerte sich auch Walcker über den Ton, den die junge Frau anschlug. Er wußte recht gut, daß sie, im Werlhoffschen Hause zum taktvollen Schweigen gezwungen, schon immer in der Merkersschen Familie die Schwächen der Werlhofs gern durchsprochen hatte.

„Da hat Henri keinerlei Meinung," erklärte er trocken. „Werlhof hat bestimmt, daß ich sogleich nach der öffentlichen Vorlesung des Testamentes den Inhalt desselben seiner Frau, seinen Kindern und Schwiegerkindern vorzulesen habe. Wenn aber Reurieth noch nicht offiziell der Verlobte ist, steht offenbar die Bestimmung, wie es mit ihm gehalten werden soll, bei Lydia."

Er erhob sich.

Malve flüsterte ihrer Mutter etwas zu.

„Ach — ja! Walcker, was ich dich fragen wollte: Was machen wir nun mit Doktor Maurach?" fragte Frau Werlhof, die Hand der neben ihr stehenden Malve streichelnd.

„Was ist da viel zu machen? Er hat deinem Mann besonders liebevoll und thatkräftig bei dem Unfall auf der Straße beigestanden, der Kranke fühlte sich auch nachher in geradezu auffallender Weise wohl in des Arztes Nähe . . . also schickt ihm ein anständiges Honorar. Zu statten kommt's ihm. Außer einer Hand voll armer Leute hat er ja wohl nicht viel Praxis."

„Sähe das nicht wie ein Almosen aus?" fragte Malve. „Ich denke, gerade weil er arm ist, sollte man eine Rechnung einfordern und dann außer dem Gelde ihm ein Geschenk schicken — so gleichsam als Andenken an den Verstorbenen."

„Ach was," sagte Lydia, „mit Geld erzürnt man keinen Menschen. Geld ist so einem armen Teufel das

Liebste. Was soll der etwa mit einem Ring oder einer Statuette oder einem silbernen Tintenfaß!"

Malve sah die Schwester mit sprühenden Blicken an. Ihre Nasenflügel bebten.

„Und wenn er nicht mehr Geld annimmt, als ihm zukommt?" fragte sie fast scharf.

„Taxiere den Mann doch nicht nach uns," sagte Lydia.

„Wir können es ja Henri überlassen," rief Lisbeth.

„Das ist Mamas Angelegenheit." Malve sagte es mit erhöhter Stimme.

„Mama hat so genug in den Kopf zu nehmen," sprach Lydia. „Gewiß ist es ihre Angelegenheit, aber sie soll ihr keine Last machen. Schicke ihm fünfhundert Mark mit deiner Karte und schreibe ein nettes Wort dazu. Nicht wahr, Onkel Walcker?"

„Ich glaube, in diesem Falle hat Lydia recht. Doktor Maurach hat schwer, sehr schwer zu kämpfen. Er ist ja überhaupt ein Mensch, über dem ein Fluch zu liegen scheint. Ich denke auch, Juwelen oder Kunstgegenstände sind bei ihm nicht angebracht. Fünfhundert Mark sind ein schönes Stück Geld. Und durch ein warmes Wort dabei kann man ihm wohl thun — falls er zartsinnig ist, was ich nicht mal glaube. — Aber da fährt ein Wagen vor. Es werden deine Söhne sein, Elisabeth. Ich gehe, um euch nicht zu stören."

Er drückte ihr die Hand und machte sich davon. Nochmals feierliche Mienen — nochmals Händedrücke und Seufzer, nochmals das große Gefolge als Zeichen

genossener Liebe preisen sehen — — nein, das konnte er nicht.

Im Vorübergehen reichte er auf der Treppe Henri und Wolfgang zwei Finger und sagte: „Das Begräbnis eures Vaters kostet mich einen Rheumatismusanfall."

Er hielt es nicht für nötig, wenn Männer unter sich waren, noch viel Redereien zu machen.

Das war für die Öffentlichkeit und für die Frauen.

Gottlob, daß er keine hatte!

An die Frauen, die er eben verlassen, dachte er noch ein Weilchen mit sorgendem Interesse. Die kleine Lisbeth trumpfte ja mit einem Male förmlich auf! Und Lydia? Nun die war, wie sie immer gewesen: hoch oben irgendwo und die ganze andre Menschheit tief unten irgendwo. Ganz der Vater! Und so starr vor Stolz wie er und so klug, so sonderbar gefaßt klug! Verheimlichte dem sterbenden Vater lieber ihr Herzensbündnis, um in keinen Konflikt zu kommen. Malve hätte wahrscheinlich dem Sterbenden noch ins Ohr geschrieen: „Gieb mir deinen Segen." Freilich ob sie bei verweigertem Segen ihren Willen gebeugt, das blieb auch 'ne Frage.

„Ja, ja, Familie haben, das ist ein zweischneidiges Ding," seufzte der alte Junggeselle.

Zweites Kapitel.

Es war Malve nicht beschieden, ihre Meinung durchzusetzen. Sie hatte die Frage, in welcher Weise man Herrn Doktor Maurach zu danken und zu lohnen habe, noch einmal mit der Mutter und dann mit beiden Brüdern besprochen. Auch Henri und selbst Wolfgang fanden eine reichlich bemessene Geldsendung am richtigsten. Die Mama hatte auf ihre Karte die Worte geschrieben: „Mit herzlichem Dank." Nun lag diese Karte neben fünf blauen Geldscheinen auf dem Schreibtisch. Malve sollte sie einsiegeln und durch Biehl hinsenden.

Malve faltete die Hände auf der Tischkante und sah nachdenklich das Geld an. Und vom Gelde hob sie den Blick zu dem Bilde ihres Vaters, einer Kabinettphotographie, die auf dem Schreibtischaufsatz zwischen den Bildern der andern Familienmitglieder stand.

Sie fragte sich, ob ihrem Vater diese Form der Entlohnung wohl recht gewesen wäre?

Das herrische und kalte Gesicht auf dem Bilde verwandelte unter ihrem Blick die Züge und wurde das eines schwer Leidenden, dessen angstvolles Auge sich erhellte und beruhigte, wenn der Arzt an sein Bett trat.

Ihrem gesunden Vater wäre es wohl natürlich gewesen, einem Manne, der gesellschaftlich gar nicht in seine Kreise gehörte, hochmütig eine übertriebene Belohnung für unerbeten geleistete Dienste hinzuschicken. Ihrem kranken Vater nicht. Der hatte zu sehr empfunden, wie ernst, wie sicher, wie voll menschlicher Teilnahme der Arzt ihm beistand.

Weder die Mama noch die Geschwister konnten das so genau beurteilen, sie waren nicht immer um den Leidenden gewesen, hatten den Arzt nicht so intim beobachten können. Die Mama war vor Schreck zuerst selbst fast zusammengebrochen. Lydia mußte die vielen Besuche empfangen. Henri saß im Kontor, und Wolfgang stand der Mutter und Lydia bei. Aber sie, Malve, sie war immer um den Sterbenden gewesen, und dreimal am Tage, eine ganze Woche hindurch, hatte sie den Arzt am Bett gesehen und gesprochen — —

Malve sah zum Fenster hinaus. Gedankenlos, starrend, ohne sich zu regen. Vor ihrem geistigen Auge war ein ganz andres Bild, als das Übereinandergehake roter Ziegeldächer und die hohen grauroten Doppeltürme der Kirche, die, vor dem Himmel stehend, sich aus dem Gebreit der Dächer fast brutal erhoben — das Bild, welches ihr das Fenster ihrer Stube, die im zweiten Stock nach hinten hinauslag, zeigte. Auch der weiße, blanke Himmel blendete sie nicht.

Sie sah den Mann, der im Halblicht des nächtlichen Krankenzimmers sich horchend über das Bett neigte.

Sie sah das graue, durchdringende Auge, wie es sich mit beobachtendem Blicke lange und unverwandt auf das Antlitz des Leidenden richtete. Sie sah die edle, feste Hand, die die Hand ihres Vaters umschloß, und sah wie der Schweratmende, Unruhige unter dem Drucke dieser langen, schmalen Finger sich getröstet zu fühlen schien. Und sie hörte die männliche, tiefe Stimme Worte von friedebringender Kraft sagen. Sie sah das Licht des Mitleids auf dem sonst erschreckend ernsten Angesicht. Sie seufzte.

Nein, niemand als sie ganz allein konnte wissen, welche fast hypnotische Macht Doktor Maurach über ihren leidenden Vater gehabt, wie er ihm das Sterben erleichtert hatte — das Sterben, das der mit tausend Wünschen, Plänen und seiner ganzen starken Persönlichkeit stets sehr beschäftigte Mann so gefürchtet hatte — — —

Walcker sagte, es läge wie ein Fluch über Doktor Maurach. Und auch die eine oder andre Dame aus der Familie hatte in den Krankheitstagen geäußert: „Was, dem unheimlichen Menschen vertraut Ihr Euren Kranken an?“

Jawohl, wie ein Unglücklicher, Verbitterter sah er aus. Wenn er nicht gerade zu dem Kranken sprach, war ein scharfer Zug in seinem Gesicht, der ihn entstellte.

Und er war so wie so kein schöner Mann.

„Aber ein männlicher Mann,“ dachte Malve, „einer, dem man vertrauen kann auf Tod und Leben. Er hat so etwas Eisernes.“

Und diesem Manne sollte sie nun kaltes, kahles Geld hinschicken und ein frostiges Dankeswort der Mutter?

Malve stand auf. Sie ging in ihrem Zimmer auf und ab. In ihr war eine große Unruhe. Sie bereute, das Geschäft dieser Sendung nicht Lydia oder Henri überlassen zu haben. Da sie es auszuführen hatte, kam sie sich dafür verantwortlich vor.

Lydia war nebenan. Wenn sie sie bäte? Aber was sollte die Schwester davon denken? Vielleicht würde gar ein spöttisches oder verächtliches Wort über Maurach fallen. Lydia hatte schon gestern gesagt: „Taxiere den Menschen doch nicht nach uns.“

„Warum soll ich ihn denn anders taxieren?“ dachte Malve. „Weil er arm ist? Weil er unglücklich ist? Weil er einsam lebt und gar nicht versucht hat, in die Gesellschaft zu kommen? Das sind keine Gründe. Gerade, weil wir ihn niemals wieder sehen werden, sollten wir mehr freundschaftlich und weniger freigebig sein.“

Sie kehrte an ihren kleinen Schreibtisch zurück, der schräg in die Fensternähe gerückt war.

„Schade,“ dachte sie, „o wie schade.“ Um ihre Lippen zuckte es schmerzlich. Thränen traten in ihre Augen. Sie ging nun mit entschlossenen Gebärden an ihr Geschäft. Es mußte sein. Sie begriff es. Eigenmächtig dem Willen der Familie entgegen zu handeln, kam ihr nicht in den Sinn. Weniger aus der Gewohnheit, stets in Übereinstimmung mit den Ihrigen zu bleiben, als aus der Erkenntnis, daß solch eigen=

mächtiges Handeln wie ein seltsames Geständnis wirken könne — — —

Sie hob stolz das Haupt. Es giebt gewisse Dinge, die sich am leichtesten schweigend und geheim niederringen lassen. Selbst eine Vermutung, einen Blick, ein Fragewort hätte Malve als peinigende Demütigung empfunden.

Die Thür, die von Lydias nach vorn gelegenem Zimmer in das der jüngern Schwester führte, öffnete sich endlich.

„Walcker ist da. Wir sollen kommen," sagte Lydia und guckte durch die breite Spalte.

„Sofort." Malve hielt den versiegelten Brief an Herrn Doktor Maurach in der Hand.

„Viehl kann ihn gleich hintragen," sprach sie.

Viehl, der die beiden Fräulein zu benachrichtigen heraufgekommen war, nahm den Brief und fragte, ob er eine Empfangsbescheinigung bringen solle.

Malve wurde rot. „Nein," befahl sie kurz. „Geben Sie ihn Herrn Doktor selbst, und wenn Sie ihn nicht treffen, müssen Sie eben nochmals gehen."

Als Viehl außer Hörweite war, sagte Lydia hastig: „Du allein, Malve, bist unmündig von uns. Du allein brauchst also einen Vormund. Gestern abend sprach Henri davon, daß du dich gleich für mündig erklären lassen könntest. Lisbeth sagte, es scheine ihr auch am besten, damit uns kein Fremder in unsre Angelegenheiten gucke und rede. Ich kann dir nicht beschreiben, wie peinlich mich das berührte. So instinktiv war mir's,

als könne uns eine Gefahr drohen, als könnten wir einen Schutz brauchen, als — —"

„Was fällt dir ein!" rief Malve und blieb auf der obersten Treppenstufe stehen. „Du denkst doch nicht, daß Henri uns auch nur um einen Pfennig benachteiligen würde?"

„Kein Pathos," flüsterte Lydia scharf, „keine moralische Entrüstung! Ein Werlhof thut nichts Unreinliches. Und am wenigsten an seinen Geschwistern. Aber es giebt ja andre Dinge: Anmaßung, Rechthaberei, Sucht zu Bevormunden! Wir kennen doch Lisbeth! Nun ist Papa nicht mehr da, sie im Zaum zu halten. Ich denke an Papa. Er war immer so für den Buchstaben. Er meinte, es läge mancherlei Gewähr darin, sich an ihn zu halten. Ich bitte dich, Malve: sage, daß du gar nicht wünschest, schon mündig erklärt zu werden, wähle dir Vormünder — mir ahnt, es wird auch Wolfgang und mir . . ."

„Lydia!" rief eine ungeduldige Stimme unten an der Treppe.

„Wir kommen ja schon," gab sie sofort zurück.

Malve konnte nicht antworten auf die raschen Flüsterreden der Schwester. Sie hätte auch so schnell nichts zu antworten gewußt. Wie hatte der Vater doch recht gehabt, wenn er manchmal bedauerte, daß Lydia kein Mann geworden war: ihr weitschauender Blick, ihre Kraft, rasch und ganz all ihre Gedanken auf einen Gegenstand zu sammeln, hatten ihm Bewunderung abgenötigt. Es war so eine kleine Liebhaberei von ihm

gewesen, seine beiden Töchter zu etikettieren und von seiner „bedeutenden“ und von seiner „edlen“ Tochter zu sprechen.

In diesem Augenblicke dachte Malve wieder einmal, daß ihr Vater sich wenigstens in Bezug auf Lydia nicht geirrt habe. Während sie selbst, mit ihrem Edelmut — — —

Sie lächelte wehmütig. Sie war sich bewußt, nicht sehr edel und nicht sehr mutig gehandelt zu haben, als sie da eben jene fünf blauen Scheine eingesiegelt hatte. Oder kam ihr das nur so vor? Durften geheime, tief verhehlte, kaum geborene und zum Absterben bestimmte Empfindungen den Maßstab geben? Oder mußten die vernünftigen, ungetrübten Ansichten ihrer Familie der Maßstab sein?

Unten im Mittelzimmer war die Mutter mit den Söhnen, der Schwiegertochter und dem Rechtsanwalt Walcker versammelt.

Das bleierne Schweigen einer halb trauervollen, halb konventionellen Stimmung lag über der kleinen Gruppe. Auch die beiden Schwestern wurden sogleich von einer gewissen peinlichen Unfreiheit gefangen genommen.

Sechs Stühle standen für die Hörer bereit, Walcker nahm mitten auf dem Sofa Platz und thronte da feierlich, Papiere vor sich auf der spiegelblanken Tischplatte.

Frau Werlhof weinte wieder still vor sich hin, auch Lisbeth tupfte mit ihrem Taschentuch an die Augen, als wolle sie Thränenspuren mildern.

Lydia, Malve und Wolfgang mußten mit einemmal lächeln. Walcker hatte auch sein Taschentuch herausgezogen, um sich den feuchten Schnurrbart zu wischen — es war ganz grau, sah aus wie ein Lappen. Seine Haushälterin hatte ihm sicher ein reines in die Tasche gesteckt, aber er pflegte oft Bücher und Akten damit abzuwischen.

Und durch dies lächerliche Tuch war die Unbefangenheit hergestellt, selbst Frau Werlhof konnte nicht mehr weinen.

Malve bemühte sich zuzuhören, wie Walcker nun den Eingang des Testamentes vorlas, worin der Verstorbene zunächst sein Vermögen herzählte, bestehend aus diesem Hause, einem Kornspeicher, mehreren Holzlagerplätzen, Staatspapieren, Schiffsanteilen und Warenbeständen an Korn und Holz. Plötzlich fiel ihr ein: „Wenn ich als Tochter noch einige ganz herzliche Dankesworte hinzugefügt hätte — —“

Gewiß das wäre zarter gewesen, hätte mehr zu seinem Gemüt gesprochen. Malve konnte nicht begreifen, daß ihr dieser ausgleichende, gute Einfall erst jetzt sozusagen als Treppenwitz kam.

„Das Vermögen, welches meine Gattin, Elisabeth, geborene Merkers, mir in die Ehe brachte, zweimalhundertundfünfzigtausend Mark, liegt unangetastet in preußischen Konsols da. Ebenso hinterlasse ich meinen Erben unvermindert das Erbe, welches ich von meinem Vater empfing.“

Hier machte Walcker eine Pause und hantierte wieder mit seinem grauen Taschentuch, bemerkte plötzlich dessen Farbe und steckte es schnell weg, ganz gewiß, daß niemand es beobachtet habe.

„Unvermindert?“ dachte Lydia und hob das Haupt. Wenn ihr etwas auffiel, wenn sie scharf nachdachte, hatte sie die Gewohnheit, ihr Angesicht ein wenig emporzurichten und ins Weite zu schauen.

Dann las Walcker die Bestimmungen vor: zwar sollten Frau und Kinder zu gleichen Teilen erben, doch erwartete Werlhof, daß keines seiner Kinder eine Auszahlung des Erbteils fordern werde; nur wenn besondere Lebensumstände Wolfgang, Lydia oder Malve dazu drängten, dennoch eine teilweise oder ganze Auszahlung zu verlangen, bat der Erblasser, daß man sich in Rücksicht auf das Haus M. H. Werlhof freundschaftlich einigen und allmähliche Kapitalsauskehrung vereinbaren solle.

Henri nickte dazu. Auch seine Geschwister waren nicht überrascht. Ihr verstorbener Vater hatte vernünftige und allgemein übliche Maßregeln in die Form eines Wunsches gekleidet; andre Familienhäupter hinterließen sie ihren Erben als Befehl. Das kam auf das Gleiche heraus. Nur daß die von ihrem Vater gewählte Form die wohlthuendere war.

Das Testament war vor drei Jahren, gleich nach Henris Heirat abgefaßt. Der älteste Sohn war zum Testamentsvollstrecker ernannt. Die Unmündigkeit Malves war nicht vorgesehen; Werlhof mochte es für undenkbar gehalten haben, daß er sterben müsse, ehe seine jüngste Tochter ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht haben sollte.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Frau Werlhof und die Geschwister waren von der Trockenheit des Wortlautes überrascht, ja enttäuscht. Der Verstorbene hatte schöne Worte geliebt und jedem Familienereignis besondern Inhalt zu geben gewußt, durch begleitende, erklärende und ermahnende Reden.

Das erste Wort sprach Henri. „Du bist in wenig Tagen zwanzig Jahr alt,“ sagte er, „wir können beantragen, daß du gleich für mündig erklärt wirst.“

„Meinetwegen,“ wollte Malve schon sagen. Aber voreilig, immer von der unbezähmbaren Sucht getrieben, sich als Autorität, als Gattin des ‚Chef‘ aufzuspielen, bemerkte Lisbeth: „Selbstredend werden wir das thun.“ Malve, ohne hinzusehen, fühlte förmlich, daß ihre Schwester vor Ärger zitterte.

Ruhig und groß ihrer eifrigen Schwägerin ins Gesicht sehend, sagte Malve: „Nein. Ich bitte Onkel Walcker und meinen Bruder Wolfgang, meine Vormünder zu sein.“

„Sehr gut! Sehr richtig,“ rief Lydia.

„Das sieht wie ein Mißtrauensvotum gegen mich aus,“ sprach Henri ärgerlich.

Walcker erklärte: „Mein liebes Kind, ich übernehme das Amt sehr gern. Aber die ganze Abwicklung ist erheblich leichter, ja sie ist ganz einfach, wenn euch kein Vormund und kein Vormundschaftsgericht dazwischen

spricht. Ich könnte in die Lage kommen, Henri Schwierigkeiten zu machen, bloß weil irgend eine allzu rigorose Vorschrift der Vormundschaftsbehörde mir das zur Pflicht macht."

„Wo gesunde und klare Verhältnisse sind, können auch durch einen Vormund keine Schwierigkeiten entstehen," bemerkte Lydia herrisch.

Malve war es im Grunde ganz gleichgültig, ob sie einen Vormund hatte oder nicht. Ihre erste Erklärung hatte sie in der Aufwallung, Lydia nach Wunsch zu handeln, abgegeben. Aber weil sie es nun einmal gesagt hatte, blieb sie dabei. Sie wünschte nicht, daß irgend jemand denken sollte, sie sei bestimmbar und schwankend.

Man redete hin und her. Und da Henri sah, daß auch Wolfgang und Lydia einer Vormundschaft für Malve geneigt waren, schüttelte er Walcker schließlich die Hand und erklärte, daß Malve keinen besseren Vertreter ihrer Interessen hätte wählen können. Die Mutter, die schweigend dagesessen und sich sehr geängstigt hatte, daß ein Streit entstehen möchte, fühlte sich beglückt. Sie bewunderte Henri, daß er sich so mit guter Miene hineinfand, denn es war ja doch wie ein Mißtrauensvotum; sie bewunderte aber auch ihre andern Kinder, die so viel Objektivität und Umsicht zeigten.

Walcker hatte aber noch etwas zu verkünden.

„Ich habe," sagte er, „noch einen Brief zu verlesen. Dein Mann, liebe Elisabeth, hat ihn mir einige Tage

nach der Testamentsabfassung gegeben, mit dem Auftrag, den Inhalt mitzuteilen, sobald wir seinen letzten Willen zusammen gelesen haben würden."

Frau Werlhof fing an zu weinen.

„Aber Mama!" riefen die Töchter und streichelten ihr Hand und Wangen.

Walcker wartete einen Augenblick, bis er sah, daß die Frau sich zu fassen suchte. Ihm war nicht angenehm zu Mut.

„Das wird ein echt Werlhoffsches Pronunciamento sein," dachte er bei sich, als er nun den Brief auseinander faltete.

„Meine teuren Kinder," fing er an zu lesen, und sofort brach auch Malve in Thränen aus.

„Ja, wenn ihr so wollt, kommen wir nicht weiter," rief Walcker grob.

„Ich bitte euch!" sagte Wolfgang beschwichtigend.

Walcker fing etwas mürrisch an:

„Also nochmal: ‚Meine teuren Kinder!

‚Das Testament, welches Ihr soeben kennen gelernt habt, sprach zu Euch in kalten Worten, und Eure Herzen mögen sich verletzt gefühlt haben, in einem solchen Augenblick von Geld und Geldeswerten hören zu sollen. Nachdem der Geschäftsmann und Haushalter zu Euch gesprochen, laßt nun auch den Vater zu Worte kommen. Er hat Euch wenig zu sagen. Nur eine Bitte spricht er aus, die, Euch immerdar untereinander zu lieben, wie er es Euch gelehrt hat. Der Friede in der Familie gehe Euch über alles. Denn in ihm und durch ihn wird

das Ansehen und der Wohlstand der Familie gedeihen.

,Aus einer Wiege seid Ihr hervorgegangen, und in einer Gruft werdet Ihr dereinst ruhen. Vergeßt niemals, daß Euch dieser gemeinsame Ausgang und Ruhegang ein Hinweis sei, auch den langen Weg dazwischen in Eintracht zusammen zu wandeln! Eure Interessen sind gemeinsam. Die Wohlfahrt des einen bedingt das Glück des andern.

,Wenn Ihr einig seid in einer großen Lebensfrage, die eins von Euch betrifft, so sei Euch das wie ein Zeichen, daß mein Segen auf Euren Entschließungen ruht.

,Meine Kinder! Die Natur hat es Euch leicht gemacht, Euch untereinander zu lieben, denn sie gab jedem von Euch Ursache, auf die andern drei stolz zu sein. Liebet Euch! Es ist dies das Testament

Eures Vaters.'"

Eine leidenschaftliche Bewegung ging durch die Reihe der Geschwister, Henri zog Lydia an seine Brust, Malve weinte in Wolfgangs Armen. Dann umklammerten sich die Schwestern, und in tiefem Ernst umschlossen sich die Brüder.

Sie fühlten sich von einem gemeinsamen Rausch emporgerissen. Stolz und Begeisterung war in ihren Seelen. Ein heißes Gelöbnis brannte jedem auf den Lippen. Wie wäre es auch möglich gewesen, sich je feindlich gegen solche Geschwister zu kehren! Der Wunsch ihres Vaters hätte gar nicht ausgesprochen zu werden

brauchen — von selbst, schon von der Wiege an, lebte in ihnen das heilige Gefühl einer unzerstörbaren Geschwisterliebe.

Mit freudigem Enthusiasmus war in diesem Augenblick jeder bereit, für den andern sein Leben hinzugeben.

Die Trauer um den Toten ging unter in der jauchzenden Erkenntnis des Glückes, solche Genossen im Dasein sich Schulter an Schulter zu wissen.

Freudenthränen weinend, saß die Mutter und sah zu. Vier schöne, stolze, reife Menschen — und doch ihr ergeben in gehorsamer Liebe. Und untereinander so in heißer Hingebung verbunden. Sie hätte dem Toten diesen herrlichen Anblick gönnen mögen.

Walcker hatte ein merkwürdiges, melancholisches Lächeln um die Lippen, und die Augen feuchteten sich ihm.

„Gehöre ich denn nicht dazu? Denkt denn niemand an mich?" dachte Lisbeth und nahm eine wartende, herausfordernde Stellung an.

Aber in diesem Augenblicke dachte nicht einmal ihr Gatte ihrer.

Eine mächtige, elementare Stimme, die Stimme des Blutes, hatte die Geschwister angerufen und machte sie taub für alles andre.

Bittere Eifersucht regte sich in Lisbeths Herzen. All die harmlosen kleinen Vorfälle ihres häuslichen Lebens, bei denen ihr Gatte wohl einmal gesagt hatte: „Meine Schwestern machen das so" — oder: „Lydia hat dazu mehr Talent," traten plötzlich scharf und

deutlich vor ihr Gedächtnis. Man ließ es sie fühlen, daß sie nur eine angeheiratete Tochter des Hauses war. Sehr taktvoll, wirklich! Sie und ihr Bruder, sie hatten sich auch lieb, aber sie machten eben nicht so viel Wirtschaft davon. Bei den Werlhofs wurde alles auf die Spitze getrieben. Die ‚hatten‘ sich immer und kamen sich immer so vor, als wären sie eine besondere Menschensorte.

„Nun, Henri — mich vergißt du wohl?“ sagte sie.

„Aber, Frauchen!“ rief er und zog sie zärtlich an sich. Auch die Geschwister wechselten nun eine kurze, herzliche Umarmung mit ihr.

Unter Thränen lächelnd sprach dann Lydia: „Da Papa uns sagt, es solle sein, als segne er uns, wenn wir einig oder einverstanden seien in großen Lebensfragen, muß ich euch wohl feierlich fragen, was ich Papa nicht mehr fragen konnte: Nehmt ihr meinen Verlobten gern in unsrer Familie auf?“

„Aber Lydia!“ — „Und wie gern.“ — „Du weißt es doch,“ hieß es durcheinander.

„Kinder,“ sagte Walcker, „wenn ihr aus eurem Überschwang wieder ein wenig auf die Welt zurückkehren möchtet, wollte ich fragen, ob Henri uns gleich die Verhältnisse klar darlegen will oder ob dazu ein neuer Termin anberaumt werden soll?“

„Nochmal und immer wieder Testaments- und Geldgeschichten?“ fragte Malve. „Gottlob, ich brauche nichts mehr davon zu hören und bürde alles Ihnen auf.“

„Nun so einfach ist das doch nicht . . .“ sagte Walcker.

„Henri wird ja vorbereitet gewesen sein und kann uns mit drei Worten ungefähr ein Bild geben,“ meinte Wolfgang. „Daß wir nach Papas Wunsch und aus eigner Erkenntnis unser Vermögen in der Firma lassen, ist ja selbstredend. Ich, als Privatgelehrter, danke Gott, wenn mir ein andrer die Mühe abnimmt und meine Geschäfte besorgt. Ich brauche niemals Kapital, und wie Henri uns das verzinsen soll, wird Papa ja bestimmt haben.“

„Mit vier Prozent,“ sagte Henri.

„Ich indessen,“ begann Lydia ein wenig befangen, „werde doch wohl . . . da ich einen Offizier heirate, den ich für mittellos halte . . .“

Henri kam ihr schon entgegen.

„Selbstredend steht dir das Kommißvermögen jede Minute zu Diensten,“ versicherte er. Lydia nickte. Diese Formalität mußte ja erfüllt werden. Und ihr übriges Kapital mochte im Geschäft stehen bleiben, so lange Henri wollte.

„Später können wir ja sehen . . . ich denke doch, daß ich dich und Malve auszahlen werde,“ sagte er.

Alle wußten, was dies ‚später‘ besagen wollte. Wenn der alte Merkers starb, erbte Lisbeth ein Vermögen, das zu den größten der Stadt gehörte.

Lisbeth war ihrem Vater in kindlicher Verehrung zugethan. Dennoch aber genoß sie mit einer unbewußt grausamen, naiven Triumphatorfreude diesen Augenblick

vorweg, und es kam ihr vor, als stamme das Geld, das den Werlhoffschen Schwestern einmal ausgezahlt werden solle, von ihr, sei ein Geschenk ihrer Großmut.

„Lydia vor allen Dingen wird ja, angesichts ihrer bevorstehenden Heirat, wissen wollen, wie hoch sie ihr Einkommen veranschlagen darf," sagte Walcker.

Über Henris Gesicht zog ein Schatten von Mißbehagen.

„Ich fürchte," begann er, „daß es nicht ohne Enttäuschungen abgeht. Papa hat wohl das Vermögen, wie er es schon erbte, erhalten, wesentlich vermehrt hat er es aber nicht. Er war keineswegs der Millionär, für den er galt. Immerhin ist seine Hinterlassenschaft auf achtmalhundertfünfzigtausend Mark zu veranschlagen. Walcker wird ja alles mit mir zusammen genau feststellen. Die vier Fünftel dieses Vermögens, die ich an euch mit vier Prozent zu verzinsen habe, gewähren euch dreien also je ein Jahreseinkommen von sechstausend Mark. Mama steht sich auf sechzehntausend, da für sie die Zinsen ihrer eignen Viertelmillion hinzukommen."

Ein vollkommenes Schweigen folgte diesen Worten. Malve war gerührt, daß ihr Vater und Vatersvater liebevoll für das Wohlergehen des Geschlechtes Werlhof gesorgt; sie hatte keine Ahnung von Geldwert, glaubte, glänzend versorgt zu sein, und fühlte mit ruhigem Stolz sich als das Mitglied einer alten, wohlhabenden Patrizierfamilie, in deren vornehmen Kreis die rauhen Lebensstürme nicht hineinblasen. Wolfgang sah ernst vor sich nieder.

Lydia war sehr bleich geworden. Aber so scharf Walcker sie auch beobachtete, er konnte auf ihrem stolzen Gesicht kein Zucken bemerken, das Enttäuschung verriet.

„Wolfgang und Malve müssen reich heiraten," sagte Walcker, „das ist das Beste, was du deinen beiden ledigen Kindern anempfehlen kannst."

Frau Elisabeth Werlhof erwachte aus einer unbehaglichen Stimmung. Sie hatte sich bei Henris Auseinandersetzung fast vor ihrer Schwiegertochter geschämt. Dieser Rat verbesserte ihre Laune nicht. Denn Lisbeth war oder wurde doch noch einmal sehr reich. Und daß sie sich in diesem Augenblick sehr fühle, — das ahnte Frau Werlhof. Dagegen wollte sie sich wehren, darüber hinaus wollte sie ihre Kinder auf ein höheres Postament stellen.

„Meine Kinder," sagte sie würdevoll, „wissen die Güter des Lebens richtiger zu taxieren; sie halten Geld nicht für den vornehmsten Besitz. Und übrigens sind sie ja, wenn auch nur bescheiden, versorgt. Nach außen zu prunken brauchen sie nicht. Sie heißen Werlhof."

Walcker war ein wenig betroffen. „Als wenn man den Seligen hört," dachte er. Er drückte seiner Freundin die Hand und sagte Henri, daß er zur Verfügung stehe, wenn sie gleich an die Bücher gehen wollten. Sie gingen, Lisbeth mit ihnen, die erklärte, ihr Vater sei unpäßlich und sie müsse nach ihm sehen.

„Sie hat Eile,“ dachte Lydia bitter, „sie muß dem alten Merkers erzählen, wie es um den Nachlaß Werlhofs steht.“

Und was der alte Merkers wußte, wußte morgen die ganze Börse.

Eile that not, wenn Jobst von Reurieth nicht von Fremden früher als von ihr selbst erfahren sollte, wie die Sachen lagen.

Wolfgangs Stimme schreckte sie auf. Dieser jüngere Bruder war der Liebling seiner Mutter und seiner Schwestern. Er hatte als Student so viel neue Töne in diesem feierlichen Hause angeschlagen, er hatte immer so viel heimlich-fröhliche Stimmungen mitgebracht in den Ferien, in den Zimmern der Schwestern allerlei Tollheiten getrieben. Mit seiner Person verknüpften sich für sie die Erinnerung an gute Stunden. Auch hatten sie ihm schon deshalb immer ein bißchen ostentativ ihre Liebe gezeigt, weil Henri des Vaters Liebling war und Henri mit seiner ‚Schönheit‘ den Spott der jungen Geschwister herausforderte.

Nun lebte Wolfgang als Doktor der Philosophie schon seit drei Jahren wieder in der Vaterstadt. Er war Kunsthistoriker, machte oft monatelang Reisen nach Spanien, Frankreich und Italien, beschäftigte sich schriftstellerisch, ohne indes wesentliche Einkünfte aus dieser Thätigkeit zu ziehen, und hatte seinem Vater schon viel Geld gekostet. Seine Reisen und die Anschaffungen kostbarer Werke und Abgüsse liefen ins Geld. Im übrigen war er ein so bedürfnisloser Mensch, daß seine

Schwestern ein Auge auf seinen Anzug haben mußten. Er unterwarf sich hierin auch gutmütig ihrem Regiment und wußte, daß Lydia zumal es liebte, ihren Bruder stets musterhaft gekleidet zu sehen.

Wolfgang hätte wohl den Rechtsanwalt und seinen Bruder hinabbegleiten sollen. Seine Mutter meinte, es sei seine Pflicht gewesen.

„Aber, Mama, wir haben ja nun Walcker. Indem der für Malve kontroliert, thut er’s ja auch für mich und Lydia.“

„Siehst du,“ sagte Lydia, ihre Schwester ansehend, „wie richtig ich dir riet.“

„Ich bin auch mit besonderen Absichten hier geblieben, Mama,“ begann er, sich nahe und zärtlich neben seine Mutter setzend, indem er ihre Hände nahm, „ich wollte dir und den Schwestern ’was anvertrauen, das Walcker und Lisbeth ja gerade noch nicht zu hören brauchten. Du hast vorhin so schöne Worte gesagt, daß deine Kinder das Geld nicht als den vornehmsten Besitz betrachten. Da hast du mir aus der Seele gesprochen. Mir verschlägt es nicht, einfacher zu leben. Ich kann auch fortan zusehen, daß mir mein Beruf ein bißchen ’was einträgt. Denn siehst du, Mama, reich heiraten kann ich nicht, weil ich ein Mädchen liebe, das wohl nicht allzuviel mitbekommen wird.“

„Wolfgang,“ rief die Mutter erschreckt. Ihr klopfte das Herz schwer.

Man sprach wohl einmal schöne Worte, besonders wenn es galt, anmaßende Gesinnung zu belehren —

aber daß das Schicksal sie nun sogleich bei diesen Worten nehmen wollte, das entsetzte die Frau doch. Mein Gott, noch eine Herzenswahl! Lydia, der schwer Geprüften, hätte selbst ihr verstorbener Mann nicht den armen Offizier verweigert, davon war sie fest überzeugt. Aber nun kam auch Wolfgang und brachte ein armes Schwiegerkind ins Haus? Dann müßte es ja abwärts gehen mit der Familie, und Henri allein stand durch das Merkerssche Geld und das Werlhoffsche Geschäft fest und stolz da.

„Mache nicht ein so entsetztes Gesicht, Mama," bat Wolfgang, „spare dir auch alle Vorstellungen. Es ist nämlich zu spät. Die Würfel sind gefallen. Wir sind uns schon lange einig."

„Und du hast nicht gesprochen, als Papa lebte?" rief Malve.

„Du fürchtetest dich vor seinem Nein?" fragte Lydia.

„Nein," sagte er ruhig, „fürchten ist nicht meine Sache. Papa hätte auch sicherlich nichts gegen die Familie einzuwenden gehabt. Es ist Eleonore von Hammer."

„Eleonore!" riefen die Schwestern wie aus einem Munde. Die Neugier überwog für einen Augenblick jedes andre Gefühl.

„Aber warum denn diese geheimnisvolle Verschwiegenheit? Dazu war ja gar kein Grund!" sagte Malve.

„Ich folgte Eleonorens Wünschen. Sie glaubte ihren Vater noch nicht verlassen zu dürfen," erklärte Wolfgang. „Aber sie wird es mir nachfühlen, daß ich in dieser Stunde, wo uns so viel bewegte, kein Geheimnis vor euch dreien mehr haben wollte."

„Ist es nicht das schöne, blonde Mädchen, das beim Bazar mit Fanny Merkers und Adele Droping zusammen die türkische Kaffeebude hatte?" fragte Frau Werlhof und suchte sich die Erscheinung, die ihr damals aufgefallen war, wieder deutlich vorzustellen. —

„Ja."

„Als Major von Hammer hier das Bataillon hatte, verkehrte er viel bei uns," sprach Frau Werlhof nachdenkend, „Papa mochte ihn gern. Die Tochter ging damals noch nicht aus. Natürlich, wenn solche Leute dann aufhören, aktiv zu sein, verliert man sie aus den Augen. Aber ich erinnere mich — man sprach damals davon, daß Hammer hier bleiben wolle, weil ihm die Stadt so gut gefiel."

Wolfgang sah, daß die Frauen sich mit den äußerlichen Begleitumständen seiner Wahl beschäftigten und zwar in einer Art, die nicht nach Widerstand aussah.

„Na," sagte er lächelnd, „eures Einverständnisses bin ich sicher. Bleibt noch Henri, um die Einigkeit herzustellen, die Papas Segen bedeutet."

„Ach, ich fürchte, Henri wird ..." fing die Mutter zaghaft an.

„Henri wird dir mittags raten, zurückzutreten und reich zu heiraten," sprach Lydia mit einem herben

Lächeln, „und abends wird er freudig deiner Wahl zustimmen. Denn inzwischen hat Lisbeth das Wort gehabt. Und je bescheidener es den Werlhofs geht, um so gehobener wird sich Lisbeth fühlen."

„Mein Kind," rief die Mutter bestürzt, „wie kannst du so etwas sagen! Ist das im Sinne von eures Vaters letztem Willen?"

„Welchen Wert hätte die Einigkeit und die Liebe, wenn sie nicht ein bißchen Selbstüberwindung kostete. Mit dieser ertragen wir Lisbeth," antwortete Lydia mit einer schmerzlichen Milde, die etwas ganz Ungewohntes an ihr war.

Wolfgang wurde von einer heftigen Aufwallung ergriffen. Fast drohend stand er vor den Frauen, und seine Augen funkelten sie an.

„Wenn ihr mein Weib nur ertragen würdet! Ich kann es nicht ausdenken! Ich muß euch sagen, ich liebe sie — ich liebe — mein Gott — ich könnte den niederschlagen, der mir mein Glück stören möchte — — —"

Schon hingen die Frauen an ihm. Beschwichtigend küßten und streichelten sie ihn und redeten auf ihn ein, daß es unmöglich sei, die schöne, liebe Eleonore nicht zu lieben, daß sie ihnen Tochter und Schwester sein solle.

Wolfgang war eigentlich nicht der Mann, von Mutter und Schwestern Zärtlichkeitsbezeugungen dieser Art gern auszuhalten. Jetzt aber that ihm der hingebende Liebeseifer wohl. Und als seine Mutter sagte:

„Bringe mir aber nun schnell deine Braut, daß ich sie segnen und küssen kann," da drückte er ihr stark die Hand.

Ihm war, als habe er seine Mutter und seine Schwestern noch nie so lieb gehabt, wie in diesem Augenblick, als vervollkommne sich sein Glück, weil diese teuren Frauen es segneten und teilen wollten.

Drittes Kapitel.

Es war am Abend desselben Tages. Die drei großen Zimmer waren erleuchtet, obschon Frau Werlhof oben in ihrer Schlafstube auf der Chaiselongue lag und Malve an ihrem Schreibtisch saß, im Namen der Mutter Beileidsbriefe erwidernd. Lydia allein ging durch die Räume. Unermüdlich schritt sie hin und her, mit erhobenem Haupt ins Unbestimmte schauend.

Sie erwartete Herrn von Neurieth. Es war ihre Aufgabe, ihm zu sagen, daß er anstatt eines schwerreichen Mädchens nur eine mäßig begüterte Braut sich genommen habe.

Ein harter Zug lag um ihren Mund, ihr Gesicht entstellend.

Sie dachte an ihren Vater. Mehr noch als die andern Geschwister war sie „sein" Kind gewesen. Sie hatte ihn noch besser verstanden und gewürdigt, wie selbst der älteste Sohn und Mitarbeiter. Oder vielmehr, sie hatte ihn zu verstehen geglaubt. Denn jetzt, wo sie an seinem noch frischen Grabe stand, begriff sie ihn doch nicht. Lydia verstand sich gut auf Geld. Sie wußte genau, daß das Geschäft jährlich einen Reinertrag von 40000—50000 Mark gebracht haben mußte. Dazu kamen die Zinsen des Vermögens ihrer beiden Eltern, die annähernd die gleiche Summe betrugen. So vornehm auch die Lebensführung der Familie war, wie viel auch die Kinder gekostet hatten — der Vater hätte alljährlich nahezu die Hälfte seines Einkommens zurücklegen können, müssen! Anstatt dessen hatte es ihm gefallen, mit verschwenderischer Hand öffentliche Unternehmungen, Wohlthätigkeitsanstalten, städtische Prunkbauten zu fördern. So hatte er mehr für sein persönliches Ansehen gesorgt, als für das dauernde Ansehen seiner Familie. Und doch lag ihm dies sehr am Herzen, darüber konnte kein Zweifel bestehen.

Seinen ältesten Sohn wußte er als Inhaber des unerschütterlich soliden Geschäftes und durch die Erbschaft, die Lisbeth einmal zufallen mußte, glänzend gestellt. Er konnte unmöglich gedacht haben, daß seine drei andern Kinder so ganz im Schatten stehen sollten. Er hatte sich doch bei Heller und Pfennig ausrechnen können, wie viel Zinsen auf jedes kamen.

Lydia fand keine andre Erklärung, als daß ihr Vater ganz einfach angenommen habe, auch seine andern Kinder würden reich heiraten.

Die Geschichte ihrer ersten Verlobung wurde wieder schmerzhaft wach in ihr. Sie sah ihn wieder vor sich, den blonden, feingliedrigen Mann, mit seinen leuchtenden Blauaugen und seiner graziösen Beweglichkeit; sie hörte wieder in ihrem Ohr die anmutige Art, wie er, der Däne, die deutsche Sprache mißhandelte, fühlte fast den

Druck seiner Hand, bebte wieder in süßen Schauern unter seinem Kuß.

Ihre Kniee zitterten. Sie setzte sich in den Lehnstuhl am Fenster. Kauernd saß sie da, die finstern Blicke in die Falten des geschlossenen Vorhanges bohrend.

Verloren — vorbei! Das war das Glück gewesen, — das die Liebe.

Als Sohn eines Geschäftsfreundes war er zu ihrem Vater gekommen, hatte als Volontär ein bißchen im Kontor gearbeitet und sprach gern lachend davon, daß er nicht geboren sei zum Arbeiten und mehr Talent habe, den Ritter schöner Damen zu spielen. Er war ein lachendes Kind des Glücks und des Reichtums. Niemand nahm ihn ernst, aber niemand war ihm gram. Lydia fühlte wohl, daß sie ihm überlegen sei, so jung sie war. Aber es riß sie fort, ihn zu lieben. Sein persönlicher Zauber bestrickte sie, sein leichtes Wesen wirkte wie Glanz und Sonnenschein. Er war das Gegenteil ihrer herrischen und ernsten Natur, und wenn sie an die Zukunft dachte, geschah es mit der selbstverständlichen Voraussetzung, daß sie die Lenkerin ihres gemeinsamen Lebens sein müsse. Für ihn sorgen, für ihn denken zu müssen, erschien ihr nur als eine Wonne mehr. In ihrer leidenschaftlichen Hingebung waren keine Grenzen — sie war noch in seine Unzulänglichkeiten verliebt.

In das rauschende Glück ihres Brautstandes hinein dröhnte der Zusammenbruch seines väterlichen Hauses.

Lydias künftiger Schwiegervater war ein Bankerotteur, ihr Verlobter ein Bettler. Und obendrein einer, der nicht arbeiten gelernt hatte.

Für Herrn Werlhof gab es kein Besinnen. Die Verlobung mußte gelöst werden. Er fragte seine Tochter, ob sie sich ein Dasein vorstellen könne, in welchem ihr Gatte von der Familie Werlhof in Gnaden mitgeschleppt werde? Lydia war zu betäubt, um dies beantworten zu können. Ihr Verlobter ersparte ihr jeden Kampf. Er erschoß sich. Er hatte es selbst gefühlt, daß seine lachende, elegante Gestalt nur vor einem goldenen Hintergrund wirkte. Mit demselben war er ein bezaubernder Mensch. Ohne denselben so etwas wie ein Taugenichts.

Über Lydias Wange rann langsam eine Thräne. Ihre kalten Finger krampften sich zusammen.

Eine Thorheit hatten viele Menschen ihre Liebe damals genannt — —

Kann eine Thorheit unsterblich sein? Wer konnte wissen, was für geheime Fäden sich von einem Menschen zum andern spinnen? Dieser Mann, gerade vor allen dieser eine leuchtend fröhliche, anmutig leichtsinnige Mann war ihr gewesen wie die Vervollkommnung ihres eignen Daseins.

Und unvernarbt, mit immer neuen Schmerzen brannte die geheime Wunde — —

Lydia fuhr auf. Wer störte sie? Kam er schon, dem sie fortan gehören wollte?

Erleichtert seufzte sie. Es war Malve, die stürmisch hereinkam, einen Brief in der Hand, alle Zeichen höchster Erregung im Gesicht.

„Habe ich es nicht gefürchtet!“ rief sie. „Denke dir, er schickt Geld zurück!“

„Wer?“ fragte Lydia aus ihrem Stuhl heraus, ohne sich zu rühren.

„Doktor Maurach natürlich. Er schreibt sehr höflich, daß er nur ein Honorar für vierundzwanzig Besuche zu fordern habe, also hundertundzwanzig Mark. Er schickt dreihundertachtzig Mark zurück, und nun sind wir seine Schuldner für die Hilfe, welche er Papa auf der Straße angedeihen ließ! Ich sagte es ja gleich, wir hätten ihm ein Andenken schenken sollen. Mama ist nun außer sich vor Beschämung.“

Sie brach in Thränen aus.

„Du scheinst auch außer dir,“ sagte Lydia, ärgerlich, daß man sie mit solch einem nebensächlichen Vorkommnis störte.

„Soll ich nicht außer mir sein,“ rief Malve und versuchte ihre Thränen zu bekämpfen, „wenn man einen solchen Mann gekränkt hat!“

„Was für einen Mann?“ fragte Lydia spöttisch.

„Doktor Maurach, der unsrem armen lieben Papa so recht menschlich beistand. Wie sehr, das kann nur ich beurteilen.“

„Beruhige dich, dieser Mann wird wahrscheinlich einen großartigen Moment dadurch gehabt haben, daß wir ihm Gelegenheit gaben, uns seinen Bettelstolz zu

zeigen. Das ist ihm mehr Belohnung als Ringe, Dosen oder Tintenfässer!“

Der Ton verletzte Malve, als gälte er ihr. Sie beherrschte sich mühsam und sprach, wie sie glaubte, freundlich: „Mama läßt dich fragen, ob du meinst, daß wir ihm nun noch etwas schicken könnten?“

Lydia sah sie aufmerksam an. Die Stimme der Schwester hatte fast heiser geklungen. Das war bei Malve ein Zeichen von großer Erregung.

„Ich finde, daß wir nichts mehr thun können. Und ich finde, daß du dich merkwürdig intensiv über diesen Doktor Maurach aufregst,“ sagte sie langsam.

Malve wurde dunkelrot.

„Ach, Unsinn,“ rief sie und ging hinaus.

Lange sah die Schwester auf die Thür, durch welche sie verschwunden war.

„Durch eben diese Thür kommt in wenig Minuten das, was man so mein Schicksal nennen könnte,“ dachte Lydia.

Sie war immer aufrichtig gegen sich selbst, bis zur Härte. Sie verschönerte auch jetzt mit keinerlei Illusionen das Bild ihrer wahrscheinlichen Zukunft. Sie wußte genau, was sie erwartete und wie sie nun bei den veränderten äußeren Lebensumständen sich einzurichten habe mit ihren Ansprüchen. Seit heute morgen erwog sie den Gedanken, Jobst von Reurieth freizugeben. Noch war ihre Verlobung nicht veröffentlicht, noch hatten sie, dank der Krankheit des Vaters und unter dem Schatten des Todes, keine vertraute Stunde mit einander verlebt.

Ihr Herz würde nicht zucken und leiden — wie damals.

Sie liebte diesen Mann nicht. Er war ihr nur angenehm. Er schien ihr der Vertrauenswürdigste, Ernsteste.

Er war der vollkommene Gegensatz zu ihm, den sie verloren! Und ihre Seele war so wund, so weh, daß sie schon zitterte, wenn sie bei einem Menschen nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Geliebten verspürte.

Als sie zwei Jahre nach der Katastrophe wieder in die Gesellschaft trat, fand sie darin Jobst von Reurieth vor, der inzwischen in die hier liegende Abteilung Feldartillerie versetzt worden war. Die vornehme und etwas gemessene Art des Mannes gefiel ihr. Doch kümmerten sie sich nicht sonderlich um einander. Langsam reifte in Lydias Seele der Vorsatz zu heiraten. Der Gedanke, mit einem Sohne der Stadt eine Vernunftheirat einzugehen, war ihr entsetzlich. Jedermann hier kannte die Geschichte ihrer ersten Verlobung. Und da draußen auf dem Kirchhof war ein Grab, das sie manchmal heimlich besuchte — —

Hier heiraten, hier leben, hieß sich tausend beobachtenden unzarten Blicken, hieß sich steter Kontrolle aussetzen. Weder Glück noch Unglück ließ sich verstecken vor den neugierigen Augen von Freunden und Vettern.

Unvermählt, vielleicht gar als romantische Gestalt ewiger bräutlicher Trauer ihre Tage zu beschließen, der Gedanke war Lydia nicht minder widerwärtig.

Sie wollte leben. Sie wollte wirken. Sie wollte herrschen.

Sie wußte, daß sie schön war, und heiß rann das Blut in ihren Adern. Vielleicht, vielleicht kamen doch noch das Glück und das Vergessen. Man sagte, daß gerade Vernunftehen oft zu seligem Liebesglück sich wendeten.

Etwas Großes, Umgestaltendes mußte geschehen. Sie mußte jenem Grab entrinnen, das sie zu sich zog wie ein Lebender, der seine Arme ausstreckt. Sie wollte nicht mehr leiden. Die ganze kraftvolle Persönlichkeit in ihr bäumte sich dagegen auf.

Und als dieser letzte Winter begann, war der Entschluß gereift. Sie sah sich alle heiratsfähigen Männer an. Mit kühlen, forschenden, hochmütigen Augen. Und ihre Wahl fiel auf Jobst von Reurieth.

Er hatte ihr nicht mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als man der Tochter eines Hauses zollt, dessen Gastlichkeit man genießt.

Wie sollte er, ein mittelloser Offizier, auch wagen, seine Augen zu der schönsten und einer der reichsten Partieen der Stadt zu erheben — dachte Lydia; sie begann, ihn ihrerseits auszuzeichnen. Es fiel ihm auf, daß er jedesmal, wenn er bei Werlhofs zu Tisch geladen war, sich die älteste Tochter als Tischdame bestimmt fand. Er fing darauf an, auch seinerseits Lydia auszuzeichnen und bemerkte bald, daß sie ihm nicht ablehnend begegnete.

Lydia glaubte, daß er sie liebe. Sie durfte sich wert halten, von einem Manne begehrt und geliebt zu werden.

Aber sie machte sich kaltblütig klar, daß Jobst von Reurieth nebenbei auch die materiellen Vorteile einer solchen Heirat nicht unterschätzen werde.

Vielleicht hätte es ihn schwer getroffen, die kaum gewonnene Braut zu verlieren, auf alle schönen goldnen Luftschlösser zu verzichten.

Den ganzen Tag hatte Lydias Stolz, nicht Lydias Herz, in einem furchtbaren Kampf gelitten. Alles in ihr empörte sich, wenn sie sich vorstellte, daß sie sich demütigen und dem Mann eine Enttäuschung bereiten solle, dem sie als eine Art Gnadenspenderin vor acht Tagen ihre Hand zugesagt hatte.

Aber ihr Verstand sagte ihr, daß die Demütigung eine noch weit größere sei, wenn sie die Verlobung rückgängig mache. Dann war es eine Art Niederlage vor der ganzen Stadt. Die Leute würden sich Märchen ausdenken, man würde sagen, die Verhältnisse der Familie Werlhof seien schlecht. Durch Reurieths Haltung am Grabe war dies Bündnis ja schon in aller Mund. Man konnte es nicht mehr auflösen, ohne Gerede hervor zurufen.

Als Lydia mit sich einig geworden war, Reurieths Antrag anzunehmen, hatte sie sich gedacht, es würde ihr gelingen, ihren Vater zu bewegen, ihr ganzes Erbteil, gemäß seinem derzeitigen Vermögensstand, ihr auszukehren. Sie berechnete dies auf eine halbe Million.

Und ihr Vater war ein Mann in den besten Jahren, kaum fünfundfünfzig. Er konnte noch zwanzig Jahre leben und weiter kapitalisieren. Dann würde sich noch dereinst aus seinem Nachlaß ein weiteres großes Erbe für sie ergeben.

Sein unerwarteter Tod, die ebenso unerwartete Offenbarung, daß er das Familienvermögen um gar nichts vermehrte, hatte alles verändert.

Lydia wußte nun, daß sie aufhören müsse, im größern Stil zu leben, daß sie die Durchschnittsexistenz der Offiziersfrau zu führen haben werde. Es gab da wohl Hunderte, die mit viel weniger Zulage auszukommen hatten. Wie jämmerlich erschien ihr das!

Mit grausamer Deutlichkeit malte sie sich aus, wie sie lernen werde zu rechnen.

War sie der Mensch, diese endlosen kleinen Beschränkungen zu ertragen? Sich zu bücken vor anmaßenden Kommandeusen? Ihr war, als hätte sie im Besitz von Reichtum sich weniger vor den Vorgesetzten ihres Gatten zu neigen brauchen. Wenn die wissen, daß es einem Offizier nicht darauf ankommt, ob er Carrière macht oder nicht — —

Nein, lieber jetzt eine rasch entschlossene Umkehr, als solch einen mühsamen Lebensweg. —

Er hatte sich damals erschossen, entweder weil er selber nicht in sich die Kraft fand, ein Leben in Beschränkung zu ertragen, oder — oder — weil er Lydia nicht die Kraft dafür zutraute?

Sie selbst bebte davor zurück, an sich die Frage zu stellen: was hättest du gethan, wenn er sich nicht getötet?!

Sie, die sich selbst kannte, wie wenige Menschen sich erkennen, sie, die alles um sich her mit durchdringend scharfem Blick durchschaute, sie wagte nicht, in diese dunklen Tiefen ihres Charakters hinabzusteigen!

Zehnmal während des Tages war sie entschlossen, Neurieth abzuschreiben.

Immer neue Beweisgründe brachte dann ihr Stolz heran, dafür, daß sie diesen Mann festhalten müsse.

Wenn ein Schicksal sich wiederholt, verliert es seine Tragik. Den ersten Verlobten hatte sie verloren. Den zweiten hingeben, auch wieder weil die Zukunft den goldnen Glanz verloren hatte, das — das konnte — lächerlich glossiert werden.

Ein entsetzliches Wort: Lächerlichkeit!

Und dann: sollte sie wieder ungesättigt von der Tafel des Lebens aufstehen? Diesmal für immer?! Denn hiernach blieb sie einfach ein alterndes Mädchen — —

Nein, tausendmal nein!

Es gab ja auch Waffen, deren man sich bedienen konnte, um das künftige Leben erträglicher zu machen! Zum Beispiel das Hervorkehren eines rasenden Hochmutes, mit dem man eine eisige Mauer um sich zog, die jedem, sei er ein Fremder oder ein Familienmitglied, den Einblick in ihre Ehe verweigerte.

So saß Lydia und brütete vor sich hin.

Die Zeit verrann. Längst hätte Neurieth hier sein sollen. Lydia bemerkte nicht, daß er unpünktlich war.

Endlich kam Biehl und meldete mit einem gewissen feierlich-freudigen Gesicht, daß Herr von Neurieth da sei.

„Selbst die Dienerschaft weiß ja schon, daß wir verlobt sind," dachte Lydia, durch Biehls Ausdruck gereizt.

Und dann erschien Neurieth auf der Schwelle. Er war ein ungewöhnlich großer, fast hagerer Mann. Die Stirn kahl, der starke Schnurrbart rostfarbig und nach etwas altmodischer Art zu wagerecht abstehenden Spitzen gedreht, die Nase kühn und die hellbraunen Augen unter dunklen Brauen sehr klar und sicher im Blick — so sah Lydias Verlobter aus. Der schwarze Sammetkragen des Feldartilleristen stand ihm gut zu Gesicht; die ganze, ernste Uniform war für diesen Mann wie gemacht.

Bei seinem Eintritte fiel jede Erregung von Lydia ab. Die Gegenwart auch des gleichgültigsten Menschen, nur eines Dienstboten, genügte immer, um ihr jene herrische, vornehme Sicherheit und Kaltblütigkeit zu geben, die alle Welt an ihr bewunderte oder haßte. Sie brauchte niemals nach Selbstbeherrschung zu ringen. Ihrer Seele war es eine angeborene Eigenschaft, sich augenblicklich stolz und einsam zu verstecken, wenn ein Beobachter ihr nahte.

„Meine teure Lydia!" sagte Neurieth und küßte seiner Braut die Hand.

Seine Haltung war mehr förmlich als zärtlich. Lächelnd sah Lydia zu ihm empor. Es war ihr ein so merkwürdiges Gefühl, daß der Mann sie überragte. Aber es gefiel ihr wohl.

„Mama hat mir erlaubt, eine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen zu haben, ehe sie selbst kommt, Sie endlich als Sohn in ihrem Hause willkommen zu heißen," begann Lydia.

„Sie — — Sie?!" fragte Neurieth mit sanftem Vorwurf und legte seinen Arm um ihre Taille.

„Vergieb," sagte sie, ihn herzlich ansehend, „unser Brautstand fängt unter so düsteren Umständen an, wir haben uns fast noch gar nicht sprechen können. Da ist mir das ‚Du' und ‚Jobst' noch so ungewohnt."

Er zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn.

Über beiden lag es wie ein Zwang. Sie fühlten es: ein andres Liebespaar wäre sich stürmisch um den Hals gefallen beim ersten Alleinsein. Und beide begriffen, daß ein freies, zutrauliches Wesen zwischen ihnen sofort hergestellt werden müsse, wenn es überhaupt je kommen sollte.

Er küßte ihre Stirn zum zweitenmal und dann, nach dem atemlosen Zögern einer Sekunde, in welcher Lydia glaubte, ihr Herz höre auf zu schlagen — dann ihren Mund.

Das schöne Weib an seiner Brust schloß die Augen und ließ sich küssen und küßte wieder.

Und nichts verriet dem Mann, daß es gewollte Küsse, erzwungene Empfindungen waren. Daß ein

heißes, verdurstetes Herz darauf wartete, ob diese Küsse wohl oder wehe thäten — — —

„Laß uns vernünftig sein," sagte Lydia endlich. „Komm, ich habe dir viel zu erzählen."

Sie ließ sich von ihm zu dem Sofa führen, auf welchem heute morgen Walcker gesessen und das Testament verlesen hatte. Es fiel ihr so grausam deutlich ein. Jobst aber war wie berauscht. Er sah das Mädchen fast erstaunt an, — ganz in Bewunderung versunken. Ihre Leidenschaft riß ihn fort, ihre Schönheit entzückte ihn.

Wer sollte nicht lernen, sie zu lieben? War er nicht beneidenswert vor Tausenden? Wem reiften alle Jugendträume? Und wem gab denn das Schicksal solchen Ersatz?

Er nahm auf einem Stuhl Platz, den er dicht an Lydias Sofaecke rückte.

„Ich muß dich gerade ansehen können," sagte er in aufwallender Verliebtheit, „du bist so schön."

„Solche Thorheiten muß ich wohl dulden, wenn wir allein sind," sagte sie, ihn anlächelnd. „Aber nicht wahr, du verzichtest darauf, mir deine Liebe in Gegenwart andrer zu zeigen. Selbst vor Mutter und Geschwistern ertrüge ich's nicht. Ich habe es immer geschmacklos gefunden, aus Empfindungen ein Schauspiel zu machen."

Er küßte ihr dankbar die Hand. Dieser Befehl entzückte ihn, und tief im Untergrunde seines Herzens regte sich etwas wie Erleichterung.

„Vornehm gedacht, vornehm gefühlt und ganz aus meiner Seele gesprochen,“ antwortete er.

Sie ließ ihm ihre beiden Hände, die er warm mit den seinen umschlossen hielt, indem er sich ein wenig vorbeugte.

„Und nun wollen wir von Geschäften reden,“ begann sie.

Er wehrte etwas gemacht ab: „Nein, nein: wenn so etwas geredet werden muß, laß mich's mit deinen Brüdern thun!“

„Ich bin mein eigner Herr und will meine Angelegenheiten selbst führen. Da ist auch wenig zu sagen. Wir müssen doch wissen, du und ich, wie wir unser Haus erbauen können.“

„Teuerste Lydia, ich bin der jüngere Sohn,“ sagte er ohne Verlegenheit, „du weißt es, mein Bruder hat das Majorat. Er muß mir lebenslänglich eine Zulage oder kleine Rente geben. Sie genügt gerade, daß ich mich als Feldartillerist bei einem angesehenen Regiment anständig halten kann.“

Sie lächelte. Ihre Haltung war von vollendeter Anmut, die Worte gingen ihr mit spielender Leichtigkeit von den Lippen. Aber ihre Blicke flammten auf seinem Gesicht. Kein Zucken darauf sollte ihr entgehen — —

„Unser guter Papa hat uns genug nachgelassen, uns das Leben in den herkömmlichen Grenzen der Offiziersgesellschaft angenehm und sorgenlos machen zu können. Papa wünscht, daß wir Geschwister in der Hauptsache unser Vermögen im Geschäft lassen, wo es

ja so sicher aufgehoben ist. Henri denkt indes, Malve und mich allmählich herauszuzahlen. Das Kommißvermögen liegt natürlich jeden Augenblick zu unsrer Disposition. Mama hat noch ein eignes Vermögen von einer Viertelmillion. Hoffen wir, daß wir unsern Anteil daran erst nach vielen, vielen Jahren erhalten werden! Ich habe mir heut von Henri sagen lassen, daß wir sechstausend Mark Zinsen oder vielleicht ein wenig mehr haben werden.“

Ja, es ging eine Bewegung über sein Gesicht und durch seine Gestalt. Lydia fühlte, daß die Hände, welche ihre kalten Finger umschlossen, sich unwillkürlich lockerten. Sie sah es, daß sein Angesicht um einen Schein blasser ward.

Und sie fuhr fort, voll Anmut zu lächeln, ein Bild ahnungsloser, völliger Sicherheit.

„Eine Bitte habe ich nun gleich,“ sagte sie beinahe schmeichelnd, „lasse dich in ein andres Regiment versetzen.“

„Ich?“

Das kam ihm ganz unerwartet. Das Erstaunen, das er zeigen konnte, war ihm wie eine erwünschte Maske.

„Du weißt es, wir Geschwister Werlhof hängen sehr an einander. Du heiratest nicht nur mich, du heiratest eine Familie. Im Grunde ist es immer so. Aber wir sind noch besonders dazu veranlagt und erzogen, aus der Geschwisterliebe einen Kultus zu machen. Ich fürchte, wenn nun auch erst Wolfgang heiratet und

Malve sich eines Tages einen Mann nimmt, sind wir zu viele zu nahe beisammen. Dem geschwisterlichen Verhältnis würde mehr Freiheit und mehr Festlichkeit bewahrt bleiben, wenn wir nicht alle an einem Ort hausten. Auch könnten wir unser Leben leichter so einrichten, wie deine verheirateten Kameraden es führen, wenn wir nicht die ganze reiche, anspruchsvolle Patrizierverwandtschaft so gleich nebenan hätten."

„In diesem Augenblick würde es von mir nicht klug sein, um eine Versetzung einzukommen," sprach er — o, wie unfrei war seine Stimme, wie finster seine Stirn gefaltet — Lydia empfand es mit erschreckender Deutlichkeit. „In anderthalb Jahren werde ich Hauptmann und Batteriechef. Die Beförderung bringt mir wahrscheinlich so wie so gleich eine Versetzung mit."

„Dann freilich — —"

Er bemühte sich, Herr der auf ihn einstürmenden Gedanken zu werden, seine ganze Aufmerksamkeit Lydia zuzuwenden, den Ton zärtlicher Bewunderung wiederzufinden. Sie könnte sonst denken ... Nur niemals, niemals klein von ihr befunden werden! Nur immer wachsam und vorsichtig! Von der ganzen Welt hätte er eher Geringschätzung ertragen, als von ihr.

Er faßte ihre Hände wieder fester.

„So schnell willst du Wolfgang und Malve schon verheiraten," scherzte er. „Also ist das Verloben wirklich so ansteckend, wie man immer sagt?"

„Malve? Nein, die wird wohl noch ein bißchen bei Mama bleiben. Aber denke dir, Wolfgang ist schon

seit vielen Wochen heimlich verlobt. Heute kam er damit heraus."

„Nicht möglich!"

„Ja, er macht es wie ich. Er findet seine andre Hälfte in der militärischen Welt. Und er wählt lediglich nach dem Herzen."

Nun wurde Neurieth wirklich aufmerksam. Es gab doch bei der hiesigen Abteilung zur Zeit gar keine heiratsfähigen Töchter — ah — vielleicht Maßbachs Schwägerin — oder — Plückows Schwester — —

Auf sein fragendes Gesicht hin vollendete Lydia: „Es ist Eleonore von Hammer."

Was war denn das? Ihr Verlobter ließ ihre Hand fahren, wie einer, der im Schreck eine sinnlose Bewegung macht. Ein dunkles Rot stieg langsam in sein Gesicht. Und sein Blick ging unsicher zur Seite.

„Kennst du Eleonore von Hammer?" fragte sie langsam.

Er fühlte, daß er beobachtet wurde; daß er sich eisern zusammen nehmen müsse — seinetwegen, Lydias wegen und um noch einer andern willen.

„Wie sollte ich sie nicht kennen!"

Das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf und machte seine Stimme unklar.

„Ich meine — näher?"

Die Kälte in Lydias Ton half ihm. Es war so merkwürdig — als mahnten ihre Haltung, ihre Miene, der Klang ihrer Worte, nur Form und Fassung zu bewahren.

„Als ich herkam, vor vier Jahren, war Hammer noch unser Kommandeur. Da er ein Jugendbekannter meiner Mutter gewesen, zog er mich besonders oft in sein Haus. Natürlich lernte ich damals die Tochter näher kennen. Aber als Hammer den Abschied nahm, lockerte sich der Verkehr allmählich. Man trifft die Tochter ja selten in Gesellschaft. Ich glaube, die Leute schlagen sich kümmerlich durch. Wenigstens hörte ich neulich die Kameraden davon sprechen, daß Fräulein von Hammer den ganzen Winter über in ein und demselben Kleide getanzt habe."

Auf seiner Stirn stand es feucht. Doch wagte er nicht, sein Taschentuch zu ziehen.

Lydia stand auf. Ein rätselvoller Ausdruck war auf ihrem Gesicht.

Der Mann fragte sich jetzt, ob sie von seiner Erregung irgend etwas gemerkt habe. Beinahe war er geneigt, zu hoffen, daß sie ihr entgangen sei.

Aber ihm kam ihr Gesicht so geisterhaft bleich vor.

„Ich glaube, wir haben uns verplaudert," sagte sie plötzlich im leichtesten Tone, „es wird Essenszeit sein, und Mama wartet auf uns."

Sie griff mit beiden Händen an ihren Haarknoten, wie um etwas zu ordnen. Es war wie eine Pause.

Jobst fühlte, daß er dies Alleinsein mit der Braut nicht enden dürfe, ohne sie noch einmal zu küssen.

Und plötzlich wallte etwas in ihm auf, das einem leidenschaftlichen Schmerz glich. Er breitete die Arme aus.

„Lydia!" rief er. „Lydia!"

Zitternd warf sie sich an seine Brust, wie Verzweifelte umklammerten sie sich. Seine Küsse brannten auf ihrem Gesicht.

Dann richtete sie sich auf, trat einen Schritt zurück und sagte feierlich: „Unser Glück haben wir nicht in der Hand, vielleicht nicht einmal unser Herz. Nur für unsre Ehre können wir uns verbürgen. Die deine soll mir das Heiligste sein auf der Welt. Laß auch dir meine Ehre ein Heiligtum sein."

Ihre Worte erschütterten ihn; kalt rann es ihm durch die Adern. Wußte sie — —? Ahnte sie —? Sah sie in die Geheimnisse seines Herzens? Ihm war, als stehe er vor einer geheimnisvoll drohenden, unergründlichen Gewalt, die von nun an Macht über sein Leben gewann.

Aber war es nicht genug Inhalt für ein Leben, dieses Weib ganz begreifen zu lernen, es zu durchschauen, es vielleicht eines Tages zu beherrschen?

„Ich schwöre es!" sprach er laut, und über sein Gesicht zog tiefe Blässe.

„Komm!"

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Werlhof wartete in der That schon fast zwanzig Minuten im Eßzimmer; mit ihr Malve und Wolfgang. Sie sprachen geduldig und lächelnd davon, daß eine solche Unpünktlichkeit zu Papas Lebzeiten gar nicht denkbar gewesen wäre.

Das Eßzimmer lag vor dem großen Festsaal, im tiefen und breiten Flügel des Hauses. Seine nach dem Hof hinausgehenden Fenster waren dicht verhängt, altes Eichenpaneel zog sich um die Wände, die oberhalb der Holzbekleidung mit einem gelben Stoff bespannt waren. Über dem gedeckten Tisch, der immer, auch wenn die Familie allein war, mit seinen Blumen und seinem Silber festlich aussah, hing vom reichverzierten Plafond ein Kronleuchter herab. Das elektrische Licht aus drei weißen Birnen erfüllte den ganzen Raum mit Tageshelle.

Wolfgang wohnte nicht im Hause, doch nahm er seine Mittagsmahlzeit stets in der Familie und kam auch abends immer, wenn er keine gesellschaftlichen Pflichten hatte. Wie hätte er auch heute fern bleiben mögen, wo seine geliebte Schwester zum erstenmal ihren Verlobten bei sich sah! Major von Hammer, sein künftiger Schwiegervater, der ihn für diesen Abend zu sich gebeten hatte, begriff es; Eleonore, in ihrer stillen, zurückhaltenden Weise, machte keine Einwendungen.

Wolfgang, der mit seiner Mutter am Arm wartend im Zimmer auf- und abging, während Malve neben dem Büffet vor der Wand saß, erzählte, wie seine Braut die Nachricht aufgenommen.

„Ich bat sie um Verzeihung, daß ich eigenmächtig das Schweigen gebrochen, und ich sagte ihr, daß du darauf wartetest, deine neue Tochter in die Arme zu schließen. Du hättest ihre Thränen sehen sollen, Mama! Sie ist erschüttert, daß sie eine Mutter haben soll. Bedenke, ihre starb, als Eleonore sechs Jahre zählte.

Sie küßt dir im voraus voll Liebe und Ehrfurcht die Hand. Und morgen vormittag bringt der Major dir sein Kind. Er machte große Augen, als er von unserm heimlichen Verlöbnis hörte. Er dilettiert nämlich ein bißchen in Kunstgeschichte und hatte geglaubt, ich besuche ihn so oft nur wegen unsrer gemeinsamen Interessen. Er wurde zuerst sehr böse."

„Böse!" rief Frau Werlhof. „Ihm ist die Wahl nicht recht, die seine Tochter traf."

„Mama fühlt sich gekränkt," sagte Malve scherzend, „Major von Hammer hätte gleich ein Dankopfer bringen sollen, weil ein Werlhof sein Schwiegersohn wird."

„Böse, weil er solche Heimlichkeit dir und ihm gegenüber nicht für schön hielt. Als ich ihm sagte, daß du sie verziehen habest, beruhigte er sich. Aber er wollte die Gründe wissen. Eleonore und ich konnten ihm doch nicht ins Gesicht sagen, daß seine Einsamkeit uns jammert, daß seine Tochter sich wegen seiner zarten Gesundheit ängstigt. Ich schwieg. Eleonore sagte leise, daß es ihr Wunsch so gewesen sei. Wenn sie auch zu keinem Menschen auf der Welt mehr Vertrauen habe, als zu mir, wenngleich sie mir so dankbar, o so aus tiefster Seele dankbar sei für meine große Liebe, so habe sie es doch noch nicht über sich vermocht, von unserm Bündnis zu reden. Du hättest nur sehen sollen, wie weiblich, wie zart, wie keusch sie anzusehen war, als sie das vorbrachte," schloß Wolfgang hingerissen. „Selbst ihr Vater schien betroffen. Er sah sie lange schweigend an. Und sie errötete unter seinem Blick."

‚Vertrauen,‘ dachte Malve, ‚Dankbarkeit? Ist ihm das genug? Oder überhörte er, daß das Wort ‚Liebe‘ nicht in ihrer Antwort vorkam?‘

Sie sah ihren Bruder sehr aufmerksam an. Aber dessen Gesicht leuchtete vor Glück.

„Eines kann ich nicht begreifen,“ sagte er stehen bleibend, „daß ich mich hingerissen sah, ein Mädchen zu lieben, das so gar keine Ähnlichkeit mit meinen Schwestern hat. Weißt du noch, Malve, früher sagte ich immer, wenn ich einmal heirate, muß meine Frau sein wie ihr.“

„Gottlob, daß sie anders ist,“ meinte Malve heiter, „wir haben doch alle ein bißchen reichlich viel Temperament und Energie. Da kommt uns ein sanftes, zartes Element im Kreise der Familie sicher sehr zu statten.“

Hier traten Lydia und Jobst von Reurieth ein.

Er küßte seiner Schwiegermutter und Schwägerin sehr ernst die Hand und empfing von der Mutter einen Kuß auf die Stirn. Dann nahm er Wolfgangs Hand, die dieser ihm herzlich und brüderlich entgegen hielt — er nahm sie zögernd; mit einem gespannten neugierigen Blick sah er den Mann an.

Lydia beobachtete ihn scharf.

Die Mutter erinnerte sich des verstorbenen Gatten und Familienhauptes. Er hätte jetzt eine große feierliche und glanzvolle Rede gehalten. Sie glaubte, es sei nun an ihr, etwas Besonderes zu sagen. Ihr Verantwortungsgefühl, das ihr Gatte immer beängstigend

stark in ihr wach zu halten gewußt hatte, regte sie sehr auf.

„Mein lieber Schwiegersohn,“ sagte sie, mit Thränen kämpfend, „ich glaube das Glück meiner heißgeliebten Tochter in die besten Hände zu legen. Ein schmerzliches Geschick beraubt Lydia des Segens des Vaters. Der Segen der Mutter, die Liebe der Geschwister muß euch das Unersetzliche ein wenig verschmerzen helfen. Mich, lieber Reurieth, finden Sie in einem Zwiespalt. Ich fürchte, die Rechte des Toten zu verletzen, wenn ich so vielem Jugendglück schon Raum im Hause gebe, wo dieses Haus noch unter dem Eindruck frischer Trauer steht. Aber ich fürchte, auch die Rechte meiner Kinder zu verletzen, wenn ich sie zum Entsagen oder Warten zwingen wollte, wo sich doch ihre Bündnisse schon schlossen, ehe das Grausame eintrat! Liebe und Takt wird uns allen helfen, einen Ausgleich zu finden und dem Glück wie der Trauer gleicherweise gerecht zu werden.“ In strammer militärischer Haltung ließ Reurieth die Rede über sich ergehen.

Ganz etwas Ähnliches hatte Frau Werlhof ihm schon am Tage nach dem Tode ihres Gatten gesagt. Aber in ihrer Aufregung mochte sie es vergessen haben.

Man kann nicht immer weinen, auch nicht um den schmerzlichsten Verlust. Seit fast zwei Wochen waren in diesem Hause so viel Thränen geflossen, daß die kräftige Natur der jungen Menschen sich instinktiv doppelt lebensfreudig aufrichtete. Das Mahl, vor dem Jobst sich während der Rede der Mutter peinvoll ge-

fürchtet hatte, wurde unerwartet heiter. Besonders Wolfgang war in glänzender Laune. Auch Malve zeigte sich allmählich lebhafter; sie war anfangs sehr zerstreut und verstimmt gewesen. Frau Werlhof enttäuschte Jobst angenehm; er hatte sie für larmoyant und anspruchsvoll gehalten und fand nun eine liebevolle, nachsichtige Frau, mit der ihre Kinder zärtlich bevormundend umgingen. Besonders Wolfgang sagte mehr als einmal: „Mama, gewöhne dir doch das Denken ab, du denkst immer viel zu viel."

Das Wesen dieser drei erschien Jobst klar, und oft ruhte sein Blick nachdenklich auf Wolfgangs charaktervollem Gesicht.

Wie kühn und sicher diese Züge waren, wie selbstbewußt und lebensfreudig die ganze Art!

Mußten die Frauen diesen Mann nicht lieben? Die eine, an die er kaum zu denken wagte, weil ihm war, als blicke Lydia in seine Seele, die eine liebte ihn wohl. Um dieses Mannes willen hatte sie so schnell vergessen, was ein langes, schönes Jahr ihr junges Leben mit Wonne und Qual ausgefüllt.

Neben ihm saß seine Braut — stolz, anmutig, lächelnd und kühl bis in das Herz hinein.

War das dasselbe Weib, das vorhin zitternd in seinen Armen gehangen? Konnte sich Liebe so verhehlen, daß jetzt, vor den Zeugen, auch nicht der leiseste Strahl aus den Tiefen dieser unerforschlichen Augen brach? Hatte sie eine so unheimliche Gewalt über sich

selbst? War das vorhin nur ein wilder heißer Traum gewesen?

Lydia nahm am Gespräch teil und zeigte keinen Augenblick die leiseste Zerstreutheit.

Aber es war, als führe sie ein Doppelleben. Während ihr Mund Familiengeschichten und Kindheitsanekdoten, mit denen man Reurieth bekannt machte, weiterführte oder ergänzte, waren ihre Gedanken grüblerisch mit sich selbst beschäftigt.

Nachdenklich sah sie den Mann an, mit dem sie nun ein Bündnis auf Leben und Tod geschlossen hatte. Ihr war, als habe sie durch die bitteren Kämpfe, die ihre Seele heute um ihn gefochten, ein Eigentumsrecht besonderer Art an ihm gewonnen. Er war gleichsam ihr Kriegsgefangener.

Kein Mensch und kein Verhängnis sollte stark genug sein, ihn ihr zu entreißen. Den Entschluß, mit ihm ein bescheidenes Los zu teilen, hatte sie ihrem blutenden Stolz abgerungen. Und obgleich dieser Mann eigentlich nur der zufällige Gegenstand ihrer leidvollen Kämpfe gewesen, machte sie ihn doch dafür verantwortlich, fühlte sich doch dadurch auf eine unlösliche Art an ihn gefesselt.

War das der Anfang der Liebe? Oder war es nur ihr unbezähmbarer Hochmut, der sich nicht demütigen wollte, der nie geirrt haben konnte?

Man trennte sich erst spät. Wolfgang und Jobst verließen zusammen das Haus.

Die Märznacht war trocken und frisch; am Hafen vor dem Hause wurde beim Schein elektrischer Lampen ein Dampfer ausgeladen. Der Krahn keuchte und quietschte, dumpf klang das Rollen von Fässern und der Fall schwerer Ballen.

Jobst war sonst nicht nervös, aber ihm fuhr es zuckend durch die Glieder. Schweigend bogen die Männer um die nächste Straßenecke und gingen die sanft emporführende Gasse zum Innern der Stadt hinauf. Wolfgang wohnte da oben in der Hauptstraße, die sich durch die ganze Länge der Stadt, auf der Rückenlinie des engbebauten Hügels hinzog. Ganz mechanisch schritt Jobst mit ihm. Sein Weg hätte ihn eigentlich über die Brücke zum Thor hinaus nach der Kaserne geführt, in deren Nähe er wohnte.

Aber er konnte sich nicht von Wolfgang trennen. Ihm war, als müsse der ihm noch etwas gestehen, anvertrauen, vielleicht von seinem Liebesglück sprechen.

Und wie er so neben Wolfgang herschritt, fühlte er mit einemmal eine tiefe Abneigung gegen ihn. Alles an ihm däuchte ihn abstoßend, der rasche Gang, die stolze Haltung, das bartlose, kühne Gesicht, das dunkle Haar, das sich als Stirnlocke in das Gesicht hineinbog, das fröhlich-sichere Wesen. Vor Bitterkeit blieb er stumm.

Wolfgang aber begann zu reden und war erstaunt, bei Jobst auf Schweigen zu stoßen. Er hielt es für Zerstreutheit. Aber dann, das „Gute Nacht" vor seiner

Hausthür, der kurze Händedruck, das erschien ihm doch wie eisige Höflichkeit.

Verwundert sah Wolfgang ihm nach. Jobst von Reurieth aber ging mit schnellen Schritten davon. Wie gejagt.

Die Sterne flimmerten herab, in der Stadt war alles Leben schlafen gegangen. Vom Turm zu Sankt Marien schlug es zwölf, und ein seltsam klägliches, zögerndes Glockenspiel, in dem die Töne durcheinander zu fallen schienen, schwirrte bebend durch die Nacht. Herzzerreißend wie eine Klage. Kümmerlich wie ein Bettellied. Gramvoll, wie ein unsicheres Gedächtnis an längst verschollene Zeiten.

Es that dem Manne fast körperlich weh.

Und er hastete weiter. Über die Brücke und den Bahndamm, wo fern rote und grüne Lichter blinkten, bunte Wächteraugen, die mit ihren träumerischen Blicken der hin und her rasenden Menschheit still zusahen.

Er kam vor das Thor; die breite Chaussee führte ihn an Gartenhäusern vorbei. Kein Licht blinkte mehr. Still und tot standen die Häuser. Es ging wie ein Atem von Schweigen von den verhängten, verschlossenen Fenstern aus.

Auch jene Fenster waren still und tot, zu denen Jobst so oft, so oft mit leuchtenden, wartenden Blicken emporgesehen.

„Hast du dich auch verkauft wie ich?!" dachte er.

Und der Kaufpreis entsprach nicht einmal zum Dritteil seinen Erwartungen.

Er hob trotzig das Haupt. Ein herbes Lächeln stand um seinen Mund.

Fern von Lydia wirkten ihre Zauber nicht auf ihn. Aber voll Entschlossenheit dachte er: „Sei es, wie es sei. Ich bin nun 'mal so hineingesaust. Aber ich will ein Hundsfott sein, wenn ich mir's je merken lasse, egal vor wem — am letzten vor meinem Weib."

Und fester klang sein Schritt, als er nun weiterging.

Viertes Kapitel.

Es war gerade so geworden, wie Lydia prophezeit hatte. Erst zeigte Henri ein großes Entsetzen darüber, daß sein Bruder sich mit einem armen Mädchen zu verbinden gedenke. Bei Lydias Wahl habe man natürlich nicht auf Geld sehen dürfen, die Ärmste hatte durch das tragische Ende ihrer ersten Verlobung zu sehr gelitten, da mußte man Gott danken, daß sie überhaupt den Mut zeigte, sich ein andres Lebensglück aufzubauen; außerdem war Reurieth ein Mann, von dem zu hoffen stand, er mache große Karriere. Aber Wolfgang — ein so junger und bei allen Frauen so wohlangeschriebener Mann! Der brauchte doch nur die Hand auszustrecken — er konnte sich die höchsten Partien herunterlangen. Er, Henri, faßte es nicht, wie man sich so ver.... ver....

Einen Herzschlag lang fürchtete Wolfgang schon, er werde das Wort „verplempern" hören müssen. Zornig sah er den Bruder an, und der murmelte dann etwas von „verlieben".

Am andern Morgen aber zeigte sich Henri geneigt, er sagte, daß er das Glück seines Bruders nicht stören wolle, stets eingedenk der letzten väterlichen Bitte, und

daß Lisbeth ihm sehr viel Schönes und Liebes von Eleonore von Hammer zu erzählen gewußt, von ihrer Bescheidenheit, ihrem sanften Wesen.

Ohne Lydias Prophezeiungen würde Wolfgang an einen Sieg der brüderlichen Liebe über gerechte und begreifliche Bedenken geglaubt haben.

Nun sah er schärfer, und eine tiefe Verstimmung blieb in ihm zurück, die in den nächsten Tagen durch die Art, wie Lisbeth seine Braut empfing, noch wuchs.

Am Morgen, nachdem Reurieth im Werlhoffschen Hause zuerst als anerkannter Schwiegersohn am Tische mit gesessen hatte, wurde der Major von Hammer nebst Fräulein Tochter durch Viehl gemeldet.

Frau Werlhof war auf diesen Besuch wohl vorbereitet; von ihren Töchtern umgeben, stand sie mitten im Zimmer. An ihrem Halse trug sie eine feine goldene Kette aus ihren Mädchentagen, daran hing ein heut morgen schleunigst vom Juwelier besorgtes Medaillon, welches das Bild des Verstorbenen enthielt. Wolfgang war von diesem Gedanken seiner Mutter, seine Braut gleich so sinnig zu beschenken, herzlich gerührt. Er erwartete nur freudige Eindrücke von den nächsten Minuten und eilte auf den Flur hinaus, seine Braut zu empfangen.

Eleonore war vor Aufregung sehr blaß, was ihr nicht sonderlich vorteilhaft stand; auch sie trug, in Rücksicht auf die Trauer im Werlhoffschen Hause, ein schwarzes Kleid. Es stammte noch von ihrer Konfirmation und wurde ab und an ein bißchen aufgearbeitet, um bei Condolenzbesuchen und Gründonnerstags, wenn Herr

von Hammer mit seiner Tochter zum Abendmahl ging, zur Hand zu sein. Es war eine sehr ungünstige Tracht für sie. Wolfgang aber hatte kein Auge dafür, mit entzücktem Blick sah er in das liebe, feine, mädchenhafte Gesicht seiner Braut.

Herr von Hammer, mit ausrasiertem weißem Bart, in der ganzen Erscheinung sich dem Aussehen des alten Kaisers nähernd, hoch aufgerichtet, mit etwas steifbeinigem Gang, nahm seine Tochter und führte sie feierlich hinein.

Die bleiche und zitternde Eleonore sah die Frauengestalten — sie hörte Wolfgang sagen: „Dies ist meine Mutter“ — und befand sich dann in den Armen von Frau Werlhof.

„Sei mir als meine Tochter von Herzen willkommen,“ sagte Frau Werlhof, die mit einer Ernüchterung kämpfte. Vor ihrer Erinnerung hatte ein sehr, sehr schönes Mädchen gestanden. Sie sah Eleonore von Hammer einmal in jenem Bazar, wo das blonde Mädchen, als Cirkassierin gekleidet, geradezu Aufsehen gemacht hatte; auch bei einer andern Gelegenheit, bei Merkers, auf einem Ball im anspruchslosen weißen Kleid, war ihr die poetische Erscheinung aufgefallen. In dem Augenblick ihres Eintretens hatte Eleonore verblüht ausgesehen, ja geradezu verblüht. Und das Mutterherz, das in der zarten Schönheit der Braut eine Art Entschädigung für ihre Armut gesehen, empfand das wie einen Stich.

Wolfgang kannte seine Mutter so genau, er hatte erwartet, sie werde Thränen der Rührung vergießen.

Gut und liebevoll zwar erschien sie, aber nicht ergriffen, das kränkte ihn.

„Ich will ihn glücklich machen," murmelte Eleonore, „so glücklich, als ich kann. Ich will keinen andern Gedanken haben."

„Gern und mit Vertrauen, meine gnädige Frau, bringe ich Ihnen mein Kind. Es ist mein einziges Gut und Glück," sprach Herr von Hammer mit bebender Stimme.

Aus den Armen der Mutter sah Eleonore sich in die Malves gezogen. Malve weinte und küßte Wolfgangs Braut fast leidenschaftlich und beschwor sie, ihn glücklich zu machen, und versprach, des Bruders Braut zu lieben.

Lydia aber stand ungerührt. Ihre Nasenflügel bebten, ihre brennenden Blicke wichen nicht von dem verweinten Gesicht Eleonorens. Und als Wolfgang seine Braut der ältern Schwester zuführte, dieselbe Innigkeit erwartend, die die Jüngere gezeigt, geschah etwas sehr Auffallendes.

Eleonore zögerte, zitterte, schlug die Augen nieder, und man sah, daß sie sich überwand, irgend einer inneren Empfindung zum Trotz, Lydia zu umarmen. Und Lydia hauchte einen Kuß auf die Stirn der andern und trat dann sogleich kühl, gleichgültig, als habe sie gar keinen Teil an den Vorgängen, zurück. Mit großen Augen sah Wolfgang diesem allen zu. Empörung stieg in ihm auf. Wie, das erlaubte sich Lydia, so hochmütig, so mit kaum verhüllter Abweisung seiner Braut zu begegnen? Sein holdes, zartfühlendes Mädchen hatte aus Haltung und Blick der Stolzen wohl gleich Feindseligkeit gewittert, da sie schon zögerte, ihr entgegen zu kommen.

Frau Werlhof nahm die Kette mit dem Medaillon von ihrem Halse.

„Nimm dies, mein Kind," sagte sie, „es ist ein Stück aus meinen Mädchentagen, von meiner Mutter stammend. Und hier — im Medaillon findest du das Bild von deines Wolfgangs Vater."

Sie öffnete die Kapsel und hielt Eleonore das Bildchen entgegen.

Voll Ehrfurcht küßte Eleonore das Bild und fiel dann ihrer Schwiegermutter um den Hals.

Da kam denn die Rührung bei Frau Werlhof; es war ihr selbst beinahe eine Erleichterung und Genugthuung. Eleonorens Benehmen, der tiefe, treue Blick, der ernste Gelöbnisse zu geben schien, wie er sich in den ihren tauchte — — das gefiel ihr wohl.

So blieb aus dieser Stunde nur ein Stachel für Wolfgang zurück, aber ein sehr scharfer: Lydias Benehmen.

Noch am selben Tage stellte er sie darüber zur Rede. Er trat oben in ihr Zimmer ein und fand sie in ihrer Lieblingsstellung. Sie saß auf der Fensterbank, das Haupt seitwärts gegen die Scheibe gelehnt, die Hände im Schoß gefaltet. So sah sie hinab auf den schmalen Quai des Flusses, sah Eisenbahnwagen mit Gütern beladen hin und her schieben, schien die Menschen auf den

Schiffen zu beobachten, starrte hinüber zu dem alten Thor am jenseitigen Ufer, schaute in den Himmel, wo Wolken zogen oder ruhevoll standen und dachte, dachte — —

Bei Wolfgangs Eintritt regte sie sich nicht. „Ich komme, um von dir Rechenschaft zu fordern. Du hast gegen meine Braut ein eisiges Benehmen an den Tag gelegt."

„Hat sie sich beklagt?" fragte Lydia im gleichgültigsten Ton.

„Nein," sprach er mit steigender Heftigkeit, „dazu ist sie zu stolz. Aber ich, verstehst du, ich fordere für Eleonore von dir eine liebevolle Haltung."

„Mein lieber Wolfgang," sagte Lydia und sah ihn von oben herab an, „ich bin keine Freundin von Scenen und Zank. Darin habe ich Papas Geschmack. Du forderst etwas für Eleonore? Liebevolle Haltung? Du bist nur berechtigt, eine höfliche zu fordern, an der habe ich es nicht fehlen lassen. Liebe läßt sich nicht erzwingen."

„Und dein Versprechen gestern morgen? Es war in Thränen heißer Schwesterliebe gegeben," fuhr er in immer wachsendem Zorn fort.

„Gestern, gestern, ach wie ist das weit!" sprach sie vor sich hin.

„Um des Friedens willen, um des Friedens willen — ich beschwöre dich, sei gut zu meiner Braut!"

Er trat zu ihr und faßte sie am Handgelenk.

„Ich werde es niemals an Rücksichtnahme fehlen lassen," versprach Lydia.

Der höfliche Ton erbitterte ihn vollends.

„Ich will keine Rücksicht," rief er, „ich will, daß du sie liebst."

„Das kann ich nicht. Sympathien lassen sich nicht befehlen."

Das traf Wolfgang wie ein Schlag. „Sie ist dir unsympathisch? Meine Eleonore? Und das sagst du mir so ins Gesicht?" stammelte er.

Sie zuckte die Achseln.

„Du hast mich gezwungen, es zu sagen. Das kommt von den Forderungen und Erörterungen. Schweigen ist so viel klüger — so viel stolzer — so bequem. Lern' es doch."

Sie sah sein entstelltes Gesicht. Und da quoll es in ihr auf. Die tiefe, heiße Anhänglichkeit an den Bruder regte sich.

„Wolfgang," sagte sie leise, „vielleicht bringt es die Zeit."

Seine Augen waren naß.

„Ich danke dir," murmelte er. „Wir wollen es hoffen."

Und er ging. Aber es war doch wie Meltau auf sein Glück gefallen.

Was Lydia verweigerte, fand er bei Henri und Lisbeth zu viel.

Er führte seine Braut am nächsten Tage in das Haus seines Bruders. Henri und Lisbeth bewohnten

bis jetzt eine kleine Villa vor dem nördlichen Thor, die der alte Merkers seiner Tochter zur Hochzeit geschenkt hatte.

Es war ein schmuckes Haus, im Glanz von hellem Ölfarbenanstrich und spiegelblank geputzten Fenstern strahlend. Im Vorgarten stand schon ein Kranz gelber, noch nicht entfalteter Krokus um ein Beet, das im übrigen noch von schützenden Tannenreisern bedeckt war. An den Büschen schien es zu keimen, wie grüne Knöpfchen saß es an den braunen Reisern. Von der Gartenpforte bis zur Hausthür an der Seite ging ein gepflasterter Weg. Die Schritte klangen hart darauf wieder.

Eleonore und Wolfgang gingen schweigend auf die Thür zu. Sie waren beide in einer gewissen Spannung.

Der Zwang, sich mit einemmal so vielen Menschen vertraulich zu nähern, war für Eleonore viel lästiger, als sie sich gedacht hatte.

Lisbeth mußte am Fenster gesessen haben, hinter einem der Vorhänge, denn sie selbst machte die Hausthür auf.

Sofort, noch auf dem Flur umarmte und küßte sie das junge Mädchen viele Male und zog sie in das nächste Zimmer.

Hier mußte Eleonore auf dem Sofa niedersitzen, und mit großer Beredsamkeit brachte Lisbeth nun ihre Glückwünsche an.

Eleonore fühlte sich durch so viel Wärme überrascht und dankbar gestimmt. Alle Welt hatte von Frau Werlhof junior stets gesagt, daß sie vor Geld- und

Familienstolz nicht wisse, wohin. Damals hörte Eleonore das als etwas Gleichgültiges an; heute, auf dem Wege hierher, war es ihr wieder eingefallen.

„Gefällt es dir ein bißchen bei mir?“ fragte Lisbeth bald und sah sich zufrieden um.

Das Zimmer war mit sehr teuren Sachen ganz schablonenhaft möbliert. Ebenso das nächste, in das man durch eine, von Vorhängen umzierte Thür sah.

„Sehr schön ist es,“ sagte Eleonore zögernd.

„Lisbeth sieht nie ihre Möbel an, ohne daran zu denken, daß die Überzüge 25—30 Mark per Meter gekostet haben,“ pflegte Lydia zu behaupten.

Das fiel Wolfgang nun ein.

„Ihr müßt von demselben Lieferanten eure Einrichtung nehmen,“ riet Lisbeth eifrig, um dann abbrechend zu sagen: „Ach, ja so.“

„Ach, ja so, das könnt ihr nicht bezahlen,“ hieß das mit größter Deutlichkeit.

„Unsre Bedürfnisse werden mehr künstlerisch als gerade luxuriös sein,“ bemerkte Wolfgang, in dem es sogleich aufwallte.

„Man kann es sich ja auch mit so wenig hübsch machen,“ sagte Lisbeth, von einem förmlich mütterlichen Wohlwollen strahlend, „und je billiger ihr euch einrichtet, je leichter wird es euch nachher, auszukommen. Denn es ist ja nicht nur das Anschaffen, es ist auch das Erhalten und Ergänzen zu bedenken. Mehr wie einen Dienstboten werdet ihr ja nicht halten können. Daran denke nur, wenn du dir deine Wäsche bestellst.

Du glaubst nicht, wie viel Zeit und Mühe Spitzen und Stickereien den Dienstboten kosten."

Jedes Wort war eine alltägliche, aber auch unbestreitbare Hausfrauenweisheit. Es mußte ja alles so werden, wie Lisbeth sagte: sie durften sich nur einfach einrichten, sie konnten sich nur einen Dienstboten halten. Wolfgang war bisher in seinen Gedanken ziemlich leicht über diese äußerlichen Umstände hinweg gekommen, auch war seine Braut gar nicht verwöhnt. Aber so aus Lisbeths Mund klang es sehr demütigend.

Dabei konnte er Lisbeth nicht einmal eine böswillige Absicht anrechnen. Er glaubte bestimmt, es sei die naive, taktlose Art, die ihr nun einmal immer eigen war. Sie hatte niemals die Menschen anders als nach Geld geschätzt. Und gerade weil er das wußte, ärgerte es ihn mehr, als es ihn freute, daß Lisbeth nun wieder Eleonorens Hand nahm und sie zärtlich streichelte.

„Ich will dir nur gestehen, ich habe schon immer so von weitem einen gewissen Schwarm für dich gehabt. Allein wegen deiner Haare. Wolfgang, bist du nicht ordentlich eitel auf die schönen Haare deiner Braut? So glanzlos, so locker, so reich. Mich ärgern meine blanken, glatten manchmal."

„Und Papa," sprach Eleonore lächelnd, „schilt manchmal; er meint, ich sähe sehr unordentlich um den Kopf aus."

„Wißt ihr, was mir einfällt," begann Lisbeth abermals eifrig, „wenn nun Mama bald ihren Hausstand auflöst und umzieht, müßt ihr euch dazu halten. Da fällt gewiß manches Stück Möbel ab. Ich will schon dafür sorgen, daß ihr in erster Linie berücksichtigt werdet. Überhaupt, halte dich nur immer zu mir," schloß sie, der neuen Schwägerin die Hand drückend.

„Wenn Mama die Wohnung verläßt?" sagte Wolfgang, maßlos erstaunt. „Ist davon die Rede? Es ist das erste, was ich höre."

„Na, das ist doch selbstredend!" rief Lisbeth. „Mein Mann, als Inhaber der Firma, muß doch das Haus übernehmen. Natürlich, wenn Mama es behalten wollte — —. Aber wir können uns nicht denken, daß Mama eine so unpraktische Idee haben sollte — wo doch nur sie und Malve allein nachbleiben! Und die großen Räume und die viele Dienerschaft, die nötig ist! Mama kann für euch ja viel mehr thun, wenn sie einfacher wohnt. Und außerdem ist es auch nötig, daß Henri im Geschäftshaus und am Hafen wohnt — oder doch bequemer für ihn."

Es war wieder alles sehr vernünftig, so — man konnte nichts dagegen sagen. Aber Wolfgang wurde doch die Wange fahl.

Jetzt kam Henri. Er sah ein wenig erhitzt aus. Er hatte im Ratskeller mit einigen Freunden gefrühstückt und sich wohl dabei ein bißchen reichlich entschädigt für den Druck, der seit vierzehn Tagen auf ihm gelegen und ihm die gewohnten kleinen Lebensfreuden verboten hatte.

In glänzender Laune, wie er war, umarmte er gleich die neue Schwägerin zärtlich und machte Wolfgang ein faustdickes Kompliment wegen seiner Herzenswahl.

Ungeduldig und noch ganz unter dem Eindrucke von Lisbeths letzter Rede stehend, fragte Wolfgang: „Du denkst daran, ins Elternhaus zu ziehen?“

„Wer sagt das?“

„Deine Frau.“

Henri warf Lisbeth einen mißbilligenden Blick zu; ihr war es doch immer allzu eilig damit, recht aufzutrumpfen.

„Na ja. Das ist doch wohl selbstredend, daß ich das Elternhaus übernehme. Ihr andern drei könnt's nicht! Na, und wenn ich's dann übernehmen muß, will ich auch da wohnen,“ sagte Henri.

„Hast du schon mit Mama davon gesprochen? Wenn Mama nun im Hause bleiben will? Wenn sie es nun mit ihrem Privatvermögen selbst übernimmt?“ fragte Wolfgang, am ganzen Körper zitternd.

Ihm war, als habe er hier alles zu verteidigen, was bisher den Reichtum ihres Lebens ausgemacht hatte. Die ganze Kindheit, die hinter ihnen lag, sie hatte sich in dem Hause abgespielt; es war das Elternhaus, mit ihm war der Begriff von Familienglück und Zusammengehörigkeit verbunden.

Henri und Lisbeth sahen sich verdutzt an.

Endlich sagte Lisbeth, ihren Mann sehr scharf im Auge behaltend, wie um ihn zur Beistimmung zu zwingen: „Noch ist es ja ein bißchen zu früh, mit Mama davon zu reden. Es wird schon von selbst zur Sprache kommen, Walcker als Malves Vormund muß ja auf baldige Klärung dringen. Dann ist es ja noch Zeit,

Mama vorzustellen, daß sie klüger handelt, das Haus nicht zu nehmen, und daß sie viel mehr für ihre Kinder thun kann, wenn sie diese Last nicht hat.“

„Sehr richtig,“ bemerkte Henri.

Sie wechselten dann das Gespräch; Wolfgang fühlte auch, er hätte sich nicht lange beherrschen können, und er wollte vor seiner Braut keinen Zank. War doch auch vor ihren Ohren die berühmte Werlhoffsche Geschwisterliebe so viel gepriesen worden.

Lisbeth fuhr fort, das junge Mädchen mit zärtlichen Vorschlägen und Versicherungen zu überschütten. Daß ihr Ton leutselig war, ahnte sie wohl selber nicht.

Endlich ging das Brautpaar.

Henri ließ es sich nicht nehmen, es bis an die Gartenpforte zu begleiten. Dort sagte er noch: „Ich habe mich sehr über Lisbeth gefreut. Sie war doch sehr nett zu deiner Braut.“

Wolfgang zog Eleonore hastig mit sich fort. Die Weinlaune hatte seinen Bruder offenherzig gemacht: wirklich, er rühmte es, daß Lisbeth nett gewesen sei, als wären Selbstüberwindung und Gnade dabei im Spiel.

Gab es denn plötzlich zwei verschiedene Rangstufen unter den Geschwistern?

Was hatte sich denn verändert? Daß der bloße Umstand, daß Henri und Lisbeth ungefähr sechsmal so viel einzunehmen hatten, als er und Lydia und Malve — daß dies der Grund sei des Hinschwindens aller fröhlichen Sicherheit und alles Vertrauens, das konnte

und wollte er nicht denken. Bei Lydias Verhalten gegen seine Braut spielte dieser Grund keinenfalls mit.

In sein finsteres Grübeln hinein sprach Eleonorens Stimme: „Wirklich, deine Geschwister waren sehr liebevoll zu mir.“

Gottlob, sie hatte nichts bemerkt oder wollte thun, als habe sie nichts bemerkt. Wie er ihr das dankte! Wie wohl ihm ihre Stimme that!

„Wenn ich aber aufrichtig etwas sagen darf,“ fuhr sie fort, „so ist mir Malve die liebste. Sie steht mir ja auch im Alter am nächsten, vielleicht kommt daher das Gefühl des Vertrautseins.“

Er drückte zärtlich ihren Arm an sich. „Dein Gefühl leitet dich richtig,“ sprach er, „Malve ist ein herrliches Mädchen, mein Liebling unter den Geschwistern und dir bereits innig zugethan. Mit Lydia,“ setzte er langsam hinzu, „mit Lydia müssen wir alle immer ein wenig Nachsicht haben. Du hast gehört: sie hatte vor Jahren eine sehr harte Geschichte durchzumachen; sie ist ein eigenartiger Charakter. Na, hoffentlich macht Reurieth sie glücklich. Er scheint eine verschlossene Natur — zum wenigsten ist er mir vis à vis von einer Zugeknöpftheit — — Magst du ihn? Du mußt ihn früher doch viel gesehen haben, als dein Papa noch Kommandeur war?“

„Ich?“ fragte Eleonore zurück. „Ich? — ob ich ihn mag? — —“

Er sah sie erstaunt an. Sie war sehr rot geworden.

„Ob du ihn magst, frage ich,“ wiederholte er mit Nachdruck.

Eleonore, unfähig zu heucheln, gab eine ganz thörichte Antwort: „Warum fragst du mich das so?“ sagte sie zitternd.

Nun erst wurde er ganz aufmerksam. Er verwandte keinen Blick von ihr.

„Weil er doch unser Schwager wird, mit dem wir verkehren müssen,“ sprach er.

„Ja das ist wahr. Gewiß. Ja, er ist unser Schwager,“ sprach sie hastig.

Wolfgang schwieg. Man war auf der Straße. Das Weiterforschen und Nachfragen mußte verschoben werden. Denn daß Eleonore nicht unbefangen geblieben war, mußte ein Kind sehen. Es fiel ihm nicht ein, an seiner Braut zu zweifeln. Mißtrauen gehörte nicht zu Wolfgangs Eigenschaften. Er dachte an allerlei: vielleicht hatten Hammer und Reurieth in stiller Feindseligkeit zu einander gestanden, und Eleonore fürchtete, das könne nun mit in die neue Familie hineingetragen werden; oder Hammer, der als Kommandeur die moralischen Schwächen seiner Offiziere genau gekannt hatte, hielt sehr wenig von Reurieths Charakter. Er war beinahe gerührt darüber, daß sein liebes, sanftes Kind sich so gar nicht verstellen konnte.

Allerlei Bekannte begegneten ihnen. Sie mußten Glückwünsche annehmen und immer wieder erzählen, daß man die Verlobungen Lydias und Wolfgangs ja doch nicht habe geheim halten können, daß man aber wegen der tiefen Trauer von jeder Anzeige und allen Besuchen absähe.

Wolfgang setzte seine Braut mitten in der Stadt in einen Wagen und hieß den Kutscher sie nach Hause fahren. Er hatte einige unklare Entschuldigungen, weshalb er sie nicht selbst heimbringe. Sie sah ihn traurig an. Sie glaubte, ihre Verwirrung, als von Reurieth die Rede war, habe peinlich auf ihn gewirkt, und er wittere da irgend ein Geheimnis.

„Ob ich wohl reden oder schweigen muß?" dachte sie ängstlich, „ach wer mir das sagen könnte!"

Er aber dachte nicht mehr an diese ihre Verwirrung.

Alles, was im Leben an ihn herankam oder bis jetzt herangekommen war, hatte nur eine Bedeutung zweiten Ranges im Vergleich zu dem, was sich in seinem Geschwisterkreis begab.

Wolfgang und seine Geschwister waren, seit sie denken konnten, darauf hingeleitet worden, sich fortwährend die größte Beachtung zu schenken und den äußersten Wert auf das Urteil und Benehmen der Familienmitglieder zu legen.

Nun hatte Wolfgang das Bedürfnis, allein zu sein und in langem, gesammeltem Nachdenken sich klar zu machen, wohin so plötzlich das fröhliche, stolze Zusammengehörigkeitsgefühl gekommen war. Oder war es noch da? Lag es an ihm? War er nur so überreizt? Die jähe Erkrankung des Vaters, sein Tod, die Offenbarungen des Testaments, Lydias Verlobung, die Bekanntgebung seines eigenen Herzensbündnisses, Eleonorens Eintritt in seine Familie — das konnte auch einen sonst nicht nervösen Menschen wohl aus dem Geleise werfen.

Gewiß, er war überreizt. Auch Lydia war nervös. Ebenso hatten Henri und Lisbeth etwas die Haltung verloren.

„Es wird sich alles wiederfinden," dachte er zuletzt, nachdem er stundenlang planlos umhergelaufen war.

Er sah nach der Uhr. Schon nach vier. Aber immer noch Zeit genug, recht zu Tisch zu kommen.

Wie wohl ihm die herbe Frische des Märztages gethan hatte! Er liebte dieses weiße nüchterne Licht des Vorfrühlings, es hatte etwas so Verheißendes. Es war, als müsse jeden Augenblick die weiße grelle Wand des Himmels auseinander gehen und leuchtende Bläue herausdringen.

Er stand an einem seeartigen Wasser. Drüben spiegelten sich die Türme des Domes. Die standen scharf vor dem silbrigen Himmel. Ihre viereckigen Backsteinformen, glatt und jede bauschige Zierart verschmähend, erhoben sich lang und massig zugleich, nur von gotischen Bogenfenstern waren die Mauern durchbrochen. Und die roten Bauten trugen vom Alter grün gewordene Kupferdächer, die sich so langsam verjüngten und hoch droben in so nadelscharfer Spitze sich in die Luft bohrten, daß diese Dächer fast die Hälfte der Türme ausmachten.

Die einfache Gewalt, die still ruhende Kraft und Größe dieses Baues zeigte sich, seltsam zum Lieblichen gemildert, noch einmal im Wasser; da zitterten die Linien und verwischten die Härte, da wellte ein blanker Flutstreifen sich über das Abbild einer roten Mauerfläche.

Wolfgang liebte dieses Bild und ward nie müde, seinem reizvollen Wechsel zuzusehen. Denn im Sommer gab das Wasser auch noch alle vollen Töne des Ufergrüns wieder, wo es jetzt braune Reiser spiegelte.

Dort drüben in dem Dome würde er getraut werden. Der alte Hauptpastor dort war ein Großvetter seines Vaters. Deshalb hielt sich die Familie Werlhof mit ihren wirklichen und repräsentativen Kirchenbedürfnissen zu diesem Geistlichen.

Das Auge feuchtete sich Wolfgang, wenn er sich den guten alten Schney vorstellte, den selber immer die Rührung übermannte, sobald er junges Glück vor sich sah.

In fröhlicher Zuversicht dieses Tages denkend, eilte er nun heim. An der Ecke der Straße, die hinab zum Hafen führte, lief er mit Malve zusammen.

„Na nu — —“

„Ich habe etwas früher und allein gegessen,“ sagte sie, „ich wollte Onkel Walcker gern besuchen. Und den stört man am wenigsten bei seinem Kaffee.“

„Du denkst wohl, du mußt dich ein bißchen töchterlich zu ihm halten, weil er dein Vormund ist?“ fragte Wolfgang scherzend.

„So etwas dergleichen.“

„Eleonore läßt dir durch mich eine Liebeserklärung machen,“ bestellte Wolfgang.

„Beruht ganz auf Gegenseitigkeit,“ antwortete Malve im Davongehen.

Was Wolfgang noch an frischem Mut gefehlt, ergänzte diese kurze Begegnung mit den schnell gewechselten Reden in etwas burschikosem Ton.

Malve ging die Hauptstraße entlang. Da besaß der Rechtsanwalt Walcker sein Haus. Vorn hatte er zwei Läden vermietet; der Mittelgang führte nach hinten, wo in den Parterreräumen des Flügels die Büreaus Walckers lagen. Eine Treppe hoch wohnte Walcker, die Wohnung im zweiten Stock war vermietet. Auf der Straße begann schon das lebhafte Treiben des Nachmittags. Malve fühlte sich ein wenig befangen, sie war es nicht gewöhnt, um diese Zeit und überhaupt allein auf der Straße zu sein. Ihr Vater hatte darauf gehalten, daß immer die Mutter mit den Töchtern oder die Töchter zusammen ausgingen, sonst mußte Biehl hinter ihnen her pilgern, wenn einmal eine allein aus wollte. Dies war in der Mittelstadt eine völlig unnötige Fürsorge, überdies kannte alle Welt die Werlhofschen Damen, ihnen konnte gar nichts geschehen. Aber vielleicht gerade, weil man seine Damen kannte, bestand Werlhof auf dieser etwas großartigen Gewohnheit. Es sollte bei ihm in allen Dingen immer vornehmer und gemessener zugehen, als bei andern Leuten, aber diese andern Leute sollten auch erfahren, d a ß es so zugehe.

Die Treppen zu Walckers Wohnung hinauf lagen in grauem Dämmerlicht. Malve hastete hinauf, wie eine, die heimliche Wege geht. Sie hatte den Ihrigen nur so im allgemeinen gesagt, daß sie es angemessen fände, Onkel Walcker einmal zu besuchen. Er war ein

Junggeselle und noch nicht einmal ein ganz alter, und deshalb hatte er wohl gar keinen Anspruch auf einen Besuch Malves. Aber Lydia, die dies sonst gewiß eingewendet hätte, war so sehr mit sich beschäftigt. Sie hatte keine Zeit mehr, Malve zu bevormunden.

Walckers Haushälterin machte große Augen, als im Halbdunkel des schmalen Korridors eine Dame vor ihr stand, der die Kreppschleier tiefer Trauer vom Haupt wallten.

„Onkel Walcker ist doch zu Hause?“ fragte Malve.

„Gott — oh Gott — eine von den Werlhoffschen Damen!“ rief die Haushälterin, „und wie sieht es nu wieder bei ihm aus, und was ist da nu wieder für 'ne Luft!“

Sie war eine große Person mit derben Gliedmaßen; aus ihrem Gesicht mit den kupferigen Wangen sahen zwei hellblaue, ein wenig vorquellende Augen dreist heraus. „Dorschaugen hat sie, aber leider Gottes kein Fischblut,“ pflegte Walcker von ihr zu sagen. Nun ging sie nach vorn, und Malve hörte Scheltworte.

Walcker erschien humpelnd und rief gleich: „Aber, mein Kind, nach Tabak riecht es furchtbar — —“

„Schadet nichts, wenn ich Sie nur nicht störe.“

Drinnen, wo es keineswegs schlimm aussah, wischte Frau Rieckmann noch immer Aschespuren vom Tisch und verscheuchte zwischendurch, mit emporgehobenen Händen schlagend, den Cigarrenqualm, der in bläulichen Lagen die Zimmerluft durchquerte.

Walcker machte mit seinem Daumen eine knappe Bewegung nach der Richtung der Thür zu.

„Verduften,“ befahl er.

„Wenn das gnädige Fräulein sich bloß nich umgucken wollen,“ flehte die Rieckmann noch in der Thür.

„Der unersättliche Reinlichkeitsehrgeiz dieses Weibes verbittert mein Leben,“ sagte er und ging, ein wenig hinkend, auf den Tisch zu, wo er einen Lehnsessel für Malve zurechtschob.

„Setzen Sie sich da hinein, liebes Kind. Ich habe beobachtet, daß alle Menschen sich sicherer fühlen und besser reden, wenn sie zwischen sich und ihrem Publikum einen Tisch haben.“

„Sie hinken, Onkel Walcker?“ fragte Malve, die ihren Schleier zurückschlug und ihre Jacke aufknöpfte.

„Das Begräbnis Ihres Vaters . . .“ antwortete er und deutete auf sein rheumatisches Bein. „Na und ihr macht da kalte Hochzeitsschüsseln vom Gebackenen des Leichenschmauses, um mit Hamlet zu reden, der übrigens sonst nicht mein Mann ist: entweder hatte er Hallucinationen, und dann ist er nervös belastet, oder er sah seinen Alten wirklich, dann gehört der Monolog ‚Sein oder Nichtsein‘ zur Litteratur des Überflüssigen.“

„Hochzeitsschüsseln machen wir gerade noch nicht, obschon ich glaube, Lydia und Jobst werden bald, und in aller Stille natürlich, heiraten. Was sollen meine Geschwister thun? Daß zwei Verlobungen, die doch vor Papas Erkrankung geschlossen wurden, nicht geheim

bleiben können bis nach Ablauf der Trauerzeit, hier in unsrer Stadt, das ist wohl klar."

„Gewiß, mein Kind, gewiß. Außerdem bin ich der Meinung, daß die Lebenden den Vortritt vor den Toten haben sollen. Obschon ich Ihnen da eine kolossal lehrreiche Geschichte von einem Japaner erzählen kann, der, treu die Religionsvorschriften seines Stammes befolgend, das Holzabbild seines toten Vaters immer mit sich führte und immer erst dies Bild bediente, ehe er sich selbst etwas gönnte. Einst kam er in einem Wald in eine einsame Hütte. Es war nur ein Bett darin, und ein wenig Früchte standen in der scheinbar verlassenen Wohnung. Mein Japaner legte die Holzpuppe in das Bett, und die Früchte stellte er davor. Er selbst verkroch sich hungrig in den Laubhaufen neben dem Herde. In der Nacht aber kam der Drache, der diese Hütte als Falle benutzte und verschlang die Gestalt, die im Bett lag und die er für den Reisenden hielt. Es war aber, wie wir wissen, der hölzerne Vater, und an dem Bissen erstickte der Drache, während mein Japaner, für seine Kindestreue belohnt, gesund von dannen zog. Drastisch — was?"

Er ließ sich stöhnend Malve gegenüber nieder. Ihr Gesicht war im Licht, das seine im Schatten, — so setzte er aus alter Advokatengewohnheit immer seine Besuche.

Malve war ganz rot geworden.

„Haben Sie den Eindruck, als fehle es an Pietät gegen unsern Verstorbenen?" fragte sie gekränkt.

„I, man muß nicht immer alle meine Geschichten persönlich nehmen. Wenigstens Ihnen, Malve, galt sie nicht. Während ich doch so meine Gedanken darüber habe, ob ich nicht 'mal gelegentlich Henri und Lisbeth die Geschichte versetzen soll."

Malve schwieg einen Augenblick.

„Wir sind alle Menschen," begann sie dann leise, „Papas Tod hat uns Geschwister in so verschiedene Lagen versetzt. Uns hat er beraubt, Henri und Lisbeth in eine herrschende Position gebracht. Es mag wohl schwer sein, sich mit solchem Wechsel abzufinden. Die Leidenden haben es leichter taktvoll zu sein, als die Siegenden."

„So, so," machte Walcker, als werde ihm da eine überraschende neue Weisheit mitgeteilt. „Und mich habt ihr als Sturmbock zwischen euch und Henri und Lisbeth geschoben."

„Ich hoffe, die Vormundschaft wird Ihnen keine unangenehmen Stunden bringen," sagte Malve geduldig.

„Na, Sie sind doch hier, um mir eine zu bereiten? So von ungefähr kommen Sie doch nicht her?" fragte er.

„Gewiß nicht. Aber was ich bitten will, hat mit der Erbschaft nichts zu thun."

„Also . . ."

Malve sah vor sich nieder. Sie suchte nach ganz unbefangenen Worten. Sie fand sie auch. Aber sie konnte nicht verhüten, daß es ihr glühend in die Wangen stieg.

„Ich glaube, wir haben jemanden schwer gekränkt, der unsern Dank verdient. Da ich Papa hauptsächlich gepflegt habe und es mir daher vorkommt, als sei ich besonders an der Sache beteiligt, möchte ich, mit Ihrer Hilfe, lieber Onkel, es in die Hand nehmen, die Kränkung gutzumachen. Es handelt sich um Herrn Doktor Maurach.“

„Ich denke, das ist längst erledigt und der Mann hat seine fünfhundert Mark bekommen.“

„Wovon er dreihundertundachtzig mit höflichem Danke zurückschickte,“ rief Malve. Sie vergaß plötzlich alle Zurückhaltung und sprach voll Leidenschaft auf den Freund ihr gegenüber ein. „Ganz kaltblütig hat er seine Besuche uns vorgerechnet — vierundzwanzig. Mir hat es gleich geahnt, daß er nicht der Mann war, ein Almosen anzunehmen. Gerade er mußte empfindlich sein. Ich habe so viel gebeten, laßt uns ihm ein Andenken schicken! Aber nein: die Großmannssucht der Werlhofs that es nicht unter einem klotzigen Geldbetrag! Und was das Schlimmste ist, Onkel Walcker, wir sind nun seine Schuldner für die liebevolle, oh, für die so wohlthätige Hilfe, die er Papa damals angedeihen ließ — — auf der Straße. Wenn Sie wüßten, mit welchem Ausdrucke Papa davon sprach! Wenn Sie die Blicke gesehen hätten, mit denen Papa ihn anlächelte, wenn er kam! So getröstet, so beruhigt. Und für all die Wohlthat muß ich ihm danken, ich muß es, ich finde sonst keine Ruhe, und ich komme mir vor, wie eine undankbare Tochter. Sie haben mir vorhin eine Geschichte von

einem Japaner erzählt — nicht wahr, Sie reden nie ein zweckloses Wort. Sie wollten uns mahnen, treu dem Andenken des Verstorbenen zu bleiben. Helfen Sie mir, eine heilige Pflicht zu erfüllen.“

Walcker, auf seinem Beobachtungsposten, mit dem Fenster im Rücken, sah mit Vergnügen dem wechselnden Spiel des beredten Ausdrucks zu. „Was die Malve für ein lebendiges Gesicht hat,“ dachte er wohlgefällig. Und als von ihren Lippen das Wort „Großmannssucht“ fiel, lächelte er ein wenig. Bei kaltem Blute hätte sie das nie gesagt. Und doch war vielleicht dieser heftige Wille, dem Doktor Maurach zu danken, auch nur jene hochfahrende Großartigkeit, die den Gedanken nicht ertrug, jemandes Schuldnerin zu sein. „Hoffentlich ist sie das,“ setzte er in Gedanken hinzu.

„Wie haben Sie sich denn das gedacht, mein Kind? Was soll ich dabei? Und warum kann ich besser dabei helfen, als die Ihrigen?“ fragte er.

Malve wich seinem Blick aus.

„Ich habe mit Mama und Lydia davon gesprochen. Lydia besonders hat so harte Worte gebraucht. Da faßte ich den Entschluß, allein eine Pflicht zu erfüllen, die nur ich zu erkennen scheine. Und Sie wollte ich bitten: lassen Sie Herrn Doktor Maurach holen. Er wohnt ja keine drei Minuten von hier. Ich muß ihm die Hand drücken. Ich muß ihm sagen, daß ich ihm Dankbarkeit bewahre — immer, immer — —“

Sie brach in Thränen aus.

„Das sitzt noch lose," dachte Walcker in Bezug auf die Thränen, „die Nerven sind noch nicht zur Ruhe. Aber doch . . ."

Er drückte seine geballte Linke gegen seinen Mund.

„Hm — hm — hm" machte er dahinter.

„Muß es sein?" fragte er.

„Ja," sagte sie entschlossen und richtete ihr Gesicht auf, „es muß sein. Mir ist, als sei die ganze Geschichte von Papas Krankheit und Tod nicht eher abgeschlossen. Ich finde keine Ruhe. Alle meine Gedanken drehen sich um diesen Punkt. Zu Hause schelten sie mich schon zerstreut und launisch. Ich trage es Lydia nach, daß sie so hart von Bettelstolz und dergleichen sprach — ja das thue ich. Und Mama trage ich's nach, daß sie sich von Lydia bestimmen läßt, und Wolfgang trage ich es nach, daß er kein Interesse an der Frage zeigt. Ich muß ein Unrecht gut machen. Ich muß die Hand drücken, die Papas Augen schloß — diese Hand, in die wir nichts besseres zu legen wußten als Geld — Geld!"

Sie stand auf und ging im Zimmer hin und her und war so aufgeregt, daß ihr die Kniee zitterten.

Walcker sah sie nicht mehr an. Er ließ sie umherlaufen. Er wußte genug. Es war also doch 'was andres als hochfahrende Großartigkeit, die keine Dankesschuld tragen will.

Er hielt es immer mit den einfachen Lebensweisheiten; die Geschichte mit dem verbotenen Apfel war ihm das Fundament aller Psychologie.

Malve ihren Wunsch verweigern, hieß ihr vielleicht über sich selbst die Augen öffnen, und sicher hieß es, ihre Gedanken immer mehr zu diesem Manne treiben.

„Sachte daran vorbei kommen," dachte er, „das ist am klügsten."

„Kind!"

„Onkel Walcker?"

„Möchten Sie 'mal klingeln. Ich habe immer schwere Not, wenn ich aufstehen soll. Und wenn mein Bruder stirbt — ich begrabe ihn nicht mit, wenn's wieder hundert Prozent Feuchtigkeit in der Luft giebt."

Frau Rieckmann erschien.

„Line soll gleich zum Doktor Maurach laufen — Sie wissen wohl, in der Fleischhauerstraße — au — au — er soll so gut sein und gleich kommen — gleich und auf den Rückweg soll sie ein Bensonpflaster aus der Apotheke mitbringen," — er rieb sich jämmerlich sein Bein.

Frau Rieckmann blieb ganz ungerührt. Sie hielt ihren Herrn für sehr „wehleidig", glaubte ihm nur die Hälfte seiner Schmerzen und sah den Befehl, schleunigst einen fremden Arzt zu holen, für eine Albernheit an.

„Line ist noch mit der Küche nich fertig," sagte sie, „und Lebensgefahr ist ja woll noch nich. Morgen früh kommt Doktor Fangart so wie so. Wenn nur einmal auf mich gehört würde, sparten wir viel an Doktor und Apotheker."

„Eine Roßkastanie soll ich in der Achselhöhle tragen und ein Meerschweinchenfell auf der Brust — dann meinen Sie, hüpf' ich wieder wie'n Jüngling auf

blumiger Flur! Line soll ihre Aufwaschbalge stehen lassen und zum Doktor Maurach laufen. Das Leben retten soll er mir nicht — ich brauch' ihn zu 'ner juristischen Sache," schalt Walcker.

„Ach so! Das hätten Sie man gleich sagen können."

„Juristische Sachen — das ist noch das einzige, wovor diese Person Respekt hat, weil's Geld bringt. Sonst imponiert ihr absolut nichts — nicht 'mal der alte Werlhof hat ihr imponiert. Ach so — entschuldigen Sie, Malve, es war Ihr Papa. Aber es ist wahr" brummte Walcker.

Malve hörte auf den Streit der beiden mit halbem Ohr. Ihr war plötzlich sehr ängstlich zu Mut. Ihr Begehr hatte sie eine einfache Sache gedäucht. Jetzt, da es erfüllt werden sollte, erschien es ihr ungewöhnlich, fast abenteuerlich, jedenfalls gegen alles gesellschaftliche Herkommen. Zehnmal hatte sie sich gesagt: „Warum soll ich ihm nicht im Hause und in der Gegenwart meines Vormundes danken?" Nun wünschte sie heiß, Walcker hätte nein gesagt.

Aber vielleicht war er gar nicht zu Hause. Das war ein befreiender Gedanke. Gewiß, er machte noch Krankenbesuche. Während der Leidenstage ihres Vaters war er immer um diese Zeit gekommen.

Wenn Walcker doch etwas sprechen möchte! Aber der saß nun still und war offenbar mit seinen Gedanken ganz wo anders. In der That war ihm eingefallen, daß Line auf dem Rückweg außer nach der Apotheke, noch zum Senator Doktor Müller gehen und die Protokolle über die letzte Sitzung der Hafenbaudeputation hätte verlangen können. Natürlich fiel ihm dabei wieder die Pfahlbürger- und Kirchturmsphilisterpolitik ein, die der Oberlehrer Doktor Greuert in der Sitzung entwickelt. Aber ordentlich hatte er's ihm gegeben, an Treppenwitz litt Walcker gerade nicht — ordentlich und so Schlag auf Schlag. — —

„Onkel!"

Er fuhr auf. „Ja mein Kind? — Ach ja, da bist du noch, und dein Doktor wird wohl gleich kommen."

„Wenn er nicht zu Hause war, kommt er wohl ein andermal zu Ihnen, und Sie sagen ihm dann . . ."

„I — der ist zu Hause. Der hat nicht viel zu thun, 'mal ein paar arme Leute oder bei Unglücksfällen und so."

„Wie ist dies möglich?" fragte Malve, die am Fenster stand und in die leeren Porzellanblumentöpfe hineinguckte, „er ist so geschickt und weiß dem Kranken so viel Zuversicht einzuflößen.

Walcker erhob seine ausgebreiteten Hände. Das war seine Zweifelsgebärde.

„Er kann nun 'mal nicht hochkommen. Da sind zu viel Vorurteile. Er ist ja aus 'ner ersten Hamburger Familie — der letzte seines Geschlechts. In Hamburg ging es gar nicht. Die alten Jugendgeschichten werden immer wieder ausgegraben. Na, da dachte er wohl hier — — aber von hier nach Hamburg — da sind zu viel Fäden — Malve, mein Kind, was ich so sage, soll kein Unheil anstiften."

„Unheil! Wieso Unheil?“ fragte Malve und kam langsam an den Tisch zurück.

„Ich meine: Mitleid. Mitleid ist Unheil. Neunmal von zehnmal. Wenn die Frauen heben und retten und ausgleichen wollen — es kommt nichts dabei 'raus.“

„Herr Doktor Maurach scheint mir nicht der Mann, dem man Mitleid aufdrängen dürfte,“ sagte Malve und sah mit hochfahrendem Ausdruck auf Walcker herab.

Dies imponierte Walcker nicht ein bißchen.

„Ich weiß nicht. So rauh ist ja wohl kein Mann, daß er sich nicht 'mal die Seele gern ein bißchen streicheln läßt. Übrigens: Sie reden wohl besser unter vier Augen mit ihm.“

Er klammerte sich mit beiden Händen an die Tischkante und stand mühevoll auf.

„Nein, nein!“ rief Malve.

„Dieser Schuft von Fangart,“ sagte Walcker, mit sich beschäftigt, „will mir einreden, daß ich in Bewegung bleiben muß. Ihm zum Tort legte ich mich ins Bett, um ihm zu zeigen, daß es das einzig Wahre ist. Nur — wo soll ich die Zeit dazu herkriegen? Glauben Sie, Kind, daß es ein Vergnügen ist, durchs Leben zu wandeln, wenn man bei jedem Schritt ‚Au!‘ schreien möchte? Und nicht 'mal darf! Jede Kreatur kann ihren Schmerz 'rausschreien — ich nicht. Ich möchte aber wohl 'mal sehen, was Präsident Seifenbrodt für'n Gesicht machte, wenn ich mein Plaidoyer mit einigen Au's und Weh's verzierte.“

Draußen klang die Glocke der Etagenthür.

„Bleiben Sie bei mir,“ flehte Malve.

Er schüttelte den Kopf.

Es war nur Line, die durch die Thürspalte meldete, der Herr Doktor Maurach würde sofort kommen.

„Bitte, bleiben Sie bei mir?“

„Nee,“ sagte er verstockt, „ich gehe da hinein.“ Er wies auf das Eßzimmer. „Die Thür laß ich offen. Sie sehen, ich habe Mannesmut, denn Hochwohlgeboren Madame Rieckmann schimpft nachher, daß kalter Tabaksdunst hineingezogen ist, was aus Gründen, die zu hoch oder zu tief für mich sind, nicht sein darf. Aber was Sie da vorhaben, ist 'ne Gemüts-Luxussache. Donnerwetter! Gemüt und Luxus auf einmal. Das ist zu viel. Das erste fällt mir leicht ins Komische, das zweite ärgert mich. Und dann: ich glaube, er ist empfindlich, der Maurach. Unter vier Augen, besonders, wenn zwei davon so schön sind, darf ein Mann mehr Geduld, Nachsicht, Vergebungsfreudigkeit und sonstige ethische Dinge entwickeln, als unter der Zeugenschaft eines Mannes.“

„Warum sollte er empfindlich sein?“ fragte Malve, in dem Wunsch, mehr zu erfahren.

„Wenn Sie mir Salz auf die Haut streuen, fühl' ich's nicht — was? Streuen Sie es auf eine wunde Haut, dann schreit, der in der Haut steckt. Ist das logisch? Und der Mann ist wund! Das sieht man ihm an. Er hat seine finstere Jugendgeschichte nicht überwunden.

„Was ist es mit dieser Jugend?“

„Das wissen Sie nicht? Mein Gott, als er durch den Beistand, den er Ihrem Papa leistete, wieder in aller Mäuler kam, grub man sie wieder aus, und da dachte ich . . . Na, das ist ja beinah 'n Wunder. Bei uns in unsrer Stadt kommt es also doch 'mal vor, daß einer vom andern nicht gehört hat, wie er geboren ist, wie viel Wichse er in der Schule bekam, wie viel Schillinge er im Portemonnaie hat!" sprach Walcker, von objektivem Erstaunen hingenommen. Dann setzte er seelenruhig hinzu: „Er hat ein Menschenleben auf dem Gewissen."

Malve taumelte fast zurück. Das traf sie wie ein Schlag.

„Ein — ein — Menschen — —" stammelte sie.

„Jawohl, ein Menschenleben. Aber er war noch ein Junge von so fünfzehn herum heißt es. Es giebt so viel Versionen davon. Er soll eben von Vaterswegen mit wütendem Jähzorn erblich belastet sein."

Die Aufwallung des Schreckes ebbte etwas ab, Malves Herz klopfte noch schwer, aber doch wehrte sich ihr Verstand vor dem Unwahrscheinlichen, Unerhörten. Sie war ihr Lebenlang so im glatten Geleise der Korrektheit hingegangen und hatte alle Menschen um sich herum in einer Sicherheit, die von keinerlei Zweifeln angefochten ward, denselben Weg verfolgen sehen, daß es ihr beinahe wie eine romantische Zumutung schien, glauben zu sollen, ein Mensch, der in so schweren Stunden ihr nahe gewesen, habe eine Unthat auf dem

Gewissen, eine Hand, die sie so oft dankbar und vertrauensvoll gedrückt, habe Blut vergossen.

Das konnte nicht sein. Das war Klatsch, Neid, Bosheit.

Das Mitleid, von dem Walcker vorhin gesagt, es sei Unheil, quoll heiß und stark in ihr auf.

„Herr Doktor Maurach," meldete die Rieckmann durch die Thür, die sie zu solchem Zweck nur drei Fingerbreit zu öffnen pflegte.

Walcker verschwand sofort im Eßzimmer, ließ aber die Thür ganz weit auf. Malve hörte, wie er sich schwer auf einen Stuhl niederließ und gleich mit Zeitungen zu knittern und rascheln anfing. Das war nun so gut, als wäre er auf dem Monde und nicht nebenan. Zeitungen las er mit Passion und konnte über einem Leitartikel, der ihn ärgerte, alles vergessen.

„Wie peinlich," dachte sie, „wie schrecklich — was habe ich mir angezettelt!"

Die Thür öffnete sich.

Die gütige, harmlose Haltung, die unbefangene Wärme, die Malve zu zeigen gedacht hatte, waren untergegangen in der Erregung der letzten Minuten. Zitternd stand sie da, sein Erstaunen wie ein Urteil — nein, wie eine Verurteilung empfindend.

Doktor Enno Maurach war wirklich sehr erstaunt. Er war des Glaubens gewesen, daß man ihn zu einem plötzlich Erkrankten gerufen habe. Sein graues Auge öffnete sich weit, als er Malve vor sich sah. Über sein bärtiges Gesicht schien es wie flüchtige Röte hinzufliegen.

Er verneigte sich.

„Ist Ihr Onkel erkrankt, gnädiges Fräulein?" fragte er.

„Nein," sagte sie, mit einer Verlegenheit kämpfend, die ihr ganz neu war. Und der Ärger darüber, daß sie, die weltgewandte Malve, sich so hilflos fühlte, gab ihr endlich Haltung. Sie kam heran und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich habe meinen Vormund gebeten," begann sie, „mir eine kurze Unterredung mit Ihnen zu gestatten."

Sie wagte nicht ihn anzuschauen.

„In welcher Veranlassung wollen Sie mich sprechen?" fragte der Arzt höflich.

„Um Ihnen zu danken, Herr Doktor Maurach," rief Malve, „für jeden Augenblick der Erleichterung, den Sie meinem armen Vater verschafft haben! Um Sie zu bitten, uns die Form nicht nachzutragen, in welcher die Meinen glaubten, ihren Dank ausdrücken zu dürfen."

Er hielt ihre Hand zwischen seinen beiden und sprach: „Daß diese Form nicht Ihre Billigung hatte, habe ich gehofft. Ich danke Ihnen von Herzen."

Er ließ ihre Hand und trat einen Schritt zurück.

War damit das Gespräch zu Ende? Das Wiedersehen abgeschlossen? Würde er nun gleich wieder gehen, nach dieser einen knappen Minute?

Ein unbezähmbares Verlangen war in ihr, mehr mit ihm zu sprechen, mehr von ihm zu erfahren, sich selbst

darauf zu prüfen, ob sie von ihm Schreckliches glauben könne oder nicht.

„Es war eine schwere, traurige Zeit," begann sie und ging unwillkürlich näher an das Fenster. Der Abend des Vorfrühlings nahte, und aus dem Innern des Zimmers zog sich das Licht zurück, dort graue Dämmerung lassend.

Malve setzte sich und deutete auf einen Stuhl ihr gegenüber. Der Tisch, den Walcker als ein durchaus nötiges Requisit zum sicheren Gespräch bezeichnet hatte, fehlte auch hier nicht — es war ein Rauchtischchen, und ein phantastisches Service stand darauf, wo man Cigarrenspitzen in einem Leuchtturm abschneiden und die Asche in ein Ruderboot versenken konnte.

Maurach setzte sich.

„Eine sehr schwere Zeit," wiederholte Malve.

Er sah sie gerade an. Es schien, als warte er.

„Und Sie haben sie mir erleichtert."

Da er immer noch schwieg, wagte sie es endlich ihn anzusehen.

Groß und warm ruhte sein Blick auf ihr. Wie schön sein Auge war! Von diesem Auge ging ein Glanz aus, der das ganze Gesicht adelig und bedeutend machte. Nein — so sah kein belasteter Mann aus — —

Und irgend etwas ging von diesem Auge aus wie eine Macht, die ihr befahl, weiter zu sprechen, ihre Gedanken zu offenbaren — —

„Mir war, als hätte ich, nach dem hinter uns liegenden traurigen Ereignis, in dem neuen Lebens-

abschnitt gar nichts beginnen können und dürfen, ehe ich meinen Dank nicht ausgesprochen."

„Ich habe nur innerhalb meines Berufes meine Pflicht gethan," sagte er.

Das war die dunkle, volle Stimme, deren Klang ihrem teuren Sterbenden so wohl gethan hatte.

„O nein," versicherte sie eifrig, „ich bin zwar noch jung, und wir haben nicht viele Krankenbetten in der Familie gehabt, aber das weiß ich doch, daß Leidenden nur so wohl thun kann, wer selbst gelitten hat."

Sein Gesicht ward finsterer.

„Ich bin ein unheimlich gesunder Mensch, gnädiges Fräulein," sagte er. „Sie machen Trugschlüsse."

„Ich meine seelisch —"

Aber gleich bereute sie das Wort. Sie bildete sich ein, als sprühe ein drohender Glanz aus seinen Augen, als verziehe sich sein Mund.

„Ich? — Seelisch?" fragte er ganz einfach und ganz ruhig.

Aber Malve war ihm gegenüber nicht in der Stimmung, Einfachheit und Ruhe erkennen zu können. Er war ihr so unaussprechlich und so unheimlich interessant.

Ihr kam vor, als säße sie hier mit der ausdrücklichen Mission, ihm wohl zu thun, ihm zu beweisen, daß sie gar nichts Böses von ihm glauben könne.

Mit heißen Wangen und einem möglichst unbefangenen Lächeln sprach sie eifrig: „Wenn man sich so einsam hält wie Sie, Herr Doktor, ladet man die Menschen förmlich ein, Romane auszudenken. Sie sollten

ein wenig geselliger werden, damit die Welt Sie kennen und würdigen lernt, wie wir Sie kennen gelernt haben."

Er sah ihr in die Augen. Es war ein tiefer und guter Blick, und das wehmütige Lächeln, das um seine Lippen schlich, ergriff vollends ihr Herz.

„Die Meinung der Welt ist mir gleichgültig," sagte er langsam, „ich habe noch nie gesehen, daß ein Mensch den andern ganz gerecht beurteilt." Es schien, als spräche er ungern, er machte eine Pause, ehe er fortfuhr: „Das Geschenk Ihrer guten Gedanken aber nehme ich gern mit hinweg — als einzigen hier erworbenen Besitz."

„Sie gehen fort von hier?" rief sie mit so unverhülltem Schreck, daß ihm das Herz rascher zu klopfen begann.

„Ja. Es ist mir nicht geglückt, hier festen Fuß zu fassen. Von der geringen Praxis kann ich nicht leben. Ich gehe ohne Bedauern. Beinahe kann ich sagen, wie's im Liede heißt: Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus."

„Das ist — sehr traurig — das thut mir sehr leid — sehr leid," flüsterte sie.

Er zuckte ein wenig die Achseln.

„Traurig? — Es ist gleichgültig, ganz gleichgültig. Einsam kommen — einsam gehen . . ."

Sie schwiegen beide.

Er sah zum Fenster hinaus, sie vor sich nieder.

Dann schreckten sie zusammen.

„Unerhört wäre es — unerhört!“ rief Walcker nebenan.

Auf Maurachs befremdeten Blick sagte Malve rasch: „Onkel Walcker wollte mich erst mit Ihnen sprechen lassen, ehe er Sie begrüßte.“

Sie stand auf und rief schon unter der Thür: „Was ist unerhört? Und kommen Sie nun doch, Herrn Doktor Maurach zu begrüßen.“

Mit sehr viel Geräusch erhob sich der Rechtsanwalt, kam heran, schüttelte Maurach ohne weiteres die Hand und sprach gleich auf ihn ein.

„Ist die Rührung vorbei? Das weiche Tochterherz zufrieden? Gut also. — Was sagen Sie, Herr Doktor, zu der bloßen Möglichkeit, daß der deutsch-russische Handelsvertrag keine Majorität findet, respektive fände? Es wäre der Ruin für unsre Stadt. Ihr Bruder, Malve, kann dann gefälligst nach Kopenhagen übersiedeln.“

„Ich bin kein Politiker, Herr Rechtsanwalt,“ sagte Maurach.

„Was? Wie giebt es so was? Herr, das ist Ihre Pflicht. Jeder muß Politiker sein. Wie kann er wissen, was der Stadt frommt, wenn er nicht die Entwickelung des Staates verfolgt?“ rief Walcker.

Es klopfte hart an der Thür.

„Herein, wenn's kein Schneider ist,“ sagte Walcker.

Es war Wolfgang. Sogleich fragte Walcker ihn: „Woher wohl die Redensart kommt? Können Sie mir etwas darüber sagen? Ich muß doch gleich 'mal ... Ich hab' da ein Büchlein ‚Niedersächsische Worte und Redensarten‘ ...“

Wolfgang unterbrach ihn.

Nachdem er sich, ein maßloses Erstaunen über Maurachs Gegenwart nicht verhehlend, sehr förmlich gegen diesen verneigt hatte, sagte er: „Mama hatte doch Unruhe. Ich bin vom Nachtisch aufgestanden, um dich nach Haus zu holen.“

Malve knöpfte hastig an ihrer Jacke und griff nach ihren Handschuhen.

„Es geht Ihnen doch gut, lieber Onkel,“ fragte Wolfgang, die Anwesenden der Reihe nach mit forschenden Blicken musternd, „— weil ich Sie in ärztlicher Gesellschaft sehe ...“

„Es geht mir schlecht. Natürlich. Wie sollt' es anders, bei dem März. Aber Maurach ist nicht hier, mir das Leben zu retten.“

„Komm nur, komm,“ sagte Malve hastig. „Wenn Mama sich doch ängstigt ...“

Sie gab Walcker die Hand, dann Maurach — sehr flüchtig, sehr förmlich.

„Adieu. Adieu. Also komm doch, Wolfgang. Komm.“

Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf.

„Ei — ei,“ bemerkte Walcker hinter ihr her, und sie hörte es wohl. Sie lief förmlich treppab.

Auf der Straße wurden eben die Laternen angezündet. Gegen ihren rötlichen Glanz erschien das letzte Licht des versiegenden Tages blau und kalt. Auf dem

Bürgersteig drängten sich die Menschen. Rasselnd sauste die elektrische Bahn die Straße entlang.

Wolfgang hatte seine Schwester am Arm und eilte so schnell vorwärts, daß sie sich förmlich gerissen und gezogen fühlte und sich mit Trotz zu wappnen begann.

Sie bogen nach fünf Minuten in die Straße ein, die zum Hafen hinab führte.

Aus dem Leben fanden sie sich in die Stille versetzt.

Malve riß ihren Arm aus dem Wolfgangs. Er stand still.

„Willst du mir Erklärungen geben?“ begann er. „Ich finde dich da in einer Situation, die schwer für eine zufällige zu halten ist. Und durch dein verlegenes Davonstürzen nimmst du mir den letzten Zweifel.“

„Ich bin nicht verlegen davongestürzt,“ behauptete Malve, eigentlich ebensosehr gegen sich selbst, wie gegen ihn. „Ich eilte nur, um zu verhüten, daß du unartig gegen einen Mann wurdest, dem wir Dank schulden.“

„Dieser Mann hat unsern Dank schnöde zurückgewiesen.“

„Weil ihr ihm wie einem Bettler Geld hinwarft.“

„Es war durchaus nichts Ungewöhnliches in der Geldsendung.“

„Aber Enno Maurach war so ungewöhnlich, sich kein Geld schenken lassen zu wollen.“

Es war den Geschwistern nie möglich, kaltblütig zu bleiben. Ihre Augen funkelten wie im höchsten Zorn, und sie maßen sich mit feindseligen Blicken.

Nach einigen Minuten stand Wolfgang wieder still.

„Es war also ein abgekartetes Rendezvous!“

„Bewahre! Wie kann man das Rendezvous nennen! Ich gehe zu meinem Vormund und bitte ihn: laß mir den Mann rufen, damit ich ihm danken kann, um wenigstens meinerseits die Beleidigung gut zu machen.“

„Dazu bist ja wohl auch du gerade die Berufenste! Als Jüngste! Es ist zum Lachen, wenn es nicht so empörend wäre: meine Schwester! Malve Werlhof! Bestellt sich den Menschen! Und was der sich wohl nun alles einbildet.“

„Ich kann thun, was ich will. Ich habe nur meinem Vormund und meiner Mutter zu gehorchen.“

„Und was der Maurach nun von dir denkt, ist dir egal?“

„Schweig' stille, schweig' still. Ein solcher Mann und kleine Gedanken haben! O, du kennst ihn nicht.“

„Er ist kein Umgang für dich, und damit basta. Ich bin dein Bruder und muß es wissen.“

Sie sprachen ganz laut. Sie vergaßen ganz, daß sie auf der Straße waren. Und die Leute am Hafen sahen nach ihnen.

Im Hause angekommen, lief Malve gleich in ihr Zimmer hinauf, warf ihre Sachen von sich und hantierte laut herum. Schrankthüren krachten und Kommodenschiebladen wurden zugestoßen.

Die Mutter kam herauf, sah staunend der Tochter zu und fragte, was es denn gegeben habe.

„Wolfgang war abscheulich zu mir,“ rief sie und brach in Thränen aus.

„Das kann ich mir gar nicht denken," sagte die erschrockene Frau.

„Doch, doch," weinte Malve und versteckte ihr Gesicht an der Schulter der Mutter.

„Aber dann müßt ihr euch gleich wieder vertragen. Ihr wißt doch, Papa duldete keinen Streit."

„Ach, Papa ist ja nicht mehr da," schluchzte Malve.

Fünftes Kapitel.

Frau Werlhof fühlte wohl, daß sich im Kreise ihrer Kinder neue Gewalten regten. War es die Bereicherung dieses Kreises um zwei neue Mitglieder? Oft glaubte sie ja, oft sagte sie sich nein. Denn sanfter, aufmerksamer, liebevoller als Eleonore konnte man nicht sein. Und Neurieth war schon am Tage nach jenem ersten langen Gespräch mit Lydia abgereist. Er wollte seinem Bruder, dem Majoratsherrn Ernst Egon von Neurieth auf Ponholz, die Verlobung persönlich mitteilen, nachdem er zuvor sich noch beim Oberst seines Regiments gemeldet hatte. Zehn Tage dachte er fortzubleiben, übermorgen, Sonnabend, kehrte er zurück und zwar, wie er telegraphisch gemeldet hatte, mit seinem Bruder, der die Braut kennen zu lernen und ihr persönlich zu gratulieren wünsche.

Sonntag mittag mußte Frau Werlhof natürlich den Freiherrn bei sich sehen und zugleich überhaupt alle ihre Kinder, zum erstenmal seit dem Tode des Familienoberhauptes bei sich vereinen.

Daß Eleonorens Vater dabei sein müsse, wenn Jobst einen Bruder als Gast mitbrachte, war nicht mehr wie

recht und billig. Lydia machte auch keine Einwendung. Aber Wolfgang fragte eindringlich seine Braut, ob es ihrem Vater auch angenehm sei, mit Neurieth zusammen zu treffen.

„Warum sollte es ihm nicht angenehm sein? Neurieth war ihm immer ein sympathischer Offizier,“ sagte Eleonore.

Da dachte er, daß er sich neulich vielleicht getäuscht habe, als er Eleonore bei Neurieths Namen verlegen werden sah.

„Vielleicht wird alles wieder gut,“ dachte die Mutter, „wenn sie wieder, wie zu Papas Zeiten, vereint um den elterlichen Sonntagstisch sitzen.“

Gut? Eigentlich konnte man nicht mit bestimmten Worten sagen, daß etwas schlecht sei.

Nur wie ein Hauch von Kälte und Förmlichkeit lag es über jedem Zusammensein, wo ehedem ein fröhliches Vertrauen, dreistes Necken, liebevolles Scherzen gewaltet.

Und dann: diese ewigen Redereien wegen des Hauses!

Henri und Lisbeth hatten sie in einer mehrstündigen Unterredung davon überzeugt, daß es am vorteilhaftesten für sie alle sei, wenn der älteste Sohn das Haus gleich übernähme. Den Kaufpreis sollte ein beeidigter Taxator bestimmen, damit nie jemand sagen könne, es sei Henri zu billig angerechnet.

Als sie ihren festen Entschluß, das Familienhaus Henri zu überlassen, den andern Kindern mitteilte, entstand ein wahrer Sturm. Und Lydia, die mit Wolfgang kaum noch sprach, und Malve, die mit beiden sehr fremd umging, weil Lydia sich empört über die auch ihr bekannt gewordene Begegnung mit Maurach ausgesprochen, und Wolfgang, der sich mehr als kühl gegen die Schwestern zeigte — sie fanden sich alle drei leidenschaftlich in der Meinung zusammen, daß die Mutter das Haus auf ihr Erbteil übernehmen solle.

Hierin erblickte die Mutter den heißen Wunsch, das Elternhaus und dessen heilige Traditionen aufrecht zu erhalten. Sie glaubte aus diesem Wunsch die doch noch starke, gesunde Stimme der Geschwisterliebe rufen zu hören.

Ihr Entschluß änderte sich in das Gegenteil.

Aber dann kam Henri und sagte, es sei nur Mißgunst von den Geschwistern.

Hieraus erkannten die Geschwister Lisbeths Einflüsterungen. Und Henri verbat sich abfällige Bemerkungen über den Charakter seiner Frau.

Das ging so jeden Tag — hin und her und her und hin.

Und nach jedem scharfen Wort kam dann das höfliche des Bedauerns, so daß die Form des Friedens gewahrt blieb.

Die Mutter lag oft schlaflos und sehnte sich nach dem Gatten, dessen Persönlichkeit wie von selbst das Temperament der Kinder gezügelt hatte.

Und sie dachte nach, ob sie nicht am Ende selbst schuld sei.

Gab es wohl eine zweite Mutter auf der Welt, die so viel über die Erziehung nachgedacht, wie einst sie?

Sie wußte nicht, daß ihr über all diesem Nachgrübeln der naive Wagemut abhanden gekommen war, der zum Erziehen und zum Handeln gehört. Die Schwierigkeiten wuchsen ihr, im Lichte des Verantwortlichkeitsgefühls, immer ins Ungeheure.

Aus Furcht, den Sachen nicht gewachsen zu sein, wenn sie sie näher untersuchte, schlichtete sie sie oft durch ein Machtwort.

So lange er noch lebte, unter dessen Einfluß dieses ganze Haus gestanden, hätte sie jeden ausgelacht, der ihr prophezeite, daß es einmal gärenden Unfrieden unter ihren Kindern geben könne — Familienstreiterei, wie so oft in andern Häusern.

Und nun war der schleichende Unfriede schon da, und sie konnte nicht einmal seine Quellen erforschen.

Wie stolz war sie am Tage der Testamentseröffnung doch gewesen, als würdig, von allen Müttern beneidet zu werden, wie eine Römerin, von der hochgemuten Schar leuchtender Jugendgestalten umgeben.

Hatte das Testament nachgewirkt und Bitterkeit erzeugt? Diese Frage glaubte Frau Werlhof ganz unbedingt verneinen zu dürfen. Es wich in seinen Bestimmungen gar nicht ab von denen, die in allen alten Großkaufmannsfamilien üblich waren: der älteste Sohn oder der Nachfolger in der Geschäftsleitung war immer im Vorteil — er saß warm und fest auf dem Kontorstuhl seiner Väter, die Handelsbeziehungen, die sie ihm

hinterließen, waren ein ideelles Erbe, es konnte nicht in Zahlen umgesetzt werden. Und auf dieses Erbe ließ sich mit handgreiflicher Beziehung Goethes Wort anwenden: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Wenn Henri, wie sie, rastlos und genial weiterarbeitete, war er ein Mann mit großem Einkommen. Ohne solche Weiterarbeit konnte er in einigen Jahren ärmer sein, als seine Geschwister.

Nein — das Testament war nicht die Quelle der feindseligen Stimmung.

Frau Werlhof beschloß, sich mit ihrem Vetter, Jugendfreund und Anwalt auszusprechen. Wer wäre mehr dazu berufen gewesen, ihr Vertrauen zu empfangen?

Sie schrieb ihm und bat ihn, Sonntag zu Tisch zu kommen, und zwar so zeitig, daß sie vor dem Essen noch Muße zu einer Unterredung gewönnen.

Walcker antwortete:

„Liebe Elisabeth! Wenn ich mit meinem Stock — seit zwei Tagen mein besseres Selbst — als Dreibein kommen darf, sehr gern. Bitte mich aber nicht mit dem 64er Beycheville in Versuchung zu führen.

Dein alter Walcker.“

Am Sonntag vormittag waren Frau Werlhof und Lydia doch etwas erregt. Die Mutter fürchtete sich vor dem, was der Tag alles bringen könne, denn nun er da war, schwand ihr mit einemmal das Vertrauen.

Lydia war auf den Bruder ihres Verlobten sehr gespannt.

Sie hatte beschlossen, nach ihrer Vermählung sich mehr zu der Reuriethschen, als zu ihrer eignen Familie zu halten.

In ihren grübelnden Gedanken hatte sie dies als richtig herausgefunden.

Als friedliche, glückliche, stolze Frau wollte sie unberührt durchs Leben gehen — vor den Augen der Welt und den Augen ihrer Geschwister.

Wenn ihr nun dieser Bruder sehr unsympathisch erschien? Das würde es schwerer machen. Und es war ohnehin schon alles so schwer — —

Um zwölf Uhr ließen sich die Herren von Reurieth melden.

Frau Werlhof begrüßte sie mit würdevoller Herzlichkeit, und wie auf ein Stichwort erschien dann Lydia vom Nebenzimmer her.

Mit sicherer, vornehmer Anmut reichte sie dem neuen Verwandten die Hand und ließ sich dann von Jobst auf die Stirn küssen.

Ernst Egon von Reurieth sah seinem Bruder etwas ähnlich, er hatte auch die hagere, hohe, elegante Gestalt und die kühne Nase. Aber er trug ein Augenglas und einen spitz geschnittenen Bart. Man sah ihm den Aristokraten schon von weitem an, seine Erscheinung war etwas typisch zurecht gemacht.

Von Lydias Aussehen und Art war er hingerissen. Er hatte die Schilderungen des Bruders für die Schön-

färberei eines Verliebten gehalten. Nun dachte er: aber das ist ja ein fürstliches Weib! Und seine magere, blaßblonde Hedwig, geborene Gräfin zu Söll, fiel ihm ein. Die besaß nicht halb so viel Rasse. Ja, der glückliche Jobst, der nach seinem Herzen freien durfte!

Lydia fragte mit natürlichem Interesse nach Frau von Reurieth und den drei kleinen Söhnchen, beklagte, daß Frau Hedwig nicht mitgekommen sei, und schien die Reise des Herrn von Reurieth hierher als einen selbstverständlichen Höflichkeitsakt anzusehen.

An Jobst wandte sie sich immer mit einer wohl abgemessenen Herzlichkeit. Jedermann konnte sehen, daß er ihr der wichtigste der Anwesenden war, aber mit vollkommenem Takt vermied sie jeden Blick, jedes Lächeln eines besonderen Einverständnisses.

Entzückt, ja feurig bat Ernst Egon um den baldigen Besuch Lydias auf Ponholz.

Jobst fühlte sich wunderbar befriedigt und gehoben. Er sah es seinem Bruder an, daß Lydia bei dem einen großartigen Erfolg hatte. Er war gewiß, daß es immer so gehen werde: ob er Lydia nun in Ponholz und die dortigen Kreise einführe, oder ob sie sich in einer neuen Garnison zu zeigen haben werde, überall würde sie die herrschende Persönlichkeit werden. Sie schien für einen Thron geboren.

Manneseitelkeit schwellte sein Herz. Er war stolz, der Verlobte dieses auserlesenen Wesens zu sein.

Draußen lachte der Apriltag, sonnig und windig. Die Schiffe im Hafen hatten ihre Flagge in Topp ge-

setzt, dem Sonntag zu Ehren. . Und in schwer wallendem Faltenwurf flatterten die blau und gelben und die rot und weißen Fahnen, alle westwärts gerichtet. Eine Schar von Möven zog durch die Luft. Man sah ihre grauweißen Fittiche manchmal als schmale Silberlinie vor dem blauen Himmel aufblitzen.

Ernst Egon stand am Fenster und bewunderte das ihm neue Bild. Er fand es „holländisch" und eng und weit zugleich. Der schmale Fluß, drüben stromauf das alte Thor — das war Enge. Und die ragenden Schiffsmaste, die flatternden Zeichen nordischer Nationen — das war Weite und deutete hinaus.

„Er weiß mehr zu sagen als Jobst," dachte Lydia.

Jobst schlug vor, mit dem Bruder eine Rundfahrt zu machen und ihm die Hauptbauwerke der Stadt zu zeigen, da Ernst Egon schon morgen früh wieder abreisen müsse. Lydia fand den Einfall beifallswürdig und erklärte sich bereit, mitzufahren.

„Gottlob," dachte die Mutter, „Lydia und er scheinen sich sehr zu gefallen."

Jede Schwierigkeit weniger war ihr schon wie ein Geschenk. Wohlgefällig sah sie am Fenster der Tochter nach, die mit ihren beiden Begleitern zusammen auch ein besonders harmonisches Bild abgab.

Dann fiel ihr die andre Tochter ein. Malve trug seit einigen Tagen offenbar an einer schweren Verstimmung. Gewiß, auch die Mutter war nicht einverstanden mit dieser Begegnung zwischen Maurach und ihrer Tochter. Wolfgang hatte es gleich berichtet.

Aber mein Gott — ein junges Mädchen hat zuweilen überspannte Einfälle, der Schmerz über den Tod des Vaters hatte Malve etwas exaltiert. Frau Werlhof fand es nicht richtig, daß die Geschwister diesen Vorfall so scharf tadelten. Sie nahm immer den Angegriffenen gegen die andern drei in Schutz.

Sie ging, um Malve zu suchen. Diese beaufsichtigte im Eßzimmer das Decken und war eben dabei, die Blumengläser zu stellen.

„Fühlst du dich unwohl, mein gutes Kind?" fragte Frau Werlhof.

„Ich? Nein, gar nicht," war die Antwort.

Malve sah aber sehr leidend aus.

„Weshalb zeigtest du dich nicht, als Herr von Reurieth da war?"

„War es nicht richtiger, daß er erst nur dich und Lydia sah? So viel Werlhofs auf einmal — das wäre ja verwirrend für ihn gewesen."

„Er ist ein sehr vornehmer, liebenswürdiger Herr, etwas fröhlicher und lebhafter als Jobst."

„So," sagte Malve gleichgültig.

Ihr war alles einerlei.

Sie lebte in einem großen Zorn gegen sich selbst. Davongelaufen war sie — feige und verlegen — und hatte durch die Kränkung dieses Abschieds alles wieder schlecht gemacht, was ihre warmen Worte vorher gut gemacht.

Für wie klein er sie wohl hielt! Für so unselbständig wahrscheinlich, daß er glaubte, sie zittere vor

des Bruders Zorn. O nein, sie wollte es ihm schon zeigen, daß sie ein selbstherrlicher Mensch war, der nie in seiner Gesinnung wankte.

Sie dachte beständig darüber nach, wann und wo sie noch einmal mit Enno Maurach reden könne, ehe er für immer von hier fort ging.

Wohin wohl? Auch das hatte sie nicht erfragen können!

Und so viel andres noch von ihm zu wissen, dürstete es sie förmlich.

Er schien schweigsam. Menschen mit so beredten Augen und so stummen Lippen wie er, erwecken immer ein heißes Interesse.

„Es ist nur Neugier," sagte Malve sich, „aber ich muß wissen, was es mit seiner Jugendgeschichte auf sich hat. Vielleicht vertraut er sie mir an. Jedenfalls aber soll er nicht klein von mir denken."

Daß er fort ging, war gut. Aber ihrem Vorstellungskreis ganz entschwinden sollte er nicht. Sie wollte und mußte wissen, wohin er sein Unglück und seine Einsamkeit trug.

Und unter diesen Gedanken stellte sie ein Krystallglas nach dem andern auf die Tafel, gab hier und da den Rosen darin noch eine andre Richtung, sah prüfend die Tafel entlang und erregte in ihrer Mutter den Glauben, daß sie völlig bei ihrem augenblicklichen Geschäft sei.

Draußen auf dem Flur stapfte etwas hart, und gleich hörte man Walckers Stimme, der Biehl einen Vortrag

über all die verkehrten Behandlungsmethoden hielt, die man bei ihm schon gegen Rheumatismus angewandt hatte.

Frau Werlhof ging, ihn zu empfangen. Mit viel Geräusch und Ach und Krach kam Walcker zu dem Lehnstuhl am Fenster des Mittelzimmers.

„Es ist Ostwind," sagte er, „also kann's hier nicht hereinpusten. Wenn er etwas nördlicher geht, kriegen wir noch Hochwasser, und euer neuer Vetter oder Schwiegersohnsbruder oder wie man so was nennt, kann noch durch Kanonenschüsse heute nacht aufgeschreckt werden. Na, es ist ja so weit ein feudales Geräusch, trotzdem es hier sagen will: tragt eure Baumwolle und eure Kaffeesäcke ins Trockene."

Er wischte sich seinen Seehundsschnauzbart und guckte sehr interessiert hinaus, um auf der Oberfläche des Flusses, wo der hinausgehende Strom sich gegen die schuppig gekräuselten blanken Wellen, die der Wind hereintrieb, sträubte, die Windstärke zu studieren.

„Ich wollte, wir kriegten 'mal wieder 'ne Hochflut wie 72. Das Malheur muß erst faustdick werden, eher kann man mit der Agitation für die Hochwasserschleuse nicht kraftvoll einsetzen. Und die Hochwasserschleuse . . ."

„Walcker, wenn du erst dabei bist, komme ich gar nicht zu Wort," sagte Elisabeth Werlhof, sich zu ihm setzend.

„Na, mein gutes Elisabethchen, wo drückt dich denn der Schuh? Oder ist es nicht bloß der Schuh, sondern das ganze Gewand? He?"

„Ich habe so viele Fragen auf dem Herzen . . ."

„Bitte, dann also schematisch vorgegangen. Also: eins?"

„Wie konntest du Malve ein Rendezvous mit Maurach gestatten!"

„Na nu — das nennt sich mit 'n mal Rendezvous? Nee, hör' 'mal, Elisabethchen, so 'was Romantisches kommt in meiner Wohnung nicht vor."

Er erzählte den Hergang, aber er schloß: „Und siehst du, ich hab' keine Kinder. Aber ich halt' mich für'n Pädagogen — für einen erstklassigen, um im Annoncenstil zu reden. Deine Malve scheint in Maurach verschossen. Sie ahnt es nicht — mein Gott — sinke doch nicht gleich so hin, als wolltest du mir ohnmächtig werden! Ich sage, ja, sie ahnt es selbst nicht. Ein reines Herz, eine unverdorbene Phantasie, wie sie hat — — Na, und da dacht' ich: Widerspruch reizt, Verbieten feuert an. Lassen wir sie also ihre vermeintliche Dankbarkeitsextase ruhig austoben."

Er lachte behaglich.

„Meine arme Malve," jammerte Frau Werlhof.

„I, wie so denn?" machte Walcker. „Ihr wird ein bißchen wehleidig sein, und sie wird es auf den Tod des Vaters schieben. Und der Maurach geht fort von hier. Sie sieht ihn nie mehr, und dann heilen solche Wunden sachte zu. Weißt du, das ist so wie bei 'ner

Krankheit, die man nebenher abmacht, ohne sich erst hinzulegen."

„Geht er auch wirklich fort und weit fort?"

„In ein Bad oder so 'was. Wenn's eins für Rheumatismus ist, hätt' ich wohl Lust, zu ihm zu reisen. Gefallen thut er mir mächtig. Aber 'ne Partie für Malve ist er nicht und nie. Heiraten ist ja 'was andres als doktern."

„Mein armes Kind," flüsterte sie noch einmal.

„Frage zwei?"

Sie sprach ihm von dem Hause und der verschiedenen Meinung ihrer Kinder über diese Sache.

Walcker war mit einem wahrhaft salomonischen Urteil bei der Hand.

„Du überläßt Henri das Haus, aber bleibst als Mieterin darin wohnen. Als anständiger Sohn und Mensch kann er nichts dagegen sagen. Die Kinder behalten das Elternhaus, gewöhnen sich aber dabei sachte an den Gedanken, es eines Tages von Lisbeth bewohnt zu sehen; Lisbeth wird eine Entschädigung in der Gewißheit fühlen, daß das Haus doch eigentlich jetzt ihr gehört. Denn sagen wir's offen: man meint Lisbeth, wenn man Henri sagt. Und du kannst alle Tage davon, wenn dir der Apparat zu teuer oder zu umständlich wird."

„Wie danke ich dir!" rief sie beglückt. Wenn ihr nur jemand beim Nachdenken half, wenn ihr nur Auswege gezeigt wurden, schien ihr das Leben gleich leichter.

Sie hatte ja nicht gelernt, zu kämpfen und allein zu stehen.

„Frage drei?“ mahnte Walcker schmunzelnd.

„Ach, das ist keine Frage, das ist eine Klage,“ sagte sie, gleich wieder düsterer dreinsehend. „Ich fühle mich von ungreifbaren, unnennbaren Stimmungen umgeben — wie soll ich es dir sagen! Es ist, als ständen meine Kinder gegeneinander, wie heimlich Gewappnete. Und ich sehe gar keinen Grund. Sie necken sich nicht mehr, sie lachen nicht mehr zusammen, sie sprechen zu mir nicht voneinander, die Interessen des einen lassen die andern kalt. Jeder steht für sich. Es liegt eine unfrohe, unlustige Laune über allen. Aber noch hat es keinen eigentlichen Zank gegeben. Ich weiß nicht, ob ich thun soll, als bemerke ich nichts, oder ob ich eine allgemeine Aussprache herbeiführen muß.“

Walcker legte sich behaglich zurück, faltete die Hände über seiner Stockkrücke und war sehr befriedigt, endlich eine Beobachtung aussprechen zu können, die sich ihm seit Jahren aufgedrängt hatte.

„Dein Mann, Elisabeth, war eitel, er liebte den schönen Schein.“

„Walcker . . .“

„Wenn du gleich beleidigt sein willst, ist kein klares Reden möglich. Ich meine natürlich nicht die Kravatten- und Spazierstockeitelkeit, nicht 'mal die Küchen- und Kellereitelkeit, obschon die nicht ganz fehlte. Sagen wir also, um dich zu beruhigen: er liebte den würdigen Schein. That er oder that er es nicht?“

„Er war würdig!“ sprach Frau Werlhof mit Betonung.

Sie glaubte, ihren Gatten sehr geliebt zu haben und war in einem gewohnheitsmäßigen Unterwürfigkeitsgefühl glücklich gewesen. Den leisen Stimmen, die seit der Testamentseröffnung auch ihr zuraunen wollten, daß ihr Mann in seiner Großmannssucht eine zu offene Hand gehabt, antwortete sie tapfer, daß er ja unverhofft früh abberufen sei und sicher darauf gerechnet hatte, noch sparen zu können. Nicht einmal vor Walcker wollte sie den Toten unverteidigt lassen, obschon sie wußte, es nütze gar nicht.

„Menschen, die sich immer einbilden, sie bekommen den rechten Inhalt, wenn sie nur erst die rechte Form haben, sind mir immer sehr merkwürdig gewesen,“ fuhr Walcker fort, ab und an in rednerischer Bewegung die Rechte von der Stockkrücke erhebend. „So war dein Mann. Auch seinen Kindern gegenüber. — Er dachte, wenn er nur immer die Form der Liebe und des Friedens erzwingt, kommen Liebe und Frieden von selbst. Es war mir sehr interessant, euch beständig schwere Erziehungsfehler begehen zu sehen. Wenn eure Kinder sich stritten, befahlt ihr mit strengem Schelten, daß sie sich vertragen sollten, ohne je zu untersuchen, wer recht hatte: So gab es denn immer ein Kind, das sich verbittert beeinträchtigt glaubte. Was für Groll mag sich da, den Geschwistern selbst unbewußt, in ihren Seelen aufgespeichert haben! Man vergißt ja nie, wo man als Kind in seinem Gemüt oder in seinem Gerechtigkeits-

gefühl verletzt wird. Wenn mein Bruder Fritz heut 'mal rücksichtslos ist, fällt mir noch immer wieder ein, wie er die Schokolade stahl und meine Mutter, deren Liebling er war, uns beide strafte, ohne sich von meiner Unschuld zu überzeugen, und wie sie mich allein verhaute, als wir zu zweit des Nachbars Kontorfenster eingeworfen. Wie sollte es deinen Kindern anders gehen. Ihr waret etwas summarisch mit eurer Friedenserziehung. Hättet ihr den Kleinen gestattet, sich 'mal gegenseitig den Buckel abzuklopfen, würden die Großen aus Erfahrung wissen, daß Streit unter Geschwistern so 'ne Art naturnotwendige Temperamentsgymnastik ist. Die Brüder und Schwestern sind doch die nächsten dazu, sich aneinander auf den Kampf mit dem Leben einzuexerzieren. Wenn sie aber jetzt erst, als Erwachsene anfangen wollen, sich zu veruneinigen, dann kann es schlimm werden."

Frau Werlhof hörte diese Rede mit immer mehr sinkendem Mut an.

„Ob ich einmal mit ihnen spreche . . ."

„Über was?" rief er. „Ist das was Greifbares? Du sagst selbst: nein. Und wieder ein Friedensbefehl ohne Untersuchung? Hast du die Autorität, die dein Mann hatte? Denk' doch daran, daß mit jedem neuen Element neue Interessen, neue Gefühle, neue Charaktere in deinen Kinderkreis kommen. Wie willst du das nur übersehen, geschweige denn leiten? Laß sie doch wachsen, wohin sie wollen. Sie wachsen doch auseinander, darauf kannst du dich verlassen, magst du mit liebe-

vollen Händen noch so sehr trachten, sie zusammen zu halten. So lange du noch da bist, wird sich freilich ein Schein von Zusammengehörigkeit aufrecht erhalten lassen . . ."

Ganz fieberhaft erregt sagte sie: „Und alles, wofür wir gelebt, mein Mann und ich, sollte vergebliches Streben gewesen sein . . . Was ist dann noch Familie? — eine Familie gründen? . . ."

„Kein Grund zu pathetischen Klagen!" sprach er, schon mit wachsamem Ohr auf die Stimmen und Schritte horchend, die draußen auf dem Flur laut wurden. „Die Familie ist wie ein Baum mit lauter neuen Absenkern, die man auf andern Boden, in andre Gärten auspflanzt, die einer andern Umgebung Blüte, Frucht und Schatten geben. Du kannst sie nicht alle um dich herum stehen haben. Da entzieht einer dem andern den Entfaltungsraum. Hätte ich acht Kinder, ich sähe zu, alle acht in der Welt zu verstreuen. — Da ist Henri! Guten Tag, Lisbeth, wie geht es Ihnen — —?"

Er erhob sich mit vergnüglichem Lächeln. Aber nur Henri erwiderte es. Lisbeth eilte gleich auf ihre Schwiegermutter zu mit Fragen, ob Herr Ernst Egon von Reurieth nicht gekommen sei, sie wenigstens habe seinen Besuch, darauf sie den ganzen Morgen gewartet, nicht empfangen, und Lydias ältesten Geschwistern, dem Chef des Hauses Werlhof, einen Besuch zu machen, sei doch einfachste Pflicht für ihn gewesen.

Also wieder eine neue Empfindlichkeit. Begütigend sagte die Mutter, daß Jobsts Bruder doch nur zwölf Stunden hier sein werde und diese ganz Lydia zu widmen entschlossen scheine, was man ihm nicht verdenken könne.

Aber Lisbeth stellte die Vermutung auf, daß Herr von Reurieth vielleicht sehr adelsstolz sei, und ließ ein Wort von der kleinlichen finanziellen Beschränkung fallen, in der solche adelige Grundbesitzer meist oder oft lebten und daß ihr, einer gebornen Merkers, weder ein „von" noch sonst irgend etwas imponiere und daß sie und Henri entschlossen seien, dies auch zu zeigen. Hochmut gegen Hochmut.

Seufzend hörte ihr die Mutter zu. Henri sagte einmal: „Aber, Lisbeth!" Das war aber auch so ziemlich das einzige, womit er manchmal den Herrn und Erzieher betonte.

Malve war mit hereingekommen und ward Zeugin dieser Reden.

„Ach, mein Gott," dachte sie verzweifelt, „aus was für Kleinkram besteht das Leben? War es immer so? Hab' ich es nur früher nie gemerkt? Könnt' ich doch hinaus!"

Nun kam Wolfgang mit seiner Braut und seinem Schwiegervater.

Der Major von Hammer spielte mit Walcker zuweilen Schach.

„Das ist ja nett, Herr Major, daß man sich auch einmal menschlich näher tritt," sagte Walcker,

dem sehr formellen alten Herrn fest die Hand schüttelnd.

Eleonore war sehr bleich. Wolfgang erzählte, daß sie mit Kopfschmerzen zu Bett gelegen, aber bei diesem festlichen Mahl nicht habe fehlen wollen, das doch beinahe für eine Art kleiner Verlobungsfeier anzusehen sei.

Zuletzt erschienen die beiden Herren von Reurieth, aber ohne Lydia.

Ernst Egon ließ sich allen Anwesenden vorstellen, und die kleine Lisbeth fand so gar keine Gelegenheit, dem hohen, gewandten Manne, der zehn förmlich-liebenswürdige Worte mit ihr sprach, Hochmut zu zeigen. Da Lisbeth ungewöhnlich klein war, gönnte sie sich das Vergnügen und die Genugthuung, von allen großgewachsenen Menschen zu finden, daß ihre Gestalt mißraten sei. Zunächst mißfiel ihr deshalb gleich die Länge des Herrn von Reurieth.

Und während dieser so von Person zu Person geführt ward, begrüßte Jobst seinen frühern Kommandeur und Eleonore.

Ihre Lippen waren blaß und ihre Hand kalt. Aber gerade und frei sah sie ihn an, hörte seinen gemurmelten Glückwunsch und sagte laut: „Auch ich wünsche Ihnen von Herzen Glück."

Nichts weiter. Er trat mit einer sehr tiefen Verbeugung zurück.

Dann harrte er Lydias. Er fühlte sich ihr so dankbar verpflichtet, daß sie nicht zusammen mit ihm

eingetreten war. Sie hatte gesagt, sie wolle oben in ihrem Zimmer ablegen und noch schnell ihr Haar ordnen, die Herren sollten nicht auf sie warten.

Unter ihren Augen, in ihrer Gegenwart hätte er Eleonore nicht begrüßen mögen. Ihm schien immer, als sähe seine Braut bis in die Tiefen seiner Seele. Wie hätte er eine unbefangene Haltung bewahren können, wenn diese dunklen, flammenden Augen ihn bewachten.

Gottlob, der gefürchtete Moment war vorüber gegangen — ganz glatt, ganz banal.

Die Stimmen der acht Menschen schwirrten laut durcheinander; wo Walcker war, gab es immer gleich eine allgemeine bewegte Unterhaltung. Jetzt war er gleich dabei, Herrn Ernst Egon die Geschichte und das Verwaltungswesen der Stadt in kurzen, großen Zügen auseinander zu setzen.

Lydia trat fast unbemerkt ein, nahm gleich Jobsts Arm, und die Mutter bat zu Tisch.

„Es ist in der Praxis immer alles viel leichter," dachte Jobst, als er bei Tisch saß und sich Eleonoren fast gegenüber befand. Sein Herz klopfte nicht befangen. Er wunderte sich nur ein bißchen über das Leben und seine Zufälligkeiten und bemerkte mit voller Sammlung, daß die Tafel sehr schön, die Speisefolge ausgezeichnet, die Weine köstlich und der ganze Eindruck auf seinen Bruder vorzüglich war. Lydia, die zwischen den beiden Brüdern saß, beschäftigte sich zumeist mit Ernst Egon und fuhr fort, ihn zu bezaubern.

Ernst Egon war in der That entzückt. Er hatte gefürchtet, zu „Krämern" zu kommen, denn er sah zum erstenmal in diese Welt hinein. Nun merkte er, daß er bei feudalen Leuten war, und gab sich rückhaltslos; den alten Herrn von Hammer übersah er fast ganz, ebenso war er recht flüchtig bei der Begrüßung Eleonorens gewesen. Wolfgang fühlte sich dadurch gereizt. Unter andern Verhältnissen wäre er gerecht genug gewesen, sich zu sagen, daß Herr von Reurieth so plötzlich unter eine Schar Menschen versetzt, die alle Anspruch der Beachtung erhoben, unmöglich gegen alle gleichmäßig im Benehmen sein könne, daß Lydia, Henri und die Mutter zuerst sein Gespräch, seine Freundlichkeit zu empfangen hatten. Aber immer noch unter der Nachwirkung jener Scene mit Lydia stehend, glaubte er, daß seine Schwester von den Hammers vielleicht als von Leuten zweiten Ranges gesprochen habe. Verstimmt wie er war, beteiligte er sich nur am Gespräch, wenn es galt, irgend eine Meinung der Reurieths zu widerlegen; er kam sich dabei knabenhaft vor, und diese Selbstkritik verbesserte seine Laune keineswegs.

Geführt wurden alle Gespräche von Walcker. Das war man gewöhnt, wo er am Tische saß. Und Herr Ernst Egon, der fand, daß der Rechtsanwalt „ein famoser Kerl" und „ein drolliger Kauz" sei, ging lebhaft mit. Walcker konnte es aber nie lassen, von den städtischen Angelegenheiten und den kleinen Kämpfen um dieselben zu reden. Von da zur Politik war für Herrn

Ernst Egon ein selbstverständlicher Schritt. Er konnte nicht wissen, daß man in diesem Hause nie über Politik sprach oder vielmehr niemals Gelegenheit fand, sich darüber zu streiten, weil alles, was hier verkehrte, der gleichen Meinung war. Von dem hier herrschenden wunderlichen Gemisch von konservativer Gesinnung und leidenschaftlichem Freihändlertum hatte Herr von Reurieth keine Ahnung; er glaubte, weil er Äußerungen heißer Bismarck-Verehrung gehört, sich auch in Bezug auf den deutsch-russischen Handelsvertrag unter Gesinnungsgenossen zu befinden und ließ scharfe Äußerungen gegen denselben fallen. Sogar Walcker hatte, wie Henri, die Selbstbeherrschung eine allgemeine Redensart vermittelnder Natur zu erwidern. Aber Wolfgang vergaß, daß da ein Gast seiner Mutter sich in gutem Glauben auf einem heiklen Boden vorgewagt. Seine Verstimmung sah ein Ventil — sie brodelte heraus.

Walcker legte Messer und Gabel hin. Er war außer sich vor Erstaunen, woher Wolfgang auf einmal all diese höchst liberalen Schlagworte nahm. Ein junger Mensch, der nach Walckers Meinung ganz in historischen Kunstinteressen und höchst unhistorischen Liebesinteressen untergegangen war. Während Walcker sich bloß wunderte, zitterten die Frauen, daß ein Streit entstehen könne, und Lydia, die an allen Tagesinteressen teil nahm und überall mitzusprechen wußte, stellte sich auf ihres Schwagers Seite, verleugnete die Tochter des Handelsherrn und focht mit scharfen Worten für die Ansprüche der Agrarier.

Dabei wurzelten ihre Blicke in denen ihres Bruders — herausfordernd und feindselig.

Die Stimmen wurden so laut und so scharf, wie man sie an diesem Tisch noch nie gehört.

Aber zum Glück war Walcker da. Er galt in allen städtischen Dingen für mehr als liberal, für fortschrittlich und stand auch sonst mehr links als seine Freunde. Aber er konnte es nicht vertragen, wenn andre Leute und besonders junge Menschen liberal waren.

Er hielt Wolfgang eine kleine Rede und wandte sich dann an Herrn Ernst Egon, ihm diese einzig dastehende Komplikation politischer Gesinnung zu erklären.

„Sie haben eine Brennerei auf Ihrem Gut?“

„Ich nicht. Aber mein Schwiegervater, Graf Söll, der brennt . . .“

„Na also. Ich nehme an, daß Graf Söll den Trunk haßt und ihn nicht fördern will. Trotzdem brennt er, wie ich weiter annehmen und hoffen will, einen guten Schnaps. Die Brennerei ist eben sein Geschäft. Für unsres brauchen wir den Freihandel, trotzdem wir konservativ sind.“

Alle lachten, am lautesten Herr Ernst Egon. So hatte Walckers Humor die aufgestiegene Wolke wieder verscheucht, und man konnte in Ruhe die Schnepfen essen, die Biehl eben auftrug.

Während des Streites hatte Jobst kein Auge von Eleonore verwandt. Wie sie Wolfgang ansah! Ihm schien — stolz. Liebte sie ihn? War es möglich?

Können Gefühle sich so rasch wandeln? Ob sie wohl glaubte, daß er, Jobst, seine Braut liebe?

Nun wandte Wolfgang sich ganz Eleonoren zu, sichtlich erleichtert, daß Walcker ihn zurückgeführt, wo er selbst so taktlos zu weit vorgegangen war.

Sie flüsterten zusammen. Eleonore lächelte. Es schien, als drückten sie sich unter dem Tisch die Hände.

Jobst fühlte sein Herz klopfen. Ein bitterer Zorn stieg in ihm auf. Alle Unbefangenheit schwand ihm dahin.

Wie konnte sie so etwas wagen, vor seinen Augen, seiner Zeugenschaft dieses Schauspiel aufzuführen!

Er sollte es wohl sehen, so recht im grellen Licht der Wirklichkeit, daß sie ihn vergessen hatte, daß sie ihn nicht mehr liebte.

Wenn er nur erfahren könnte, ob dies eine Komödie, ob dies Wahrheit sei.

Hatte Eleonore die ganze Vergangenheit fortgeworfen, wie junge Mädchen ein welkes Ballbouquet fortwerfen? War es möglich? Log sie damals oder log sie jetzt?

„Du ißt nicht?“ fragte Lydia neben ihm.

Er schrak zusammen.

Hatte Lydia bemerkt, wie er zu dem andern Paar hinüber gestarrt? Gab es jemals irgend etwas, das ihr entgehen könnte?

Aber sie zeigte es nicht. Sie lächelte ihn an und erzählte ihm, daß sie eben mit Ernst Egon ausgemacht

habe, ihn und Hedwig auf Ponholz während des Juni zu besuchen.

„Und wie wäre es, wenn wir überhaupt auf Ponholz heirateten?“ fragte sie dann ihren Schwager.

„Lydia!“ riefen die Mutter, Henri, Lisbeth und Malve zugleich. Alle waren in ihrem Familiengefühl verletzt. Herr von Reurieth hatte sich seine Braut aus dem Hause Werlhof zu holen, nicht die Braut ihm entgegen zu ziehen.

Aber Lydia sagte etwas hochfahrend, daß sie es in die Seele ihres Verlobten hinein als poetisch und stilvoll empfände, ihm im Hause seiner Väter verbunden zu werden. Man rechnete ihr vor, daß die weite Reise dorthin sich schwer für alle Geschwister zugleich werde bewerkstelligen lassen. Henri konnte im Sommer, wo man mit den dann eisfreien nordischen Häfen fieberhaft arbeitete, dies Jahr sicher nicht fort, da der alte Chef eben gestorben war und er selbst erst einen Disponenten sich bewähren sehen müsse. Lisbeth sah für den Hochsommer einem freudigen Ereignis entgegen. Über Wolfgangs Fernbleiben sprach man gar nicht erst, er würde nicht ohne seine Braut reisen, und daß Eleonore die Kosten einer Reise scheue, war gewiß. So blieben nur die Mutter und Malve. Es war doch undenkbar, daß Lydia an solchem Tag nicht von dem ganzen Kreis der Ihrigen umgeben sein sollte.

Während Ernst Egon, man konnte nicht erkennen, ob aus Höflichkeit oder Überzeugung, sagte, daß er sich sehr, sehr freuen werde, seinem Bruder bei sich die

Hochzeit auszurichten, dachte Jobst unruhvoll: „Warum will sie das? Warum? Warum?“

Es ging so ganz gegen alle Anschauung hiesiger Familien. Er hatte Lydias Familienstolz in zahlreichen Proben kennen gelernt, so daß er ihn nicht bezweifeln durfte.

„Will sie es mir leichter machen? Will sie nicht, daß Eleonore dabei sei?“

Und er wünschte heiß, daß Lydia ihren Willen durchsetzen möge.

„Unser Bräutigam äußert sich ja gar nicht,“ sagte da Walcker. „Was will denn er?“

Alle sahen ihn an. Natürlich, er war der Nächstbeteiligte. Er mußte sich äußern. Wie hatte er einen Augenblick denken können, daß ihm das erspart bleibe?

Ihm kam vor, als seien alle Blicke lauernd, als wartete Lydia mit unerbittlicher Grausamkeit auf ein Eingeständnis. Denn wenn er jetzt sagte, daß auch er eine Hochzeit auf Ponholz fern in Franken wünsche, dann gab er zu, daß er hier die Gegenwart Einer zu scheuen habe . . .

Seine Stirn ward ihm feucht.

Eine diplomatische Antwort half hier nicht, auch keine galante, die Lydia alles überließ.

„Ich fände es doch richtiger, wenn wir in Lydias Vaterhaus verbunden werden,“ sagte er mit Selbstüberwindung.

„Ich danke Ihnen, lieber Schwiegersohn,“ sprach Frau Werlhof, und Lisbeth dachte: er hat mehr Takt als Lydia.

Ernst Egon dachte an seine blonde Hedwig, und daß ihm nun ein kleiner zäher Kampf mit ihr erspart blieb. Die Freude darüber gab ihm eine besondere Wärme, als er nun beklagte, nicht den Brautvater spielen zu dürfen.

„Wie bin ich glücklich, meine Lydia in eine so taktvolle, wirklich von Herzen vornehme Familie treten zu sehen!“ flüsterte Frau Werlhof ihrem Freund Walcker zu.

Man ging nun nach vorn, um den Kaffee zu nehmen.

Im ersten Zimmer bot Biehl den Herren Cigarren an, und hier standen Ernst Egon, Hammer, Walcker, Wolfgang und Henri. Ernst Egon, zu sehr Weltmann, um hier jemand verletzen zu wollen, obschon ihm die Menschen außer Lydia samt und sonders sehr gleichgültig waren und für ihn nur den einen Wert hatten, daß sie als Familie seiner künftigen Schwägerin durchaus „zum Vorzeigen“ waren, wandte sich jetzt besonders Herrn von Hammer und Wolfgang zu, nachdem er sich bei Tisch mehr Walcker und Henri gewidmet. Er hielt, ohne sich dessen gerade bewußt zu werden, ein wenig „Cercle“ — aber Hammer und Wolfgang wurden sich dessen bewußt und ärgerten sich.

Im zweiten oder dritten Zimmer pflegten die Damen sich aufzuhalten. Doch Eleonore sah sich hier

bald allein. Die Mama ging mit Lisbeth hinauf, denn ihr war nicht ganz wohl, sie hatte von den verschiedenen Weinen genippt und beklagte, nicht lieber von einer Sorte ein ordentliches Glas getrunken zu haben. Es schien, daß Lydia Mutter und Schwägerin begleitet hatte. Malve gab den Dienstboten Anordnungen.

Hinter gelben und rötlichen Schirmdächern brannte das Lampenlicht. Von nebenan klangen die Stimmen der Herren. Der Mahagoniglanz der alten, dunklen Möbel gab den Zimmern eine trauliche Wärme. Von den Wänden sahen aus schwarzen Hintergründen helle gemalte Gesichter, von seltsamen Hauben oder Perücken umrahmt, herab.

Eleonore trat an eines der Fenster, schob den Vorhang auseinander und sah über den kleinen Wall von Blumen und Grün hinweg, der in schmalen Porzellankästen vor dem Glase wuchs, auf den Fluß hinab. Da war alles still heute, am Sonntage ruhte das Leben. Vor dem hellen, mondbeglänzten Himmel standen die schwarzen Rippen der Masten und Raaen. Hier und da blickte, wie ein verschlafenes Lichtlein, der Schein einer Schiffslaterne auf. Das Wasser glänzte blank und schwarz.

„Eleonore," flüsterte eine Stimme hinter ihr.

Sie fuhr herum und maß den Mann mit zornigem Blick.

„Was wollen Sie?"

„Einmal mit dir sprechen. Nur einmal noch. Nur eine Frage noch!"

Sein Atem ging rasch, sein Blick war finster.

„Du hast kein Recht mehr, mich irgend etwas zu fragen."

„Das Schicksal hat uns gewissermaßen zu Geschwistern gemacht . . ."

„Wenn du es so nehmen willst," sagte sie spottend.

Diese Miene hatte er nie an ihr gesehen, diesen Ton nie von ihr gehört. Er vergaß jede Vorsicht, und daß hinter allen Thüren Zeugen und Lauscher stehen konnten.

„Du verachtest mich?" fragte er. „Liebst du denn den andern? Ist so schneller Wechsel möglich?"

„Du sprichst von Wechsel — du?!"

„Eleonore," flüsterte er beschwörend, „daß wir uns trennen mußten, war nicht deine Schuld und nicht die meine. Wir liebten uns, wir vergaßen die bittere Wirklichkeit. Wir erlitten das Schicksal von hundert Offizierstöchtern und Leutnants. Wir bildeten uns erst ein, es werde irgend ein Wunder geschehen. Aber dann begriffen wir, daß es nicht geschehen werde, daß wir zu arm waren, um uns zu heiraten, und da ich nicht deine Jugend verbittern wollte, nicht zugeben durfte, daß du auf mich wartetest, bis ich Hauptmann geworden, um dann ein armseliges Leben, von allen Seiten eingeengt, mit mir zu führen, da gab ich dich frei. Das ist Unglück. Schuld ist es nicht. Daß du dich aber so bald trösten würdest und deine Liebe wieder verschenken könntest — — — wenn es Liebe ist — —"

„Und du?“ fragte sie, ihn ansehend. Er sah das liebe, schöne Gesicht in Schmerz verzerrt.

„Ich,“ flüsterte er, „ich — ich liebe sie nicht — — sie zieht mich seltsam an — sie stößt mich seltsam ab — ich bin wie in ihrem Zwange. Gott weiß, wie es ist. Ich sah, sie liebt mich. Und ich — du weißt, was das ist, das Leben eines armen Offiziers. Dienst und immer Dienst und das Zittern um Carriere. Etwas muß man haben darüber hinaus: eine Familie, eine Häuslichkeit und auch den Rückhalt finanzieller Sicherheit — — Da dachte ich: was mein Traum und meine Jugend war, ist vorbei. Nimm das Leben praktisch. So ist es, Eleonore.“

Auch aus ihrem Herzen quoll es auf, lang verschwiegener Gram, tausendmal gedachte Gedanken, heißer Zorn. Alte Schmerzen wurden wieder neu, und ihre Seele begehrte, sich einmal zu sättigen in Wahrheit.

„Du meinst, damals als wir uns liebten und uns heimlich verlobt hatten, damals hätten wir auf ein Wunder gewartet? Ja, das hab' ich. Auf das Wunder, daß deine Liebe so stark sei, so echt, für mich alles zu wagen. Ich dachte: den bunten Rock kann man ja ausziehen, an ihm hängt mein Glück ja nicht. Ich dachte, Männer können arbeiten, und wenn ihnen der erwählte Beruf nicht Geld bringt, wechseln sie ihn. Du wärest nicht der erste Offizier gewesen, der um seiner Braut willen einen bürgerlichen Beruf annahm. Freudig war ich bereit, das bescheidenste Los mit dir zu teilen. Und wenn ich zehn Stufen abwärts hätte steigen sollen

gesellschaftlich — meinem Herzen wär's gewesen wie Emporsteigen!“

„Eleonore . . .“

„Verteidige dich nicht,“ sprach sie, während sie sich zu beruhigen schien und ein sanfteres Licht aus ihren Augen brach, „damals hab' ich gewartet — zitternd — jeden Tag. Dann kam dein Abschiedsbrief. Ich sah es wohl, du kamst dir in demselben noch wie ein Held der Entsagung vor. Da ging in meinem Herzen etwas kaput — — oh, es thut noch manchmal weh. Man ist nun eben ein Mensch mit einer Narbe. Was thut's.“

„Und du verachtest mich und liebst nun den andern?“ Er faßte bebend nach ihrer Hand.

Sie suchte sie ihm zu entziehen. Es war fast wie ein Ringen. „Das geht dich nichts an — lasse mich.“

„Du mußt mir antworten, du mußt.“

Da sah er, wie Eleonore plötzlich förmlich erstarrte, wie ihre Augen sich vor Schreck weit, weit öffneten.

Er folgte diesem entsetzten Blick und sah Lydia.

Sie stand am Thürpfosten, die Schulter leicht gegen die zusammengedrückten Falten des Vorhangs gelehnt, die herabhängenden Hände lose verschlungen — wie ein geduldiger, unbeteiligter Zuschauer, der da schon lange steht.

Das warme, farbig verhüllte Licht übergoß ihre dunkle Gestalt mit rötlichem Schein.

Der Mann fühlte einen ungeheuren Trotz in sich aufgären. Er war bleich wie der Tod, und seine Hände,

„Und du?“ fragte sie, ihn ansehend. Er sah das liebe, schöne Gesicht in Schmerz verzerrt.

„Ich,“ flüsterte er, „ich — ich liebe sie nicht — — sie zieht mich seltsam an — sie stößt mich seltsam ab — ich bin wie in ihrem Zwange. Gott weiß, wie es ist. Ich sah, sie liebt mich. Und ich — du weißt, was das ist, das Leben eines armen Offiziers. Dienst und immer Dienst und das Zittern um Carriere. Etwas muß man haben darüber hinaus: eine Familie, eine Häuslichkeit und auch den Rückhalt finanzieller Sicherheit — — Da dachte ich: was mein Traum und meine Jugend war, ist vorbei. Nimm das Leben praktisch. So ist es, Eleonore.“

Auch aus ihrem Herzen quoll es auf, lang verschwiegener Gram, tausendmal gedachte Gedanken, heißer Zorn. Alte Schmerzen wurden wieder neu, und ihre Seele begehrte, sich einmal zu sättigen in Wahrheit.

„Du meinst, damals als wir uns liebten und uns heimlich verlobt hatten, damals hätten wir auf ein Wunder gewartet? Ja, das hab' ich. Auf das Wunder, daß deine Liebe so stark sei, so echt, für mich alles zu wagen. Ich dachte: den bunten Rock kann man ja ausziehen, an ihm hängt mein Glück ja nicht. Ich dachte, Männer können arbeiten, und wenn ihnen der erwählte Beruf nicht Geld bringt, wechseln sie ihn. Du wärest nicht der erste Offizier gewesen, der um seiner Braut willen einen bürgerlichen Beruf annahm. Freudig war ich bereit, das bescheidenste Los mit dir zu teilen. Und wenn ich zehn Stufen abwärts hätte steigen sollen

gesellschaftlich — meinem Herzen wär's gewesen wie Emporsteigen!“

„Eleonore . . .“

„Verteidige dich nicht,“ sprach sie, während sie sich zu beruhigen schien und ein sanfteres Licht aus ihren Augen brach, „damals hab' ich gewartet — zitternd — jeden Tag. Dann kam dein Abschiedsbrief. Ich sah es wohl, du kamst dir in demselben noch wie ein Held der Entsagung vor. Da ging in meinem Herzen etwas kaput — — oh, es thut noch manchmal weh. Man ist nun eben ein Mensch mit einer Narbe. Was thut's.“

„Und du verachtest mich und liebst nun den andern?“ Er faßte bebend nach ihrer Hand.

Sie suchte sie ihm zu entziehen. Es war fast wie ein Ringen. „Das geht dich nichts an — lasse mich.“

„Du mußt mir antworten, du mußt.“

Da sah er, wie Eleonore plötzlich förmlich erstarrte, wie ihre Augen sich vor Schreck weit, weit öffneten.

Er folgte diesem entsetzten Blick und sah Lydia.

Sie stand am Thürpfosten, die Schulter leicht gegen die zusammengedrückten Falten des Vorhangs gelehnt, die herabhängenden Hände lose verschlungen — wie ein geduldiger, unbeteiligter Zuschauer, der da schon lange steht.

Das warme, farbig verhüllte Licht übergoß ihre dunkle Gestalt mit rötlichem Schein.

Der Mann fühlte einen ungeheuren Trotz in sich aufgären. Er war bleich wie der Tod, und seine Hände,

mit denen er in mechanischer Bewegung seinen Überrock zurechtzog, zitterten. Aber er dachte: „Es ist aus! Mag es! Ich steh' nun vor ihr und allen und vor meinem Bruder ehrlos. Es ist mir egal."

Er trat einen Schritt vor.

„Lydia . . ." begann er, „was hier . . ."

Sie hob ein wenig die Hand, mit nachlässig abwinkender Gebärde.

„Kein Wort, lieber Jobst."

Und dann, nach der Pause von Sekunden, fragte sie im herzlichsten Ton: „Glaubst du, daß es deine Schwägerin Hedwig interessieren wird, wenn ich ihr mein Bild mitschicke? Ernst Egon bat mich vielleicht nur aus Courtoisie darum."

Eleonore, immer noch wie gelähmt am Fenster stehend, sah auf die andre in einem grenzenlosen Erstaunen, das fast die Angst fortnahm.

Gab es so viel Selbstbeherrschung? Eleonore war es, als sei Lydia ein Mensch, vor dem man sich fürchten könne.

Durch Jobsts Gehirn rasten die Gedanken. Er hörte Lydias Worte wieder, die ihm Achtung seiner Ehre gelobten und Achtung ihrer Ehre forderten. Er sagte sich, daß sie vielleicht blind sein wolle, blind, taub — — liebte sie ihn so fanatisch? War es ihr Hochmut? Wollte sie vor keiner Nebenbuhlerin weichen? Auch nicht vor der Vergangenheit? Er begriff plötzlich, daß sie ihn niemals frei geben werde. Schauer durch-

rannen ihn. Es war, als wolle ihn ein stolzes Gefühl übermannen.

Aber dann durchzuckte ihn die Furcht, daß dieses Benehmen nur Maske sei, vor Eleonorens Augen getragen — daß eine leidenschaftliche Scene mit Vorwürfen, Erklärungen und Gelöbnissen folgen werde — —

Eins nur war ganz klar: daß sie eine Haltung von ihm erwartete, der ihren ebenbürtig.

Und mannhaft nahm er sich zusammen — nur ein paar Herzschläge lang stand seine Antwort aus.

Dann küßte er ihr die Hand und sagte mit gewöhnlicher Stimme: „Nicht aus Courtoisie bat Ernst Egon um das Bild. Ich meine, er zeigt es deutlich, daß er Feuer und Flamme ist."

„Dann hilf mir es aussuchen . . . ich habe die letzten Photographien von mir alle herunter gebracht — da auf dem Tisch . . . sieh nur. Ich weiß nicht, ob Ballkleid oder Straßenkleid . . ."

Ihre Stimmen verhallten im Nebenzimmer.

Kein Blick aus den dunklen, brennenden Augen war auf Eleonore gefallen.

Gedemütigt und geängstigt blieb sie allein. Sie fühlte es, wenn hier eben etwas zertreten und verdorben war, so war es ihr bißchen Glückszuversicht, ihr leise wieder keimender Lebensmut. Die andre, die war nicht die Frau, auf Hindernisse in ihrem Leben Rücksicht zu nehmen.

mit denen er in mechanischer Bewegung seinen Überrock zurechtzog, zitterten. Aber er dachte: „Es ist aus! Mag es! Ich steh' nun vor ihr und allen und vor meinem Bruder ehrlos. Es ist mir egal.“

Er trat einen Schritt vor.

„Lydia . . .“ begann er, „was hier . . .“

Sie hob ein wenig die Hand, mit nachlässig abwinkender Gebärde.

„Kein Wort, lieber Jobst.“

Und dann, nach der Pause von Sekunden, fragte sie im herzlichsten Ton: „Glaubst du, daß es deine Schwägerin Hedwig interessieren wird, wenn ich ihr mein Bild mitschicke? Ernst Egon bat mich vielleicht nur aus Courtoisie darum.“

Eleonore, immer noch wie gelähmt am Fenster stehend, sah auf die andre in einem grenzenlosen Erstaunen, das fast die Angst fortnahm.

Gab es so viel Selbstbeherrschung? Eleonore war es, als sei Lydia ein Mensch, vor dem man sich fürchten könne.

Durch Jobsts Gehirn rasten die Gedanken. Er hörte Lydias Worte wieder, die ihm Achtung seiner Ehre gelobten und Achtung ihrer Ehre forderten. Er sagte sich, daß sie vielleicht blind sein wolle, blind, taub — — liebte sie ihn so fanatisch? War es ihr Hochmut? Wollte sie vor keiner Nebenbuhlerin weichen? Auch nicht vor der Vergangenheit? Er begriff plötzlich, daß sie ihn niemals frei geben werde. Schauer durchrannen ihn. Es war, als wolle ihn ein stolzes Gefühl übermannen.

Aber dann durchzuckte ihn die Furcht, daß dieses Benehmen nur Maske sei, vor Eleonorens Augen getragen — daß eine leidenschaftliche Scene mit Vorwürfen, Erklärungen und Gelöbnissen folgen werde — —

Eins nur war ganz klar: daß sie eine Haltung von ihm erwartete, der ihren ebenbürtig.

Und mannhaft nahm er sich zusammen — nur ein paar Herzschläge lang stand seine Antwort aus.

Dann küßte er ihr die Hand und sagte mit gewöhnlicher Stimme: „Nicht aus Courtoisie bat Ernst Egon um das Bild. Ich meine, er zeigt es deutlich, daß er Feuer und Flamme ist.“

„Dann hilf mir es aussuchen . . . ich habe die letzten Photographien von mir alle herunter gebracht — da auf dem Tisch . . . sieh nur. Ich weiß nicht, ob Ballkleid oder Straßenkleid . . .“

Ihre Stimmen verhallten im Nebenzimmer.

Kein Blick aus den dunklen, brennenden Augen war auf Eleonore gefallen.

Gedemütigt und geängstigt blieb sie allein. Sie fühlte es, wenn hier eben etwas zertreten und verdorben war, so war es ihr bißchen Glückszuversicht, ihr leise wieder keimender Lebensmut. Die andre, die war nicht die Frau, auf Hindernisse in ihrem Leben Rücksicht zu nehmen.

„Und wenn ich ihr ein Ärgernis bin, wird sie mich eben aus diesem Hause fortstoßen," dachte Eleonore, und über ihre Wangen liefen heiße Thränen.

* * *

Sie kannten Lydia nicht.

Vergebens wartete Jobst in geradezu fieberischer Aufregung auf eine „Scene" oder doch wenigstens auf eine Aussprache. Lydia zeigte sich bei seinen täglichen Besuchen ebenso, wie er sie in den ersten Tagen nach ihrer Verlobung kennen gelernt: von einer aufmerksamen Freundlichkeit, die durch ihre immer gleiche Abtönung etwas merkwürdig Harmonisches und Vornehmes hatte. Als sie schwieg und immer schwieg, wuchs seine Aufregung. Er wünschte oft glühend, sie möge zu sprechen, zu fragen beginnen, und doch entzückte ihn zugleich ihre Kraft, zu schweigen. Er hätte wissen mögen, welche Gedanken hinter dieser weißen Stirn wohnten und doch war er zugleich glücklich, es nicht zu erfahren. Oft wußte er nicht, ob er sie hasse oder bewundere.

Sie war das erste Rätsel, das ihm das Leben aufgab.

Seine Gedanken wurden ganz und gar von den Grübeleien über Lydias Wesen, die Geheimnisse ihrer Seele und ihres Temperaments ausgefüllt. Im Dienst trat oft plötzlich ihr Bild vor ihn hin und machte ihn zerstreut. In seiner Wohnung konnte er thatenlos sitzen, eine Photographie seiner Braut in der Hand.

„Liebt sie mich?" fragte er sich immer wieder. Sein Schlaf wurde unruhig. Sein Benehmen nervös.

Wenn sie ihn nicht liebte, warum hätte sie ihn sonst erwählen sollen? Denn eigentlich hatte doch sie zuerst ihm gezeigt „ich will dich", wenn auch in den leisesten, vornehmsten Formen, die sie niemals bloßstellen konnten, wenn sie bei ihm kein Entgegenkommen fand.

Und wenn sie ihn liebte, war es dann für ein Weib möglich, sich so beherrscht, so ganz eifersuchtslos so ganz jeder Neugier bar zu zeigen? Er glaubte — nein!

War alles nur Stolz und Selbstgefühl?

Seines Bruders Urteil fiel ihm ein: „Mit der Frau bringst du es zum Divisionär."

Er hatte das dumpfe Gefühl, als werde er sich an dem Wesen seiner Frau zerreiben, zermürben. Aber zugleich berauschte ihn allmählich der Gedanke, ein so außerordentliches Wesen sein zu nennen.

„Wenn wir nur erst verheiratet sein werden," dachte er manchmal, sich gleichsam ermutigend. „Die Ehe klärt viel und wird auch Lydia zutraulicher, offener machen, und ich werde dann schon erfahren, wie ich mit ihr daran bin."

Auch Eleonore wartete vergebens. Sie nahm an, daß Lydia ihrem Bruder jene Scene erzählen werde und daß Wolfgang sie dann zur Rede stellen würde. Aber Wolfgang kam und ging, einen Tag um den andern, und nichts in seinem Benehmen verriet, daß er

etwas gegen sie auf dem Herzen hatte. Es war klar, Lydia hatte geschwiegen.

Das junge Mädchen aber beschloß ihrerseits, nicht mehr zu schweigen. Sie glaubte aus dem Vorfall mit Jobst allerlei Lehren ziehen zu dürfen, und die reife Weisheit Lydias, daß Schweigen immer weiter führt als Reden, war ihr nicht aufgegangen und würde ihrer weiblich-anschmiegsamen Art auch nie aufgehen. Sie kam sich schuldig vor, weil sie nicht schon längst die Ereignisse der Vergangenheit ihrem Verlobten anvertraut hatte, und wartete jetzt nur, weil sie ihre Geständnisse nicht als Verteidigung und Notwehr aufgefaßt sehen wollte. Aber als sie sah, daß Lydia schwieg, glaubte sie, diese wolle ihr stolz und großmütig selbst das Reden überlassen.

Von ihrer Mutter her wußte Eleonore, daß man Männern immer nur bei Gelegenheit mit ernsten oder unangenehmen Dingen kommen dürfe. Und die Gelegenheit wollte sich gar nicht finden, bis endlich ein Tag sie brachte, wo Wolfgang und sie mit Malve bei Lisbeth und Henri zu Tisch geladen waren. Lisbeth hatte irgend ein Leibgericht aus den Kindertagen ihres Mannes gekocht, an welches man sich kürzlich scherzend erinnert, und die Geschwister mußten dabei sein. Lydia hatte aber abgesagt.

Man war anfangs guter Dinge. Als das betreffende Gericht aufgetragen ward, fanden die Brüder, daß Lisbeths Köchin entweder nicht das rechte Rezept besessen oder daß sich ihr Geschmack ganz und gar geändert habe.

Eine gewisse Melancholie bemächtigte sich aller. Ja, was waren das noch für schöne Zeiten gewesen, wo man sich lieber überaß, ehe man thatenlos zusah, daß der Bruder oder die Schwester noch einen guten Bissen bekam! Allerlei vergnügliche Kindheitsgeschichten wurden ausgegraben. Wenn der Held derselben Henri war, sah Lisbeth ihren Mann förmlich stolz an, und wenn Wolfgang als Hauptmissethäter erschien, lächelte Eleonore glücklich. Auch Malve ging nicht leer aus. Man hielt ihr noch eine Geschichte vor, bei welcher sie einen unerhörten Mangel an Gemeinsinn offenbart: als die vier eines Tages im Hofe aus Stöcken, Matten und alten leeren Kornsäcken eine Indianerhütte gebaut, entstand eine Meinungsverschiedenheit, ob man oben darauf einen Vogelfittich oder Tierschädel setzen solle; einen Tierschädel besaßen sie gar nicht, trotzdem waren die ältern drei dafür, während Malve aus der Küche, wo gerade Enten gerupft wurden, einen Flügel holte; aber als die andern sich dennoch gegen den Fittich erklärten, sagte Malve, sie nähme ihre Stöcke wieder weg, riß sie aus dem Bau, der nun natürlich zusammenfiel und sagte: „Das habt ihr davon, wenn ihr mir meinen Willen nicht laßt.“

Irgend eine Ideenverbindung mußte Malve bei dieser Geschichte kommen, sie lachte nicht mit und blieb sehr still.

Der gute Geist, der anfangs über dem kleinen Mahl gelegen, schien sich zu verflüchtigen, als man aufhörte von der Kindheit zu sprechen. Henri äußerte sich scharf

über Lydias Absage, und Wolfgang sprach dazu: „Ja, unsre Schwester scheint nur noch Interessen für Neurieths Regiment und Familie zu haben. Man steht neuerdings manchmal unter dem Eindruck, daß bei ihr der Mensch erst beim Leutnant und Baron anfängt. Das kann doch nur Pose sein. Echt ist es nicht. Aber wozu — was soll das? Heut sagt sie ab, weil sie bei Neurieths Kommandeuse essen will, die sie erst heute morgen einlud. Das ist alles ganz gegen Lydias Art."

Henri und Malve verstanden es auch nicht. Aber da man nicht weiter über die Abwesende kritisierend reden wollte, schwieg man.

Henri erzählte einige kaufmännische Neuigkeiten. Fritz Merkers hatte sich mit dem alten Droyssing zusammen in eine Spekulation in finnländischer Butter eingelassen. Walckers Bruder hatte die Generalagentur für Charles Heidsick bekommen und noch mehr dergleichen. Es interessierte aber nur Lisbeth.

Wolfgang sagte, daß er daran denke, sich als Privatdozent in Berlin oder München zu habilitieren, da bei den veränderten Verhältnissen durch eine akademische Carriere seine Zukunftsaussichten sich verbesserten. Henri hatte nur eine ganz ungefähre Ahnung von diesen Fragen. Der Wunsch seines Bruders, Kunstgeschichte zu studieren, war im Hause Werlhof wie eine Art luxuriöser Sport angesehen worden. Der Vater hätte natürlich lieber gesehen, daß Wolfgang Jurisprudenz studierte, auf welchem Gebiet er, als ein Werlhof, es

in seiner Vaterstadt zu einer ganz großen, sehr einkömmlichen Stellung hätte bringen können. Aber warum sollte man Wolfgang hindern, seiner Neigung zu folgen, wenn es doch nun einmal sein Sport war. — — Mit seinen Interessen stand Wolfgang allein. Zwar wurde er als unbedingte Autorität auf seinem Gebiet angesehen, und wenn bei städtischen Angelegenheiten einmal von Bauten, Bildern oder Dekorationen die Rede war, sagte sogar der alte Werlhof: „Das muß mein jüngster Sohn wissen —", schon als Wolfgang noch ganz junger Student war. Sonst aber sprach man in den Werlhofschen Kreisen weiter nicht von Kunst.

Wolfgang hatte es nie besonders schmerzlich empfunden. Die Persönlichkeit seines Vaters beherrschte alles, auch die Gespräche im Familienkreis. Das war man so gewohnt, daß es niemandem eingefallen wäre, seine Interessen in den Vordergrund zu drängen.

Nun aber saß man hier als Gleichberechtigte beisammen, und da Wolfgang einmal von seinen Plänen sprach, ging er auch auf seine augenblickliche Arbeit über, ein Werk, das die Flamländer behandelte.

Henri genierte es nicht, daß er gar nichts von diesen Dingen wußte, geschweige denn verstand. Er hörte ein Weilchen aus Höflichkeit gelangweilt zu.

Dann fragte er so obenhin: „Bringt denn so was auch Geld ein, oder ist das bloß so 'ne unnütze Gelehrsamkeit, respektive 'n Privatplaisir, was mir nebenbei schleierhaft ist?"

Wolfgang hatte plötzlich das Gefühl, daß er und sein Bruder in ganz verschiedenen Kulturgemeinden lebten.

„So viel wie Korn- und Holzhandel bringt es freilich nicht ein," sagte er ärgerlich und dachte: ‚Da sitzt man an dem Tisch des Bruders und kann eigentlich bloß über Erinnerungen und das Wetter mit einander reden.'

„Hör' 'mal," sprach Henri dann, „da wir gerade von Kunst reden: ist es wahr, daß du im Freisinnsvereine einen Vortrag halten willst über ... über ...?"

„Über Memmling. Ja es ist wahr. Du wirst es heute noch in der Zeitung annonciert lesen."

„Bist du bei Troste! Du weißt doch, daß du dich der Gefahr aussetzest, für einen Gesinnungsgenossen der Leute gehalten zu werden."

„Ich bin es auch halb und halb. Zwar ist mir jedes Parteiwesen ein Greuel. Aber ich neige doch noch eher zu dieser Richtung, weil sie ganz und klar ist, als zu euch mit euren Halbheiten und eurer Interessenpolitik. Der Verein hat mich gebeten, er läßt ja ab und an einen populär-wissenschaftlichen Vortrag halten. Ich habe es gern angenommen."

Henri war rot vor Ärger.

„Neulich bei Tisch dachte ich, es sei bloß, um den hochgebornen Herrn Agrarier etwas anzuärgern ..."

„Das war's wohl. Aber manchmal wird man sich ja erst vollends über 'was klar, wenn man sich selbst davon sprechen hört."

Henri suchte sich zu mäßigen.

„Papa, wenn er lebte, hätte es dir nicht gestattet. Laß es, ich bitte dich."

„Gestattet? Ich bin ein Mann," sagte Wolfgang scharf, viel zu scharf. Daß man gegen ihren Gatten solchen Ton anschlug, reizte Lisbeth.

„Siehst du denn nicht ein, daß du uns kompromittierst!" rief sie.

Wolfgang lachte.

„Kompromittieren! Mit einer politischen Überzeugung? Liebe Lisbeth, nimm mir's nicht übel, das ist eine kindische Bemerkung."

„Kindisch," rief Henri und sprang auf. „Meine Frau kindisch — und das sagst du an meinem Tisch!"

Lisbeth fing an zu weinen.

„Mein Gott — das war nicht so gemeint," sagte Malve beschwörend.

Eleonore hielt Wolfgangs Arm umklammert.

„Bitte, sei ruhig," flüsterte sie.

„Du wirst meine Frau auf der Stelle um Verzeihung bitten!"

Ohne diesen Befehl hätte Wolfgang es gethan, schon lag ihm ein bedauerndes Wort auf der Zunge.

Nun aber stand auch er auf, warf die Serviette hin und sagte: „Damit deine Frau noch mehr in ihrem Wahn bestärkt wird, sie sei was Besseres als andre Leute?! Aus was für Material ist sie denn zusammengekittet — kostbarer dünkt sie sich und vornehmer als wir, und einen Ton voll Leutseligkeit erlaubt sie sich

anzuschlagen, auch gegen meine Braut. Du irrst sehr, wenn du denkst, ich empfinde es nicht."

Nun ging Lisbeths Weinen in krampfartiges Schluchzen über.

Und die Brüder standen einander gegenüber, in knabenhaftem Zorn und waren doch Männer und wußten ganz genau, daß Worte, die aus Männermund hin- und herfliegen, anders treffen und fester haften.

Aus den Tiefen ihrer Erinnerungen tauchten Bitterkeiten auf, die sich eingefressen hatten, wenn einmal einem auf Kosten des andern Unrecht geschehen war. Jedes zärtliche Wort des Vaters, dem andern gezollt, jeder Liebesblick der Mutter dem andern gegönnt, ward vor ihnen lebendig. Und sie warfen sich vor, der Liebling des Vaters, der Günstling der Mutter gewesen zu sein.

Sie sagten, was sie gar nicht wollten, sie ließen sich treiben, und es riß sie fort, dem andern nur weh zu thun, nur recht weh. Sie schwelgten in der Wonne, zu beleidigen, und wenig fehlte, sie hätten die Fäuste gegeneinander erhoben.

„Und warum — großer Gott — warum," dachte Malve weinend, ihre Schwägerin im Arm haltend, und schrie endlich: „Denkt doch an Lisbeth!"

Das traf.

Sie zuckten beide zusammen. Eine Sekunde lang war es, als habe man ihnen den Vorwurf der Roheit, einer Ohrfeige gleich, an den Kopf geschleudert.

Dann sagte Wolfgang trotzig: „Es ist wohl besser, ich gehe. Komm, Eleonore!"

Schweigend ließ man ihn gehen, und still weinend folgte ihm Eleonore.

Er konnte seinen Hut nicht finden und stieß daneben, als er in das Ärmelloch seines Paletots fahren wollte, und sie mußte ihm helfen, in seine Kleider zu kommen.

Wie Flüchtende verließen sie dann das brüderliche Haus.

Draußen war es dunkel. Henri und Lisbeth aßen erst um sechs Uhr, und nun mochte es halb neun sein. Es blinkte kein Stern. Der Himmel mußte mit Wolken verhangen sein. Die Luft war regenschwer und ungewöhnlich milde. In der Dunkelheit schwamm es wie ein Duft von Hyazinthen und Veilchen.

Traurig und sehnsüchtig war der Frühlingsabend und so still, daß jeder Klang von Leben und Bewegung wie etwas unerlaubt Störendes hineinklang.

„Ich kann nicht nach Haus," murmelte Wolfgang.

„Laß uns weitergehen — so weit du willst," sagte sie zärtlich.

Sie bogen in die Allee ein, die zum Kirchhof hinausführte.

Das Geäst der Linden, die über den breiten Fahrdamm hinweg mit ihren Wipfeln fast ineinander griffen, war schon mit dem dünnen Schleier grünender Knöspchen bedeckt; jetzt verschwanden sie in der Nacht, und nur wo eine Laterne ihren Strahlenkreis um sich

sandte, schimmerte es fein hellgrün und lustig in dem Gezweig.

In den Häusern, hinter den Vorgärten sah man helle Fenster. Manchmal begegnete dem schweigsamen Paar auch ein Mensch. Sie gingen weiter und weiter.

Rechts an ihrem Wege sahen weiße Kreuze und Steine über die Hecke. Die Male des Totenackers grüßten durch die Nacht.

Hinter dem Kirchhof fing der Wald an. Kein tief verschwiegener, unergründlicher, sondern ein zahmes Gehege schöner Eichen und Buchen, mit Wegen und Bänken für die Spaziergänger zurecht gemacht.

Allein wäre Eleonore hier vor Furcht gestorben. Sie klammerte sich fest an Wolfgangs Arm und atmete schwer.

Es war ihr so sonderbar, so bänglich und so traurig, daß sie hier, an den Grenzen des Kirchhofs, in schwerer Dunkelheit herumstrichen. Aber sie fühlte wohl: das Wandern und die Dunkelheit und die Stille thaten Wolfgang wohl. Seine Schritte wurden langsamer und gleichmäßiger.

Sie kamen an eine Bank. Kaum erkennbar in der Dunkelheit stand sie am Fuße einer Eiche. Nur das schon an die Nacht gewöhnte Auge konnte sie finden.

Wolfgang zog seine Braut mit sich nieder. Er nahm sie in den Arm und sagte, mit dem Versuch zu lächeln:

„Du armes Herzchen, da hast du eine böse Stunde durchmachen müssen. Und nun sitzen wir hier, wie

Mädel und Bursch', die sonst keine Stätte haben. Wer uns sieht, muß denken, daß wir verrückt oder sittenlos sind."

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Uns sieht ja keiner. Und wenn auch. Es ist alles egal, wenn du nur ruhig wirst."

„Gutes geliebtes Kind," murmelte er.

Das totenhafte Schweigen, das sie umgab, ward durch ein raschelndes Geräusch unterbrochen. Irgend ein Tier strich durch die Reiser des Unterholzes. Dann ward es wieder still. Aber Eleonore ängstigte sich, als sei sie von unbekannten Gewalten umgeben und als könne von allen Seiten etwas Furchtbares auf sie eindringen.

„Fast müssen wir uns vor dir schämen," begann Wolfgang. „Immer hast du fremde Leute, meine Mutter und uns selbst davon reden hören, wie treu wir Geschwister zu einander stehen . . . und nun so!"

„Das kommt wohl vor," sagte sie, ein wenig ratlos.

„Ich kann es gar nicht fassen," fuhr er fort, „wir sind jetzt alle immer so leicht gegeneinander gereizt! Du glaubst nicht, wie mich das elend macht. Mir ist grad', als wenn man mir etwas rauben will. Kindheit, Elternhaus, Vertrauen, Geschwisterliebe — es ist, als wenn's mir gestohlen werden soll — ich hab' immer geglaubt, wir sind sozusagen eins! Und nun stehen auf einmal vier Menschen da, und es ist beinahe, als ob einer der Feind des andern wäre. Keiner hat mehr Geduld mit

dem andern . . . ach, und die Mutter dauert mich so dabei . . ."

Seine Stimme brach. Es war das erste Mal, daß Eleonore die tiefe Erschütterung eines wirklichen Schmerzes bei ihm sah. Sie geriet außer sich.

„Vielleicht bin nur ich der Grund, Wolfgang, und wenn es ist, dann will ich lieber wieder von dir scheiden. Ich will keinen Unfrieden in euer Haus bringen, dir kein Unglück."

Weinend hing sie an seinem Halse.

„Aber mein süßes Kind — Geliebte — sei doch ruhig — kleine Närrin — —."

Er küßte sie zärtlich, und nun fuhr es ihr endlich heraus:

„Lydia haßt mich — ich glaub' es wenigstens — weil sie weiß, daß Jobst — daß ich — daß wir . . ."

„Was sagst du da für Unsinn . . ."

„Kein Unsinn. Ich war ja 'mal mit Jobst verlobt . . ."

Wolfgang fuhr zurück. Der Schreck machte ihn zunächst stumm.

Und wie ein ahnungsloses Kind, das von den Gefahren, an die es herantritt, keinen Begriff hat, sprach Eleonore weiter.

Nicht von fern fiel es ihr ein, daß Wolfgangs Gefühle für sie einen Wandel erfahren könnten, wenn er hörte —, daß ein andrer vor ihm ihre Lippen geküßt, der Held des ersten zarten Traumes ihres jungen Herzens gewesen war.

Sie hatte nur das unbezwingliche Bedürfnis, ihr Gemüt zu entlasten und ihrer Wahrheitsliebe endlich zu genügen. Sie dachte auch gar nicht daran, daß sie durch ihre Geständnisse zwei Männer zu Feinden machen könnte, die nun doch einmal im Rahmen derselben Familie eng nebeneinander stehen sollten.

Die ganzen Erlebnisse, die sie zu erzählen hatte, erschienen ihr so einfach und gar nicht einmal ungewöhnlich. Der außerordentliche Punkt darin war ihr ganz einzig Lydias vermutlicher Haß, Lydias wahrscheinliche Eifersucht, weil doch Jobst neulich so deutlich gezeigt hatte, daß sein Herz noch an der ersten Braut hing.

Wolfgang hörte eine kleine, stille, himmelblaue Geschichte von einem jungen, einsamen Herzen, von einem Majorstöchterlein und einem armen Leutnant. Eine Geschichte, die so alltäglich war, in der es ein bißchen lächelte und ein bißchen weinte, deren Ende selbst war wie ein wehmutsvoll verhallendes Lied. Kein Glück, das zum Himmel emporgerissen hatte, kein Schmerz, der tödlich gewesen war.

Und doch viel bitterliches Weh.

Und weil Eleonore ein ahnungsloses Kind war, hatte sie auch ihren Engel.

„Als ich dich dann kennen lernte, Wolfgang," schloß sie, „begriff ich ganz, daß Jobst kein rechter Mann war oder mich nicht recht liebte. Du — das fühlte ich gleich — hättest anders gehandelt. Dir könnte man sich auf Tod und Leben anvertrauen, das sah ich gleich.

Daß du mich wählen könntest, fiel mir ja nie ein. Mir kam vor, als müßtest du doch eine sehr bedeutende, schöne, reiche Frau haben. Als du mir dann sagtest, daß du mich liebtest, glaubte ich, es sei bloß Mitleid von dir. Und ich selbst, weißt du . . . ich regte mich doch noch manchmal auf, wenn ich an Jobst dachte — wenn er mir begegnete, zitterte ich förmlich. Das ärgerte mich. Das sollte erst überwunden sein. Deshalb bat ich dich, wir wollten still warten. Nein hätt' ich nicht sagen können auf deine Werbung. Nicht um die Welt. Mir wär's grade gewesen, als verscherze ich meine ewige Seligkeit. Und nun ist es so merkwürdig: jeden Tag denke ich, du wächst — bist größer, edler — ich mag gar nicht sagen: hab' ich dich lieber. Mir kommt manchmal vor, als wäre es was andres als Liebe. Beinahe was Heiliges. Jedenfalls ist es ganz anders als damals." — —

Wolfgang hörte und hörte. Rasende Eifersucht ging durch sein Herz, er kam sich als der Belogene und Betrogene vor; dann rührte ihn ihr junges Leid, und eine scharfe Verachtung für den Feigen, der es ihr zugefügt, regte sich; und weiter wandelte sich dies in Ergriffenheit über die holdselige Unbefangenheit ihrer Geständnisse. Eine reine Seele sprach zu ihm, das hörte er wohl. Und als sie dann mit unbeholfenen Worten zu sagen begann, wie er ihr erschien, wie sie sich vor ihm neigte, wie sie ihm vertraute, da wußte er nur noch, daß er sie unendlich liebe und sie schützen und halten wolle. Er riß sie leidenschaftlich an sich. Wie war es nur

möglich gewesen, diesem weichen, süßen Kinde weh zu thun? Das konnte nur brutaler Egoismus.

Aber rächen wollte er sie und den Elenden strafen. Er vergaß, daß er weder zur Rache noch zur Strafe berufen war, weil er durch jenes Feigheit sein Glück gewann.

„Wenn Lydia mich haßt, will ich von dir scheiden," sagte sie weinend.

„Uns scheidet nichts und niemand," schwor er. „Aber sage mir noch eines: warum schwiegst du so lange?"

„Ich wollte es dir erzählen, am Tage, wo wir uns wirklich verlobten, so hatte ich es mir vorgesetzt — dann kam die Verlobung so plötzlich — und zugleich hörte ich, daß Neurieth und Lydia . . . und da nahm ich mir vor, nie was zu sagen, seinetwegen . . . wenn Lydia es hörte . . . ich fürchtete mich gleich vor Lydia, als ich sie sah."

„Das brauchst du nicht, sie wird nie etwas Kleinliches thun."

„Aber neulich, Sonntags, da vergaß er sich und sprach zu mir von der Vergangenheit, und daß er seine Braut nicht liebe. Und Vorwürfe wollte er mir machen, als sei ich veränderlich, und wissen wollte er, ob ich dich liebe. Oh, da habe ich ihm die Wahrheit gesagt, einmal — endlich — mir ist ordentlich besser seitdem geworden. Mich quälte es — daß er glauben könne, ich denke noch von ihm wie einst. Aber mich fragen, ob ich dich liebe — nein, das verbot ich ihm. Das ist mir zu heilig — das sagt' ich ihm nicht. Und Lydia,

weißt du, hat wohl alles gehört. Und deshalb mußte ich es auch dir sagen."

„Gehört? Sie hat gehört ..." rief Wolfgang. Und noch bestand ihre Verlobung!? Noch hatte sie das Band nicht gelöst! Sie ertrug es, zu wissen ...

Wollte sie sich in das Elend einer Ehe ohne Liebe stürzen, nur um nicht noch einmal der Welt ein tragisches Geschick zu zeigen? Wollte sie lieber ein Leben voll stiller Pein tragen, als noch einmal ihre Verlobung scheitern sehen?

Liebte Lydia den Mann so sehr — — war ihre Liebe von jener Art, die sich eher prügeln läßt, als entsagt?

Entsetzlicher Gedanke. Heiß stieg es Wolfgang zum Hirn.

Und dieser Mann, der feige mit dem unschuldigen Kinderherzen Eleonorens gespielt, nahm nun in Gnaden die Liebe seiner stolzen Schwester hin. — —

Das durfte nicht sein! Das sollte nicht sein!

Allerlei wirre Ideen bestürmten ihn. Man mußte Lydia zwingen, ihr Verlöbnis zu lösen. Er wollte Neurieth beleidigen, so sehr und schwer, daß es zum Duell kam, und dann wollte er ihn erschießen. Dieser Mensch war zu viel auf der Welt. Lydia sollte lieber weinen, als das Opfer einer Lüge und eines Handels werden.

„Was ist dir?" fragte Eleonore ängstlich. Sie hörte ihn förmlich keuchen, und seine Hand umklammerte die ihrige so fest, daß es weh that.

Er antwortete nicht.

„O mein Gott," seufzte sie weinerlich.

Da fuhr er auf. Er sah sich um. Er hatte ganz vergessen gehabt, wo sie waren.

Wie abenteuerlich — wie thöricht! Hier im finstern, feuchten Wald zu sitzen, wo die bleichen Grabkreuze unfern fahl aus dem Dunkel auftauchten.

„Mein Kind — verzeih mir — aber das war schon immer so ... wenn ich zornig erregt war, konnte ich als Knabe blind und toll hinauslaufen. Friert dich ... sind deine Füße kalt?"

„Nein gar nicht."

„Komm rasch. Wir wollen schnell gehen ..."

Sie liefen beinahe.

Und Eleonore hoffte, er werde nun, auf dem Rückweg, heiterer oder doch gesprächiger sich zeigen.

Er fuhr fort, grübelnd zu schweigen. So ging sie denn still und bescheiden neben ihm her, ohne zu ahnen, daß seine brütenden Gedanken sich mit schrecklichen Dingen abquälten.

Wie kindisch und wie klein erschien ihm jetzt sein Streit mit Henri! Der Bruder, dessen war er sicher, würde in den Fragen, die jetzt aufgetaucht waren, ganz genau ebenso denken, wie er selbst. Nur daß er zu Henri nicht davon sprechen durfte. — — Niemand in der Familie sollte erfahren, daß Jobst und Eleonore sich einst etwas gewesen waren — niemand. Und Lydia, — die schwieg. Dafür kannte Wolfgang sie. Die würde selbst ihm unter vier Augen noch ableugnen, daß

sie etwas gehört, wenn sie es klüger fand, nichts gehört zu haben.

Wenn Reurieth aus ihrem Kreise entfernt werden sollte, so mußte es geschehen, ohne daß die wahren Gründe auch nur geahnt würden. Lydia selbst mußte man die Demütigung ersparen . . .

„Durch mich muß es geschehen," dachte Wolfgang.

Wie leicht kann man doch einen Mann tödlich kränken, zumal einen, der des Kaisers Rock trägt! Allerlei Einfälle kamen Wolfgang. Sie schienen ihm roh oder kindlich.

Er überdachte Reurieths Leben und Ruf. Da war alles reinlich und klar. Schulden hatte er nicht, beim Oberst war er sehr gut angeschrieben, bei den Kameraden beliebt, in der Gesellschaft geschätzt.

Und eine ernsthafte Liebelei mit einem jungen Mädchen und eine Heirat um des Geldes willen — das sind so die landläufigen Ereignisse im Dasein eines jungen Offiziers. —

Wolfgang lächelte bitter in sich hinein.

Noch niemals in seinem ganzen Leben hatte er sich von dem Gefühl einer so starken Abneigung erfaßt gesehen, wie jetzt gegen Reurieth. Er gestand sich nicht zu, daß dabei rückblickende Eifersucht im Spiel war, sondern schob alles auf seine Bruderliebe, die sich für Lydia beleidigt fühlte. Er glaubte über die Schwester und ihr Schicksal wachen zu müssen.

Längst säumten die Mauern der Häuserreihen ihren Weg ein, das Abendleben der Stadt war noch nicht

erstorben. Aus einigen Läden brach noch heller Lichtschein.

„Welch' Glück," sagte Eleonore, „ich fürchtete schon, wir kämen zu spät, so daß Papa sich beunruhigt. Er rechnete sich noch aus, daß wir höchstens bis gegen zehn Uhr bei Henri bleiben würden."

Da wandte er all' seine Gedanken endlich wieder ihr zu. Er fühlte, daß sie schwer an seinem Arm hing und nur noch mühsam vorwärts kam.

„Ich mißhandle dich, armes Herzchen," rief er. „Gottlob, da kommt eine Droschke! Heda — Sie Kutscher!" —

Sie stiegen ein. Erschöpft warf sich das Mädchen in die Ecke des Wagens. Eleonore war so müde, daß sie vor Müdigkeit und infolge aller Aufregung hätte weinen können. Auch zitterte sie eigentlich vor Kälte. Aber dennoch war ihr ruhig ums Herz.

Was sie so lange gequält, hatte sie von sich thun können. Nun gab es gar kein Geheimnis mehr zwischen dem künftigen Gatten und ihr, und sie war fest davon überzeugt, daß es so wohl Pflicht als Unterpfand des Glückes sei, sich über alles und jedes gegenseitig Rechenschaft abzulegen, keinen Gedanken, keine Erinnerung für sich allein zurückzubehalten. Von den Gefahren einer so rückhaltlosen Mitteilsamkeit hatte sie keine Ahnung.

— — — — — — — — — — — — — —

Während die beiden ihren wunderlichen Abendspaziergang machten, verließ Malve das Haus ihres Bruders, nachdem sie geholfen hatte, die erregte Lisbeth

zu beruhigen und zu Bett zu bringen. Beinahe hätte auch sie sich dabei noch mit der Schwägerin erzürnt, denn Lisbeth jammerte, daß man ihren Mann beleidigt habe, daß Wolfgang allein Schuld trage, und sehr eigenartige Worte fielen, mit denen Lisbeth verriet, daß ihr Mann, als der Älteste, doch besondern Respekt zu fordern habe und berechtigt sei, eine Art Oberhoheit über die Geschwister auszuüben. Malve sagte, daß bei dem Streit beide gleichmäßig die Schuldigen seien und daß sie auf ihren Bruder Wolfgang in seiner Abwesenheit nicht schelten lasse. Sie hatte all ihre Selbstbeherrschung nötig, nicht noch mehr zu sagen, denn Lisbeth bedurfte wirklich der Nachsicht und des Mitleids. Henri zeigte sich nicht sehr beflissen und war keineswegs durch ihre Thränen ergriffen, er saß vielmehr unten und trank eine Flasche Rotwein aus, weil der teure Wein, den er vorhin bei guter Laune dem Bruder als besonders feinen Schluck vorgesetzt hatte, das Stehen nicht vertragen konnte und es doch schade darum gewesen wäre: Lestage, grand crû . . . 4 Mark.

Er solle zu seiner Frau hinaufkommen, bestellte ihm Malve. Widerwillig ging er mit. Er wußte, was nun kam. Und richtig sagte ihm Lisbeth, daß er sie gar nicht energisch genug in Schutz genommen habe, sondern, anstatt Respekt für sie zu fordern, mit Wolfgang gleich auf alten Kinderstreit gekommen sei. Henri liebte die Beschaulichkeit und den ungetrübten Lebensgenuß von guten Dingen. Er hatte nun genug von den Geschichten. Und er sagte etwas grob, daß Lisbeth mitschuldig sei,

wenn es Zank gäbe, denn sie hetze immer und ewig und werde Wolfgang schon Grund zu Klagen gegeben haben; Wolfgang sei ein nobler Kerl und ein famoser Mensch, und Brüder stritten sich wohl mal.

Malve fühlte recht gut, daß er das in einem wunderlichen Gemisch von Bruderliebe und Widerspruchsgeist sagte und daß er, wenn nun Wolfgang hier stände, unversöhnt weiterstreiten würde. Aber Lisbeth war nicht die Frau, auf seelische Unterströmungen Rücksicht zu nehmen oder sie überhaupt zu erkennen. Sie war tödlich beleidigt und sagte, daß Henri und sie, bei der großen Liebe, die sie verbände, die glücklichsten Eheleute sein würden, wenn eben Henris Geschwister nicht wären, um die so oft Streit komme. Hatten sie wohl sonst je ein unangenehmes Wort miteinander? Aber die anspruchsvollen Geschwister Henris und seine Art, sie ihr als Muster vorzustellen, brächten den Unfrieden.

Malve überwand sich und ging davon. Sonst hätte sich die Scene von vorhin, nun zwischen ihr und Lisbeth, wiederholt.

Es war niemand da, sie zu holen, Frau Werlhof nahm an, daß Wolfgang und seine Braut Malve heimgeleiten würden.

Allein ging sie nun in die Stadt zurück, das Herz voll Unruhe und Zorn.

So also war es in Wirklichkeit mit der Liebe und dem Frieden in der Familie bestellt? Kaum war der Vater tot, so gärte es an allen Ecken und Enden. In

andern Familien stritt man sich am offenen Grabe um das Hab und Gut des Toten — Beispiele solcher Roheit waren Malve von einigen sehr vornehmen Familien bekannt. Und wie verachtungsvoll hatte sich alles, was Werlhof hieß, über solche Streiterei ausgesprochen! Freilich um Geld stritten sie nicht. Das Testament war nicht der Grund des Unfriedens.

Also nicht einmal eine so äußerliche und gemeinverständliche, häufig vorkommende Ursache entzweite sie! Nein, tief von innen heraus brach der Streit, wie ein Krankheitsstoff aus schleichendem Gift.

Und sie selbst hatte aus Furcht vor dem Urteil ihrer Geschwister, aus Rücksicht auf ihre hochmütigen Empfindlichkeiten sich klein und feige benommen gegen einen, an dessen Meinung ihr so viel lag — — —

Lohnte es denn noch, sich so eins zu fühlen mit Schwester und Bruder?

Lebten sie denn wirklich in unzerstörbarer Zusammengehörigkeit?

Kehrten sie sich nicht vielmehr bei jedem kleinsten Anlaß feindselig gegeneinander?

Um dieser Geschwister willen war Malve bereit gewesen, ganz kampflos und still auf Liebe und Glück zu verzichten. Oder es kam ihr wenigstens in diesem Augenblick so vor, als seien nicht ihre eignen Feigheiten und Vorurteile schuld daran, sondern nur die Rücksichten auf ihre Geschwister, daß sie gewissen Wünschen und heimlicher Sehnsucht verboten hatte, in ihrem Herzen groß zu werden.

Was gaben ihr die Geschwister dafür? Nicht die beständige, schützende Liebe, jene Liebe, die so lange Familientradition gewesen. Beim ersten Anlaß würden sie sich alle drei auch gegen Malve kehren. Wo war da noch eine Sicherheit, irgend ein Glaube an die Zukunft?

Malve steigerte sich immer mehr in graue, hoffnungslose Gedanken hinein. Sie sah sich alt, einsam, verlassen. Sie sah ihre Brüder als Todfeinde und die Schwester fern und kalt. Jeder war mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt und fand keine Zeit mehr, sich um den andern zu bekümmern.

Unter ihrem Schleier weinte sie heiße Thränen, und wie Menschen pflegen, die stark nachdenken, ging sie schneller und schneller.

Daß ihr selbst niemals ein Glück beschieden sei, war ihr gewiß. Der einzige Mann auf der Welt, dem sie hätte gehören mögen in Liebe, Demut und Vertrauen, der war ihr verloren, verboten, unerreichbar.

Aber einen guten Gedanken in seinem Herzen, den wollte sie sich sichern. Das stille Bewußtsein, von ihm geachtet und verstanden zu werden, sollte ihr Trost sein. Ihre Segenswünsche durften ihn begleiten — das konnte ihr niemand verbieten. Sie wollte von fern seinem Schicksal folgen.

Und wohin ihn auch sein Unheil verschlug, er sollte immer den Trost haben zu denken, daß hier ein Herz nur Großes und Gutes von ihm glaube.

„Ich werde zu ihm gehen," dachte sie in einer Art verzweifelter Tapferkeit, „er ist Arzt. Er wird Sprechstunden haben. Wer kann mir verweigern, dann in sein Haus zu gehen! Das ist jedermanns Recht."

Längst war sie an der Straße vorbei, die zum Hafen hinabbog. Sie verfolgte ihren Weg wie unter einer Zwangsvorstellung. Die Menschen auf der Straße sahen sich manchmal nach der auffallend schnell schreitenden, tief verschleierten Dame um.

Malve merkte es gar nicht. Aus der hellen, lauten, vollen Hauptstraße kam sie in die Straße, wo Doktor Enno Maurach wohnte, aus dem Leben plötzlich in dunkelnde Stille.

Dort links, mitten in der Straße, mußte bald sein Haus kommen. Sicher war ein Schild daran, auf dem nach ortsüblicher Weise seine Sprechstunden verzeichnet waren.

Eine Laterne sprang, auf eisernem Arm, aus dem Hause vor.

Malve trat heran. Ihr war gar nicht, wie einer, die etwas Heimliches thut. Sie las ganz ruhig: Sprechstunde von 7—9 Uhr vormittags, von 3—5 Uhr nachmittags.

„Gut. Ich werde morgen zu ihm gehen. Ich kann ja auch seinen Rat einholen wollen — —"

Der Einfall gefiel ihr ungemein. Die Mama war sehr nervös. Fangart verstand sie nicht zu nehmen. Er aber, er hatte doch jene Leidenstage mit erlebt, die

Mama oft genug in Sorge und Thränen gesehen, er konnte vielleicht einen Rat geben.

Ob er wohl zu Hause war? Malve ging auf den Bürgersteig der rechten Straßenseite hinüber. Nein — das ganze Haus war dunkel.

Sie ging nun langsamer die Straße wieder hinauf. Sie war ganz ruhig. Die bequeme Lüge baute sie immer mehr aus — beinahe kam es ihr schon vor, als sei sie es ihrer Mama schuldig, einmal eine andre ärztliche Meinung über deren Zustand einzuholen, als die vertrauensunwürdige Fangarts.

Schon näherte sie sich dem Punkt, wo die Seitenstraße in die Hauptstraße mündete, als scharf um die Ecke ein Mann bog — —

Malve konnte vor Schreck kaum vorwärts. Er kam ihr entgegen — er! Was mußte er denken? Was würde er sagen? Fände sie die Kraft, irgend eine glaubwürdige Erklärung ihrer Anwesenheit hier zu geben?

Aber er, in seinem ruhigen, aufrechten Gang schritt an ihr vorüber. Er hatte sie gar nicht erkannt.

Eine herbe Enttäuschung ernüchterte Malve.

Daß er so an ihr vorbeiging, kam ihr vor wie eine leichtsinnig verpaßte Gelegenheit. Ein paar Sekunden lang wenigstens hätte sie ihm ins Angesicht sehen, ihre Hand in der seinen lassen können.

Nicht einmal ein so kleines Almosen gönnte ihr das Geschick.

Ihre Geschwister — ja, die hatten alle drei den Willen ihres Herzens sich erfüllen sehen! Malve machte

ihnen einen förmlichen Vorwurf daraus. Und nicht einmal friedfertig und geduldig waren diese Glücklichen.

Sie kam sich wie eine Märtyrerin, aber auch besser als ihre Geschwister vor.

Pfui — sich streiten! Es gab doch ernstere und schmerzlichere Fragen im Leben als die, über welche man jetzt so oft in Gegensatz geriet. — —

„Du kommst allein?“ fragte die Mutter, welche zufällig auf dem Flur war. „Was ist vorgefallen?“ rief sie dann gleich, als Malve den Schleier zurückschlug und ein bleiches Gesicht mit funkelnden Augen zeigte.

Schonung üben war unmöglich. Die Mutter mußte das Vorgefallene ja doch erfahren.

Heftig im Zimmer hin und her gehend, während die Mutter weinend in der Sofaecke saß, erzählte Malve. Ihrem Gedächtnis hatte sich mit großer Deutlichkeit jedes Wort, jede Miene eingeprägt. Lydia kam aus ihrem Zimmer herab und wollte die Sache auch genau erfahren. Schweigend hörte sie zu. Sie vergoß keine Thräne, aber um ihren Mund lag ein seltsamer bitterer Zug.

„Finde dich drein, Mama. Laß uns jeden gehen, wohin er will.“

„Nein,“ rief die weinende Frau, „das darf nicht sein. Ihr sollt an eures Vaters herrliche Worte denken. Henri und Wolfgang müssen sich wieder aussöhnen. Gleich morgen. Ich will doch sehen, ob das Wort

und der Wunsch der Mutter noch Macht über meine Söhne hat.“

Ja, gleich morgen sollte eine feierliche, großartige Versöhnung stattfinden. Elisabeth Werlhof hatte nicht umsonst dreißig Jahre neben einem Mann gelebt, der das Pathos und die großen Formen liebte. Sie konnte sich gewisse Gefühle und Ereignisse gar nicht in Stille und Einfachheit gekleidet denken. Es mußten Thränen fließen, Reden gehalten und Versprechungen gegeben werden.

Die arme Frau erlag fast ihrem Verantwortungsgefühl, sie sah in ihren Söhnen gar nicht erwachsene Männer, die sich allein zurechtzufinden haben, sei es in Frieden oder im Kampf, sondern sie sah nur streitende Kinder in ihnen. Diese zum Bewußtsein ihres Unrechts zu führen, sie im Sinne des Verstorbenen zu vermahnen, war ihre heilige Mutterpflicht.

Sie verbrachte eine vollkommen schlaflose Nacht, saß oft weinend im Bett, wanderte oft aufgeregt hin und her, sehnte sich herzzerbrechend nach ihrem Gatten und war so unglücklich, wie es nur ein Mensch sein kann, der wirkliches Unglück noch niemals erfahren hat. Sie war vom Leben so verweichlicht und verwöhnt — das erste rauhe Lüftchen erschien ihr wie ein Sturm.

Ihr kam vor, als bräche alles Unheil, das sich in einem Dasein nur häufen kann, über sie herein. Sie hielt eine förmliche Revue über alles, was die letzten Wochen ihr gebracht hatten: den Tod des Gatten, Verlust an Einkünften, eine arme Schwiegertochter, die

Furcht, daß ihre Malve eine unwürdige Liebe im Herzen trage, und nun endlich war der Streit ausgebrochen, den sie hatte heranschleichen sehen. Zu viel, zu viel!

Am Morgen erschraken die Töchter über das elende Aussehen der Mutter. Sie hatte so in ihrem Gram geschwelgt, daß sie sich körperlich ganz elend gemacht.

Wolfgang wurde auf zwölf Uhr bestellt, Henri ließ sie ins Kontor herunter sagen, daß sie ihn um dieselbe Zeit erwarte. Dies paßte Henri herzlich schlecht, denn vor der Börse machte er seinen Frühschoppen im Ratsweinkeller, und was würden seine Freunde sagen, wenn er fehlte!

So unbehaglich beiden Söhnen der Befehl war, so wagten sie doch nicht ihm zu trotzen. Ihre gute Mutter wollten sie nicht mit Vorsatz kränken, gewiß nicht. Und sie kamen mit einer Art Nachsicht gegen die mütterlichen, unnötigen Erregungen, die man eben der Alternden und rührend Liebevollen zu gute halten mußte.

Auch war ihr Zorn verflogen.

Wolfgang war inzwischen durch große seelische Erlebnisse gegangen, Henri nahm so wie so nichts sehr tief.

Zweifellos hätten sie bei der nächsten zufälligen Begegnung den Streit durch einen kurzen Händedruck schweigend begraben.

Aber natürlich, solch ein schweigendes Hinweggehen über ein Vorkommnis, das war in einer Familie mit so vielen Frauen unmöglich.

Mit geduldiger Miene hielten sie den Thränen und der langen Rede der Mutter stand. Sie hatten dabei

eigentlich nur ein deutliches Gefühl: das des innigen Mitleides mit der Mutter.

Willig reichten sie nachher einander die Hand.

Der Zorn war verflogen — ganz und gar. Aber eine tiefinnerliche Art von Gleichgültigkeit und Entfremdung blieb zurück. Man hatte einander zu viel gesagt. Und man besaß doch schließlich ein Gedächtnis.

Besonders aber kam es ihnen kindisch vor, daß sie als erwachsene Menschen, als Männer, die selbständig im Leben standen, sich in einer fast dramatischen Scene wieder versöhnen sollten.

Das wäre ja von selbst gekommen. Man stammte doch schließlich aus einer Wiege. Am letzten Ende hielt man ja doch zusammen.

„In einer zahlreichen Familie muß man sich vor ewigen Erörterungen, Gefühlsbeleuchtungen und Rechtsabwägungen hüten,“ dachte Wolfgang. „Fünf gerade sein lassen — sonst kommt man nicht aus den Erregungen heraus. Und es giebt so viel ernstere Dinge . . .“

Henri sagte gleich, nachdem man einen Versöhnungshändedruck gewechselt, daß er in wichtigen Geschäften eilig fort müsse, tätschelte seiner Mama beide Wangen, nickte dem Bruder zu und war fort.

Er ging zum Frühschoppen, die Zurückbleibenden wußten es ganz genau. Aber sie begnügten sich mit einem beredten Seufzer.

Wolfgang, von jeher zärtlicher seiner Mutter zugethan, bekümmerte sich ernstlich über ihr verfallenes

Aussehen. Es war ihm leid, daß er trotzdem noch weiter Aufregendes mit ihr besprechen mußte.

Er setzte sich zu ihr, die in ihrem gewohnten Lehnstuhl am Fenster nun förmlich zusammenbrach.

„Mama,“ sagte er, „wir sind einmal allein. Das kommt so selten vor, daß ich es benutzen muß. Ich muß mit dir von Lydia sprechen.“

„Ach“ — — — seufzte sie entmutigt.

„Ja, es leidet keinen Aufschub. Bist du überzeugt, daß Lydia ihren Verlobten wirklich liebt? Und noch vielmehr: glaubst du nicht, daß Neurieth unsre Lydia nur aus Berechnung nimmt? Wenn wir die Überzeugung hätten, müßten wir doch darauf dringen, daß sie die Verlobung löst.“

Frau Werlhof sah ihn erschreckt an.

„Wie kommst du auf so etwas? Die Verlobung lösen?! Noch einmal einen Skandal an Lydias Person heften . . .“

„Ich komme darauf, weil ich glaube, beobachtet zu haben, daß Neurieth nicht sehr zärtlich ist.“ Wolfgang fühlte selbst, wie wenig eine solche Beobachtung bewiesen hätte. Aber er wollte die Ansicht der Mutter herauslocken.

„Du phantasierst,“ sagte aber diese beinahe unwillig, „Lydia ist doch so eigenartig. Die wird es ihm schon verboten haben, ihr vor Zeugen Zärtlichkeiten zu zeigen. Ich kenne doch meine Tochter! Natürlich liebt sie ihn, weshalb hätte sie ihn sonst genommen! Und bei ihm muß es auch Liebe sein. Lydia ist ja nicht reich. Was

sie hat, ist ein sehr netter Zuschuß für einen Offiziershaushalt, aber wenn er nach Geld hätte heiraten wollen, gab es andre Mädchen.“

„Er hat die Ziffer erst nachher erfahren,“ bemerkte Wolfgang.

„Lydia sagte sie ihm am Tage der Testamentseröffnung, du weißt es wohl. Er hätte zurücktreten können. — Niemand außer Walcker wußte etwas Positives von der Verlobung . . .“

„Zurücktreten!“ Wolfgang zuckte die Achseln.

Er beschwor seine Mutter, mit Lydia einmal ganz vertraulich, wie aus eigner Initiative, Auge in Auge, offen, das Herz in der Hand, zu reden. Aber die Mutter wollte nichts davon wissen.

Endlich ging er mit dem Gefühl, daß es sein Amt sei und bleibe, den Mann von der Seite seiner Schwester fortzureißen.

Sechstes Kapitel.

Frau Werlhof hatte nachher den schmerzlichen Genuß, die ganze Scene zwischen Henri und Wolfgang und ihr eigenes Verhalten dabei noch einmal durchzukosten, als sie den Verlauf ihren Töchtern erzählte. Sie erging sich dabei in gerührter Anerkennung des guten, kindlichen Sinnes ihrer beiden Söhne, die auch nicht einen Augenblick der Versöhnung widerstrebt hätten. Und um Wolfgang noch ganz besonders zu loben, sagte sie, daß er ein ebenso treuer Bruder als Sohn sei und sich zum Beispiel schwere Gedanken darüber mache, ob Reurieth auch ganz das Glück würdige, welches er sich mit Lydia errungen, ob er ihre Liebe auch voll erwidere, ja ob sie selbst ihn genug liebe, sein Los zu teilen?

Vor lauter Sehnsucht nach Frieden und Liebe wurde so die Mutter recht indiskret, denn es war Wolfgang nicht von fern eingefallen, daß sein Gespräch der Schwester bekannt werden solle.

Lydia aber wechselte die Farbe. Sie wurde ganz fahl. Sie zwang es sich ab zu sagen: „Der gute Junge . . .“

„Ich bin bewacht,“ dachte sie erbittert. War das der Segen und die Frucht des Lebens im Geschwisterkreis, daß keine Empfindung im Verborgenen bleiben, kein Geschick sich still entwickeln konnte? Mit brutalen Händen griff diese zudringliche Liebe in alles hinein, und zerrte alles an das grelle Licht endloser Besprechungen und Erwägungen.

Und Lydias Seele ertrug das nicht. Das Geschick, das sie sich erwählt und sorgsam künstlich ausbauen wollte — das mußte langsam und leise wachsen und widerstandsfähig werden, wie eine Tropenpflanze auf fremdem Boden.

Ihr Recht auf Einsamkeit wollte sie sich nicht rauben lassen.

Denn nur in Einsamkeit glaubte sie ertragen zu können, was sie wußte. Nur von den Schleiern der Undurchdringlichkeit umgeben, konnte sie ihr Haupt nach wie vor so hoch tragen, wie sie es zu tragen liebte.

„Der gute Junge,“ sagte sie noch einmal, „vor lauter Bruderliebe wird er fast indiskret.“

Die Mutter hörte nicht die Bitterkeit aus diesen Worten, sie schwelgte zu sehr in dem neu erwachten Glauben an die Friedfertigkeit innerhalb ihrer Familie und bewunderte reihum ihre Kinder.

Malve hatte feinere Ohren und sah die Schwester erstaunt an, während die Mutter fortfuhr, abwechselnd Wolfgang und Henri zu preisen.

„Mama,“ sagte Lydia plötzlich dazwischen, wie eine, die vor Ungeduld vergeht, „wird unser ganzer Wert denn

darnach gemessen, wie wir uns untereinander vertragen? Das wäre eine wunderliche Taxe. Wir sind doch vier verschiedene Individualitäten."

Die Mutter sah sie ganz verdutzt an. Lydia hatte manchmal eine Art . . . .

Aber ehe die Mutter etwas antworten konnte, stand die Tochter auf und sagte, daß sie den Nachmittag bei Lisbeth zuzubringen denke, um ihr pflegsam nahe zu sein, nach den Erregungen, denen sie gestern ausgesetzt gewesen sei.

Das war noch nie dagewesen, daß Lydia ohne Zwang zu Lisbeth ging und ihr Freundliches erwies. Vergessen war das aufrührerische Wort, und dankbar beglückt sah die Mutter das Kind an — dies Kind, das ihr oft am fernsten zu stehen schien und das sie, vielleicht gerade weil es ihr Rätsel aufgab, für bedeutender hielt, als ihre andern drei.

„Wie gut von dir, wie liebenswürdig! Thu' das, ja," sagte sie eifrig beistimmend, und Malve dachte: „Wenn Lydia mal was thut, wird ein Aufhebens davon gemacht! Bei mir findet man es selbstverständlich. Ist sie denn mehr als ich?"

Gleich nach dem Frühstück, gegen halb zwei, ging Lydia fort, für den sie etwa besuchenden Reurieth die Bestellung hinterlassend, er solle ihr in ihres Bruders Haus nachkommen.

Nun war Malve ganz unbeaufsichtigt, ganz ihr eigner Herr. Sie konnte ruhig in die Sprechstunde

Enno Maurachs gehen, sobald die Mama sich zur Ruhe gelegt hatte, was immer gegen halb vier geschah.

Einstweilen saßen sie noch zusammen vorn im Zimmer, die Mutter las in einem Journal und seufzte manchmal, auch Malve hielt ein Buch in der Hand.

Mit ganz unbeirrter Festigkeit hielt sie an ihrem Plan fest. Ihr kam auch nicht einen Augenblick so viel Selbstkritik, sich zu sagen, daß sie abenteuerlich handeln wolle. Im Gegenteil glaubte sie, eine menschlich freie, schöne Handlung vorzuhaben. Die ganze Streit- und Versöhnungsgeschichte, die man durchgemacht hatte, erschien ihr unsäglich kleinlich.

Eine verzweifelte Furcht beschlich sie, daß es immer so fortgehen würde, ein ganzes endlos eintöniges Leben lang. Immer nur diese kleinen Sorgen und Interessen: nimmt Lisbeth das übel? — Was hatte Wolfgang? — Was denkt Henri? — Ist Lydia verstimmt? — —

Nein, wenn das ganze Glück mit den Ihrigen nur darin bestand, daß man miteinander umging, als sei jeder ein rohes Ei — — nein, dann dankte sie dafür!

Wo war Größe, wo war Freiheit, wo hatte man das Recht, sein eignes Leben zu leben? Hier gewiß nicht. Nicht in der Familie, nicht in der Stadt.

Ihr Vater fiel ihr ein. Ein vornehmer Bürgersmann war er gewesen und hatte voll Stolz diesen seinen Stand als die Blüte des Vaterlandes bezeichnet und förmlich damit sich gebrüstet, nichts andres sein zu wollen. Jawohl, ein Bürger und so unfrei wie ein Aristokrat.

Und alle waren wie er. Es war der Geist ihrer Kreise.

Wie diese Kreise sich wohl entrüstet gewehrt haben würden, wenn Enno Maurach den Versuch gemacht hätte, hineinzukommen.

Dazu war er zu stolz gewesen. Gottlob! In all dem Reiz seiner dunklen Geschichte und seiner ernsten Persönlichkeit kam er ihr in diesem Augenblicke vor wie ein stolzer Adler, der hoch in den Lüften einsam schwebt, während drunten die Hühner und Enten kümmerlich watscheln. —

Die Mutter seufzte schwerer und ließ das Journal sinken.

„Ist dir nicht gut, Mama?“ fragte Malve erschreckt.

Frau Werlhof legte ihr Hinterhaupt gegen das Kissen des Stuhles.

„Es war zu viel für mich,“ flüsterte sie.

„Wie elend Mama aussieht. Die Nacht hat Schuld, Mama quält sich immer mehr als nötig ist,“ dachte Malve.

Die Mutter schloß die Augen, aus ihren Lippen trat jede Farbe, der Kopf glitt zur Seite.

Mit einem Angstruf stürzte Malve auf sie zu.

„Mama!“ schrie sie. „Mama!“

Aber das Auge der Mutter öffnete sich ihr nicht. Ein stöhnender Laut kam noch über die Lippen, die Arme sanken herab, der ganze Körper schien schwerer und haltlos zu werden, jedes Bewußtsein geschwunden.

Der Klang der elektrischen Glocke schrillte so heftig durch das Haus, so lang und so wiederholt, daß in der Küche weder Biehl noch Lene ihr Zeichen erkannten und Unheil witternd beide hinaufstürzten.

Sie fanden ihre Herrin wie tot im Lehnstuhl und Malve knieend davor.

„Wasser,“ schrie Malve. „Essig — Wein — Lene rasch. Und Biehl zum Doktor Maurach.“

Wie hätte ihr ein andrer Name über die Lippen kommen sollen, als dieser, an den sie Tag und Nacht gedacht. Daß es noch andre Ärzte auf der Welt gab, daß Doktor Fangart hier ein Menschenalter gewirkt, kam Malve gar nicht in Erinnerung.

Biehl wunderte sich auch nicht. Hatte der Doktor Maurach doch seinem seligen Herrn so brav beigestanden. Er lief, was er laufen konnte, hielt unterwegs die erste Droschke an und fuhr nach Maurachs Wohnung.

Thränen der Angst liefen über Malves Gesicht.

Wenn ihr nun auch die Mutter stürbe! „Mama,“ jammerte sie, „Mama — — —“

Mit Lene zusammen trug sie, schwer schleppend, die Bewußtlose auf eine drei Schritt entfernt stehende Chaiselongue.

Die horizontale Lage, die Einreibungen mit Essig und Wasser thaten der Leidenden gut.

Sie schlug die Augen auf.

Malve versuchte ihr ein wenig starken Wein einzuflößen.

Die Mutter schluckte ihn mechanisch, aber schloß wieder die Augen und lag reglos.

Doch flüsterte Lene ihrem weinenden Fräulein zu, es schiene, als käme ein bißchen Farbe ins Gesicht zurück.

Unten fuhr rasselnd ein Wagen vor. Zwei Minuten darnach trat Maurach in das Zimmer.

Malve flog ihm entgegen.

Mit beiden Händen seinen Arm umklammernd, rief sie flüsternd: „Helfen Sie — — meine Mutter fiel wie tot hin — — ach mein Gott — — retten Sie Mama!“

Sie sah ihn an, wie man einen Retter ansieht: gläubig, anbetend, beseligt durch seine bloße Gegenwart.

Ein dunkles Rot stieg in sein Gesicht. Er preßte heftig ihre Rechte. Es war wie ein schweigendes Versprechen, daß er helfen werde.

Dann schien er nur noch die Leidende zu sehen.

Er fragte, Malve gab Antwort und verbarg auch nicht, daß ihre Mutter eine vor Erregung schlaflose Nacht gehabt habe. Und als er sagte, es handle sich wahrscheinlich nur um eine tiefe Ohnmacht, war Malve ihm dankbar, als sei dies sein Verdienst.

Vor allen Dingen mußte die Leidende ins Bett.

Biehl und die Köchin wurden gerufen, aber es erwies sich, daß so viele Personen den Transport nur erschwerten.

Mit kraftvollen Armen umfaßte Maurach den Oberkörper der in halber Bewußtlosigkeit Verharrenden, Biehl mußte die Füße nehmen, und so trug man sie treppauf.

Lene war schon voran und öffnete die Thüren und deckte das Bett auf.

Frau Werlhofs Schlafzimmer lag oben im Flügel über dem Eßzimmer. Ein kleiner Raum davor war von Herrn und Frau Werlhof benutzt worden, um das erste Frühstück einzunehmen. Er diente auch jetzt der Witwe zum Aufenthalt für jede Stunde der Zurückgezogenheit und war mit alten Möbelstücken aus den zwanziger Jahren sehr traulich eingerichtet.

Hier wartete Maurach, bis Malve mit des Dienstmädchens Hilfe die Liegende entkleidet und mit Nachtgewändern versehen hatte. Dabei kam Frau Werlhof unter schweren Seufzern zum Bewußtsein und fragte matt: „Was ist denn?“

„Dir ist ein bißchen unwohl geworden, Mama, aber der Doktor ist schon da,“ sagte Malve.

Sie rief Maurach herein und ließ Lene draußen auf etwaige Rezepte warten.

Frau Werlhof war zu schwach, um sich zu wundern, daß nicht Doktor Fangarts Brillengläser über ihr funkelten, sondern daß Maurachs ernste Augen sie forschend beobachteten. Vielleicht dachte sie, Fangart sei verhindert gewesen, vielleicht dachte sie nichts. Ihr Bewußtsein verdämmerte wieder, sobald sie eine Vorstellung sich machen, etwas begreifen wollte.

Maurach, der in seiner Wohnung gleich Biehl ausgefragt und sich auf den Fall eingerichtet hatte, gab der Kranken ein paar Tropfen ein und schrieb dann ein Rezept auf.

„Die gnädige Frau bedarf zunächst völliger Ruhe. Ich würde Ihnen raten, im Vorzimmer die Wache zu halten, anstatt am Bett. Sie hören bei angelegter Thür doch jede Bewegung," sagte er und ging selbst langsam in das Vorzimmer. Malve blieb neben ihm.

„Sie wollen schon fort? Ach verlassen Sie mich nicht."

„Menschlicher Berechnung nach kann Ihrer Frau Mutter wirklich nichts mehr geschehen. Sie hatte infolge von Aufregungen eine schwere Ohnmacht. Lassen Sie sie drei Tage sich ganz ruhig verhalten und das Medikament nehmen, welches ich aufschrieb — und der Zwischenfall ist vergessen," sprach er, ihrem Blick ausweichend.

Denn er war nicht blind. Er sah, was ihm aus den dunklen Augen an Liebe und Bewunderung entgegensprühte.

Und er fühlte wohl, er dürfe es nicht sehen. Feige und angstvoll war sie damals förmlich geflohen, als nur ihr Bruder erschien. Jedes gute, wohlthätige Wort, das sie ihm damals gesagt gehabt, entwertete sie gleich selbst. Und gedemütigt war er zurückgeblieben.

Nein, sein Mannesstolz verbot ihm, so spielerische Gefühle auch nur zu bemerken.

„Kommen Sie heute abend wieder?" fragte Malve, widerstandslos von dem Wunsch vorwärts getrieben, ihn zu halten, ihn wieder zu sehen.

„Man hat mich doch wohl nur in der Not gerufen," sprach er kühl. „Ihr Hausarzt ist ja Fangart. Die

Ihrigen werden darauf bestehen, daß er die Behandlung weiterführt."

Als Enno Maurach neben den Erkrankten nur Malve gefunden und kein andres Familienmitglied, begriff er sofort, daß sie in der ersten, instinktiven Angst ihres Herzens nach ihm geschrieen habe.

„Nein, nein," behauptete Malve verwirrt, „meine Geschwister schätzen Sie hoch — sie werden sicherlich — —"

Aber dabei klopfte ihr schon das Herz, und sie sah den Unwillen ihrer Geschwister voraus.

„Das Benehmen Ihres Herrn Bruders, damals bei Walcker war das Gegenteil von Hochschätzung," sagte er und näherte sich der Thür.

Malve trat dazwischen.

„Das galt nicht dem Arzt," rief sie.

„Also dem Manne — desto schlimmer!"

„Mein Bruder war böse — auf mich — weil er gleich erriet, daß Sie auf meine Veranlassung . . ."

„Und sie bereuten sofort, was Sie in Ihrer Herzensgüte gethan," sprach er mit hartem Ausdruck, „und mutig liefen Sie davon!"

„Hören Sie mich — ich bitte," flehte sie.

Er bewegte horchend das Haupt nach der Thür zum andern Zimmer.

„Hat Mama sich gerührt?" — und schon war Malve hineingeschlichen, während Maurach an der Thür blieb.

Still lag die Mutter, wie eine Schlummernde, vom Geräusch der murmelnden Stimmen nebenan beruhigt,

wie jemand, der sich beschützt und doch nicht gestört fühlt. Der friedliche Ausdruck ihrer Züge schien sich fast zu einem Lächeln zu beleben, als Malve sich über sie beugte. Die Tochter sah, daß ihre Nähe gefühlt und dankbar empfunden wurde, und hauchte gerührt einen Kuß auf die geliebte Stirn.

Dann kam sie auf den Zehenspitzen zurück.

„Mama scheint im Begriff einzuschlafen," flüsterte sie und zog die Thür wieder mehr zu.

„Es ist das Erwünschte. Ich kann gehen."

Malve erfaßte seine Hand.

„Gehen Sie, wenn Sie uns denn so hassen, daß Sie nicht einmal Mama gesund machen wollen."

„Ich . . ." aber sein Versuch, auf ihre leidenschaftlichen, thörichten Worte irgend etwas Richtigstellendes zu erwidern, wurde von ihr abgeschnitten.

„Sie haben auch ein Recht, uns zu hassen, denn wir benahmen uns kalt und hochmütig gegen Sie. Und Sie hatten recht, mich damals für feige zu halten, als ich davon lief. Sie wissen nicht, wie stark die Gewohnheit ist — so unter herrischen Geschwistern — ich immer die Abhängigste, weil ich die Jüngste bin," sprach sie immer erregter. „Aber ich ertrage es nicht, daß Sie fortgehen von hier — weit — für immer und schlecht von mir denken. Zu Ihnen wäre ich gekommen, um es Ihnen zu sagen, daß ich . . . daß ich . . ."

„Zu mir?" rief er. „Zu mir?"

„Ja, zu Ihnen. Heute, jetzt, wenn es nicht so mit Mama gekommen wäre. Und gestern abend schon war

ich an Ihrer Thür, um die Sprechstunden zu sehen. Und an der Straßenecke sind Sie mir vorbeigegangen und haben mich nicht erkannt — nicht einmal erkannt . . ."

Sie brach in Thränen aus. Sie wußte gar nicht, was sie alles gesagt und verraten hatte. Sie kam sich unmenschlich unglücklich und zugleich sehr befreit vor.

Er atmete tief auf und hob sein Haupt wie ein Stolzer und Glücklicher.

„Malve," sprach er leise, „teure, geliebte Malve."

Er nahm die Weinende in seine Arme. Sanft, voll Andacht, küßte er ihre Stirn und ihr Haar. Sie weinte fort.

Erschüttert neigte er sich und nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände, mit tiefen, leuchtenden Blicken sah er ihr in die Augen.

„Du weinst, weil du mich liebst?" fragte er zärtlich.

Und als sie schwieg, fuhr er in jubelndem Ton fort: „Aber du liebst mich!"

Da warf sie sich leidenschaftlich an seine Brust und, die Arme um seinen Hals, rief sie, einem heiligen Schwur gleich: „Bis in den Tod!“

Er hielt sie fest an seinem Herzen, damit sie das Haupt nicht hebe und die Thräne in seinem Auge nicht sähe.

Die erste Thräne des Glücks in seinem ganzen

[illegible]
Malve zuerst wieder zu den Wirklichkeiten des Lebens.

„Und du wolltest fort, und ich hätte niemals erfahren wohin — ob du meiner dachtest — —“ flüsterte sie.

„Nun gehen wir zusammen,“ sprach er in stolzer, starker Ruhe. „Ich weiß, wie auch mein Los sei, es ist dir recht, und du hast den Mut, es zu teilen.“

„Zusammen — zusammen?“ stammelte Malve, und ein namenloser Schreck zog ihr durch das Herz. „Was werden die Geschwister sagen?“

„Was sie wollen,“ meinte er fast übermütig.

„Sie werden es nicht zugeben!“ sagte sie tonlos.

„Nicht zugeben?“ Er hob die Stirn und lächelte ein wenig. „Du lebst doch dein eignes Leben. Und

was sollten sie gegen deine Wahl haben? Daß ich arm bin? Ich denke stolzer und größer von Manneswert, als daß ich ihn nach Gold messe.“

„Das nicht allein . . . die Vorurteile . . . man sagt . . . es heißt . . .“

Er sah, wie sie zitterte, wie ihre Hand an der Kante eines Schrankes nach Halt suchte, wie ihr Blick dem seinen auswich.

Er trat nahe an sie heran, seine Hände auf ihre Schultern legend.

„Sieh mich an,“ befahl er.

Und wie sie schüchtern den Blick hob und in sein männlich ernstes Angesicht sah, in sein leuchtendes, warmes, tiefes Auge, von dem eine so beruhigende Macht ausging, ward ihr wieder sicherer und besser ums Herz.

Es war unmöglich. Dieser Mann, der seinesgleichen für sie nicht hatte auf der Welt, der konnte nie und nimmer eine ruchlose That begangen haben.

„Sprich!“ befahl er.

Und lächelnd und selig schaute sie zu ihm empor.

„Ich kann nicht sprechen,“ sagte sie, „ich glaube an dich.“

„Das mußt du, und das sollst du,“ sprach er, ihr unverwandt und mit eisernem Ernst in die Augen sehend, „keinen Gedanken will ich vor dir verborgen halten und keine That meines Lebens. Ich kann dir alle zeigen, wenn du mein bist. Heißt es kämpfen, um zu mir zu gelangen, so kämpfe! Liebe muß Mut haben, wenn sie

echt ist. Zeige ihn. Wenn deine Liebe klein ist — nimm sie zurück!"

„Nein," rief sie, „nein! Und wenn alle meine Geschwister sich von mir wenden: Du bist mir mehr als die Welt."

Sie berauschte sich an dem Gefühl ihres Mutes, sie fühlte wie eine Heldin und liebte als solche. Jeder Kampf war ihr recht. Im harten Ausfechten konnte sie ihre Liebe beweisen.

Sie fühlte in sich die Kraft, mit ihm betteln zu gehen, neben ihm den Verleumdungen der ganzen Menschheit zu trotzen. Ja, sie sehnte Not und Ungemach herbei, nur um darin Liebesextase zu zeigen.

„Ich glaube dir," sprach er leise und so feierlich ernst, daß es sie tief erschütterte.

Ein Geräusch an der Thür mahnte ihn, von Malve förmlich zurückzutreten. Das Mädchen kam mit der Medizin.

„Gut, — ich kann dann endlich gehen," sagte Maurach, als habe er darauf gewartet.

Sie traten dann zusammen in das Krankenzimmer, Maurach hob zart den Kopf der im Halbschlummer Liegenden und flößte ihr die Medizin ein.

Frau Werlhof öffnete die Augen, sah Maurachs Antlitz dicht vor dem ihren, flüsterte verbindlich lächelnd: „Mein Mann hatte Sie so gern . . ." und sank befriedigt und müde wieder auf ihre Kissen zurück.

Dies Wort war Malve wie ein Geschenk, es erhöhte noch ihre Glücksgläubigkeit.

„Das ist wie Vaters Segen von jenseits des Grabes," sagte sie erregt, als sie wieder im ersten Zimmer waren.

Maurach hatte aus der Äußerung nur die unzerstörbare Höflichkeit der Dame von Erziehung gehört. Aber er lächelte geduldig zu Malves Auffassung.

„Und nun, Geliebte, ein verständiges Wort über äußerliche Fragen. Willst du den Deinen mitteilen, daß wir unsern Bund geschlossen haben?"

Malve erschrak. Das Herz fiel ihr in die Schuhe. Sie sollte sprechen? Zuerst? Gleich den ganzen Sturm heraufbeschwören? So ganz einfach das Ungeheure sagen?

„Ist es nicht klüger, die Meinen allmählich zu gewinnen? Wenn ich jeden einzeln mir erobere . . ."

Er sah sie unverwandt an. Seine Stirn war finster.

„Dazu ist keine Zeit. Ich gehe in vierzehn Tagen von hier fort. Ich will es nicht, ohne zu wissen, wann ich mein Weib mir holen darf."

„So schnell fort — ganz fort? Wohin?" rief sie.

„Ich habe für die Sommermonate eine Stellung als Schiffsarzt angenommen. Dann lasse ich mich in einem Heidedorf nieder. Aber davon reden wir später. Willst du dich deinen Geschwistern heute noch eröffnen? Deiner Mutter muß natürlich noch einige Tage jede Erregung, auch eine glückliche, erspart bleiben."

„Mama — o Mama, die will immer nur unser Glück — — nur sie muß auch glauben, daß es Glück ist . . ."

„Ihr diesen Glauben zu geben, ist deine Aufgabe. Und wie gut macht sich alles: Du hast einige Tage Zeit, den etwaigen Widerstand deiner Geschwister zu besiegen, und kannst vor deine liebe Mama schon hintreten mit der andern Zustimmung."

Er sprach so bestimmt. Das hob wieder ihren Mut. Ach, es war so herrlich, in seiner entschlossenen Art sich geborgen zu fühlen. Auch kam ihr ein erlösender Gedanke. Ja, so war es leichter. Dann brauchte wenigstens sie selbst nicht das erste Wort zu sprechen.

„Wir wollen ganz korrekt verfahren," sagte sie hastig, „schreibe an Walcker und Wolfgang, die sind meine Vormünder, oder an Henri, als an den Chef des Hauses und halte ganz einfach um meine Hand an. Du mußt gleich dabei schreiben, daß ich dir mein Wort gab."

Er sah sie an. Ein schmerzlicher Zug trat um seinen Mund. Er durchschaute sie ganz und gar. Aber das Mitleid machte ihn weich. Auch glaubte er an ihre Liebe. Und er wußte, daß es dem Mut geht wie dem Metall: im Feuer wollen sie geschmiedet sein. Er hoffte inbrünstig, daß, wenn der Kampf erst da sei, aus den Wünschen und Vorsätzen zum Mut, ein echter, thatkräftiger werde — und sei es auch nur mit dem Hilfsmittel des Trotzes.

„Gut. Ich werde an Henri schreiben," sagte er kurz.

„Du zürnst mir?" flüsterte sie.

„Nein," sprach er, „ich zürne dir nicht. Die Wahl des Weges zu mir lasse ich dir frei. Nur daß du ihn unbeirrt findest — ohne Schwanken und Wanken — —"

Noch einmal warf sie sich an seine Brust, und in schweigenden Gelöbnissen hielten sie sich fest umschlossen.

Dann ging er rasch hinaus.

Auf dem Flur traf er mit Henri zusammen.

Dieser war von seinem Mittagsmahl zurückgekommen und sah im Kontor bei den jungen Leuten lauter erregte Mienen. Es war das Gerücht hinabgedrungen, daß oben im Hause ein Unglück geschehen sei. Man hatte den Arzt anfahren sehen, der den alten Chef auf seinem letzten Leidenslager behandelt, man flüsterte davon, wie wunderlich oft es doch vorkomme, daß eine Ehehälfte der andern schnell nachsterbe.

Auf die erste Andeutung raste Henri förmlich die Treppe hinauf und sah sich Maurach gegenüber.

Der Mensch war ihm fatal, ganz und gar fatal. Widerwillig hatte er ihn am Krankenbett des Vaters gesehen. Seit der Honorargeschichte dachte Henri noch ungünstiger von Maurach, denn dieser hatte gewissermaßen die Werlhofs gedemütigt, und das ertrug Henri nicht.

Sehr höflich, aber auch sehr kalt zog er den Hut und fragte: „Sie hier, Herr Doktor? Hoffentlich ist es nichts Schlimmes mit Mama."

„Gottlob nein," antwortete Enno Maurach, die Kälte übersehend, mit absichtlicher Herzlichkeit, „die Aufregungen, denen Ihre Frau Mama während der Krankheit und nach dem Tode ihres Gatten ausgesetzt war, zittern wohl noch nach. Neue mögen hinzugekommen sein.

Sie hatte eine sehr schwere Ohnmacht. Einige Ruhetage werden sie herstellen."

„Das wäre auch zu hart gewesen — Mama auch schon verlieren zu sollen," murmelte Henri, in dem das Sohnesgefühl Überhand gewann.

„Ist Fangart gleicher Ansicht mit Ihnen?" fragte er dann. „Blieb er noch bei Mama und den Schwestern oben?"

„Herr Doktor Fangart ist gar nicht gerufen worden," erklärte Maurach und sah den nervös erregten Henri immer gerade und ruhig an, „Fräulein Malve ist oben allein."

Henri wurde rot vor Ärger. Mit gezwungenem Lächeln sagte er: „Ah, ich verstehe, in der ersten Angst verlor Malve den Verstand. Nun Fangart wird begreifen, daß eine Art Anhänglichkeit an Sie — — von Papas Krankheit her — — Ich danke Ihnen sehr, Herr Doktor. Aber ich will Sie nun nicht länger aufhalten. Wirklich, ich bin Ihnen außerordentlich verbunden für Ihre Bereitwilligkeit."

Dabei verbeugte er sich mit einer Miene, die deutlich sagte: „Hoffentlich kommst du mir nie mehr in den Weg."

Dann stürmte er die zweite Treppe hinauf.

Er fand Malve mit einem träumerisch seligen Ausdruck, sie wandelte im Zimmerchen hin und her, einer Gefangenen gleich, der alle Wände zu eng sind.

„Unerhört," sagte Henri halblaut, „unerhört!"

„Was?"

„Neulich läßt du dir den fatalen Menschen zu Walcker kommen und führst eine pathetische Scene auf, deine Mutter und Geschwister kompromittierend, und heute rufst du ihn statt unsres Hausarztes. Weißt du, was das auf Deutsch heißt: Du bist in ihn verliebt!"

„Henri!" rief Malve mit mühsam unterdrückter Stimme. „Henri!"

„Sieh mich nur so an! Das macht bei mir keinen Effekt!" fuhr er zornig fort. „Aber meine Pflicht ist es, dir dein unpassendes Betragen vorzustellen."

„Unpassend! Wenn einem die Mutter für tot dahinsinkt, soll man an passend oder unpassend denken?"

„Es sieht beinah aus, als war Mamas Ohnmacht dir der willkommene Vorwand . . ."

Am liebsten hätte sie ihren Bruder geschlagen, wie als Kind, wenn er sie verhöhnte.

Bleich und bebend stand sie vor ihm und haßte ihn tödlich.

„Hat er denn wenigstens Mama vernünftig zu nehmen gewußt?" fragte Henri, den der Ausdruck seiner Schwester doch erschreckte, und der sich der mütterlichen Thränen und Friedensvermahnungen von heut morgen erinnerte.

„Frag' Mama selbst," sagte Malve kurz.

Er ging hinein und fand die Mutter schlafend.

Der friedvolle, gute Ausdruck der geliebten Züge rührte ihn. Am meisten aber rührte ihn die Hand, die auf der grünseidenen Decke lag und dadurch blasser noch erschien, als sie war. Das war keine junge Hand mehr,

sie trug so tausend feine Fältchen, und auf den sichtbar sich abzeichnenden Knochen war die Haut so totenhaft weiß.

Diese Hand hatte ihn gepflegt und geliebkost, seit der ersten Stunde seines Lebens.

Noch war sie warm. Noch konnte er sie in der seinen halten. Noch ging von ihr eine segnende und schützende Kraft aus. Seine Augen wurden ihm naß.

Er ging zur Schwester. Er streckte ihr seine Hand hin.

„Komm'," sagte er, „schlag' ein. Wir wollen uns doch die verfluchte Heftigkeit abgewöhnen."

Malve fiel ihm versöhnt um den Hals.

„Ja, ja," sagte er und klopfte sie auf den Rücken, „Haß und Liebe, das wechselt so bei uns. Na, die Liebe sitzt aber doch am festesten. Und nimm mir's nicht übel: dem Maurach gegenüber benimmst du dich wirklich etwas merkwürdig."

Sie zitterte. Jetzt hätte sie es sagen können. Der Augenblick war gut und warm, sein Bruderherz weich. Jetzt vielleicht wäre er nicht in Zorn geraten. Ruhig und weich konnte man zu einander sprechen. Der treue Geist der Mutter war zwischen ihnen.

„Soll ich?" dachte sie. Ihr Herz klopfte rasend.

„Muß ich nicht?" fragte sie sich und ließ mutlos doch den Augenblick verstreichen.

Der Tag ging weiter. Lydia kam mit Lisbeth, später erschien Reurieth, Wolfgang und Eleonore fanden sich ein.

Frau Werlhof lächelte alle dankbar an, gerührt die sorgende, heiße Liebe ihrer Kinder, die ergebene Achtung ihrer neuen Schwiegerkinder fühlend.

Fangart kam. Er sagte dasselbe, was Maurach gesagt hatte, zeigte sich nicht beleidigt und hielt lange Konferenzen mit den Kindern.

Die Mama war eben nervös total herunter, sie mußte reisen, neue Eindrücke haben, eine ganz veränderte, wechselnde Umgebung mußte man ihr geben. Man könnte das näher besprechen, sobald die Mama etwas kräftiger geworden war. Lydia bestimmte schon, daß die Mama und Malve eine Reise machen könnten, während sie selbst auf Ponholz bei Ernst Egons weile. Bekannte schickten und ließen nachfragen, denn das Gerücht einer schweren, plötzlichen Erkrankung Frau Werlhofs hatte sich verbreitet.

So flogen die Stunden in Unruhe dahin. Alles, was die Geschwister trennte, war vergessen, Lydia allein wußte sich auch heute fern von Wolfgang und seiner Braut zu halten, doch fiel es Wolfgang kaum auf, und wenn sich es ihm aufdrängen wollte, übersah er es, eingedenk der peinvollen Thatsache, daß sein Streit mit Henri die nächste Ursache von Mamas Erkrankung gewesen war. Er überwand sich nur nicht, mit Reurieth zu sprechen. Der Kreis war groß genug, das Kommen und Gehen so lebhaft, daß in der That außer Reurieth und Lydia dies niemand bemerkte.

Endlich kam der Abend, und auf Wunsch der Mutter blieben die Kinder zusammen. Sie bestimmte sogar von

ihrem Bett aus, welchen Wein Biehl aufsetzen solle und welches Gericht die Köchin schnell bereiten könne.

Diese Fürsorge ließ wieder die großen Kinder lächeln, und sie neckten die gute Mama und verabschiedeten sich mit vielen Küssen von ihr.

Alle waren bald im Eßzimmer versammelt bis auf Henri. Er war heute wohl zu oft in seinen Geschäften gestört worden und arbeitete noch nach Kontorschluß. Als Kinder eines Kaufmannshauses waren sie an solche Unpünktlichkeiten gewöhnt und setzten sich ruhig zu Tisch, den Platz zu Häupten frei lassend.

„Er kann sich heute mal als Familienchef fühlen," sagte Malve scherzend.

Lisbeth legte ein Stück Fleisch zwischen warme Teller und that, als verdurste und verhungere Henri unten, weil er vielleicht ein halbe Stunde später als sonst essen würde. Darüber neckte Wolfgang sie und warnte seine Braut, ihn so zu verziehen, wie Lisbeth es mit Henri mache.

Und dann kam Henri.

Als er eintrat, wußte Malve — es war geschehen.

Sein Gesicht war spöttisch verzogen, sein Auge funkelte und suchte sie. Und in der Hand hielt er einen Brief.

Es wurde dunkel vor ihren Augen. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und griff mit kalten Fingern in ihre Serviette auf dem Schoß.

„Gott," betete sie bei sich, „gieb mir Mut."

Henri setzte sich.

„Kinder," sagte er, „ich habe einen Mordshunger. Laßt mich essen. Und dann habe ich eine feine Nachtischunterhaltung für euch."

Dabei legte er den Brief neben seinen Teller auf das Tischtuch.

Lisbeth griff danach.

„Hände weg," befahl er. Lisbeth verging vor Neugier.

Auch Wolfgang und Eleonore thaten, als hielten sie es nicht aus.

Man erging sich in Vermutungen, und Henri aß mit großer Ruhe sein Hammelkotelett.

Malve schwieg. Sie wartete. Die Angst verging, und der Trotz erwachte. Wenn Henri gleich getobt hätte — gerast — ausfallend geworden wäre! Aber der kalte Hohn, mit dem er aß — das war zu viel.

So nebensächlich, so lächerlich erschien es ihm, wenn ein Enno Maurach ihm sagte, daß er Malve liebe und zum Weib begehre?

Wer war er denn, Henri? Was hatte er geleistet? Wie war sein Leben gewesen? Von zärtlichsten Eltern wie im Treibhaus erzogen. Warm und sicher auf den Kontorstuhl des Vaters gesetzt! Eine schwer reiche Frau geheiratet! Und so ein Ungeprüfter wollte etwas von Kampf, Not, Bitternissen wissen? Einen Mann verlachen und verurteilen, der sich von Kindheit an hart hatte durchs Leben schlagen müssen?

O sie war stolz auf die Armut des Geliebten, stolz auf seine Einsamkeit, stolz auf sein bitteres Los.

Konnte Henri wissen, was wahre Liebe ist? Nein. Er hatte einfach, unter beiderseitiger Zustimmung der Väter, eine passende Partie gemacht mit einem ihm nicht unsympathischen Mädchen. Was sie verband, nahmen sie für Liebe, weil sie nichts andres, nichts Höheres kannten.

Aber Lydia, die hatte geliebt und gelitten. Und Wolfgang, der wählte, dem leidenschaftlichen Zuge seines Herzens folgend, ein ganz armes Mädchen — ja, die wußten, was echte Liebe ist.

„Sie werden mir beistehen," dachte Malve. Und wenn sie ihn dann nur erst näher kennen lernten, würden sie ihn lieben müssen, und von allen angeheirateten Kindern des Hauses würde er, Enno Maurach, noch der Verehrteste, der Geliebteste werden. Die Macht seiner Persönlichkeit mußte siegen.

Höher hob Malve die Stirne, und herausfordernd suchte ihr Blick den Bruder oben an der Tafel.

„Sprich nur," dachte sie, „ich werde dir antworten."

Aß Henri denn ewig? Wie konnte man so brutal seinen Hunger befriedigen, wenn solche Dinge im Hintergrund lauerten.

Nun wischte er sich mit der Serviette ausführlich den Bart, bedacht, die Richtung der aufstrebenden Schnurrbarthaare nicht zu stören.

Es ärgerte Malve in diesem Augenblick, daß ihr Bruder ein so schöner Mann war. Daß sie früher stolz darauf gewesen, vergaß sie und entschied bei sich, daß

Schönheit bei einem Manne eher abstoßend als anziehend wirke.

„Wißt ihr was?" begann Henri und nahm mit posierter Wichtigkeit den Brief auf, „unsre Malve hat einen Antrag, 'n ehrenvollen Antrag, sagt man ja wohl."

„Halt," schrie sie und sprang auf, „das geht mich ganz allein an."

Plötzlich erschien es ihr als eine Gefühlsroheit, ihre Herzensangelegenheit hier vor Fremden verhandelt zu sehen. Denn Jobst von Reurieth war ihr ein Fremder, vor sechs Wochen nur ein oberflächlicher Bekannter. Sollte er hier heute die Anrechte eines Bruders an sie haben, nur, weil er mit Lydia verlobt war? Und Eleonore war eine Fremde — vor sechs Wochen hätte sie mit ihr nur flüchtig und höflich Gruß und Wort gewechselt, heute sollte sie mitreden, wenn es um das ganze Leben ging? Das war ein vollkommener Unsinn.

Als Lisbeth noch das einzige neue Glied des Geschwisterkreises gewesen, hatte man ihre Fremdheit nicht so empfunden, auch traten damals keine großen Ereignisse in das Leben der Familie.

Aber jetzt, da auch die andern Geschwister sich Gefährten zugesellt hatten, da sie selbst einen Lebensgenossen gewählt, — jetzt begriff sie plötzlich: mit dem engen Zusammenstehen war es vorbei, mußte es vorbei sein. Jeder mußte auf eigne Verantwortung seinen eignen Weg gehen.

„Wieso geht das dich allein an?“ sagte Henri ganz ruhig. „Es ist uns doch nicht egal, was du uns für'n Schwager 'ranschleifst.“

„Über mein Leben hab' ich allein zu bestimmen.“

„Weißt du denn schon, von wem der Antrag ist?“ fragte Lisbeth.

„Ich — kann es mir — denken,“ brachte sie heraus.

„Ah —“ machte Henri.

„Von wem?“ fragte Lydia ungeduldig.

„Von Herrn Doktor Enno Maurach,“ sagte Henri mit Aplomb.

„Siehst du,“ rief Wolfgang, „hatt' ich damals recht, als ich dich schalt! Du hast ihn ermutigt! Wir haben nicht 'mal das Recht, ihn unverschämt zu finden. Neulich das Rendezvous, heut die Berufung.“

„Wie peinlich!“ bemerkte Lisbeth und faltete die Hände mit einem Blick zum Plafond.

Lydia sah ihre Schwester an. Sie wartete und schwieg, sie liebte es nicht, sich in unnützen Redereien zu verausgaben. Sie ahnte, daß die Sache mehr sei, als ein peinlicher Zwischenfall. Sie hatte Malve schon lange beobachtet und sah jetzt, daß auf ihrem Gesicht mehr stand, als die Brüder zu bemerken schienen.

„Laß 'mal den Brief sehen,“ sagte Wolfgang.

Henri reichte ihn schräg über den Tisch dem Bruder hin. Aber Malve streckte die Hand aus, mit krallenden Fingern riß sie das Blatt an sich und sah die andern mit flammenden, drohenden Augen an.

Ein Schweigen entstand. Betreten wechselten die Geschwister Blicke.

Malve aber las, zitternd und schwer atmend, den Brief.

Er war kurz genug. Doktor Enno Maurach gab sich die Ehre, bei Henri Werlhof als dem Chef des Hauses und angesichts der Erkrankung der Mutter, auch im Moment Chef der Familie, um die Hand von Fräulein Malve anzuhalten.

Kein Wort davon, daß sie ihn liebe, daß sie einverstanden sei.

Er überläßt es mir, dachte sie, ich soll den Mut haben, mich zu ihm zu bekennen, oder die Freiheit, ihn zu verleugnen.

Der einfache Stolz, der in diesem Schreiben lag, berauschte sie. Sie hob das Haupt, sah fest zu dem ältesten Bruder hinüber und sprach: „Ich liebe ihn und werde diesen Antrag annehmen.“

Siebentes Kapitel.

„Warum ist Malve noch nicht bei mir gewesen?“ fragte Frau Werlhof am andern Morgen, als Lydia ihr die Kissen zurecht rückte.

„Malve hat Kopfweh,“ erklärte Lydia, „sie hat sich gestern wohl so sehr erschreckt, als du ohnmächtig wurdest.“

„Das arme Kind.“

Malve lag auf ihrem Bett, von Thränen, Reden, Aufregungen erschöpft.

Die Stunden gestern abend und die Stunden heute morgen waren unerträglich gewesen.

Zorn, Zank, Streit, dann leidenschaftliche Bekümmernis, Thränen, Bitten.

Als das heftige Temperament der Geschwister sich in der ersten Überraschung ausgetobt hatte, war ihnen allen gleich schmerzlich zu Mut geworden. Anstatt des blinden Zornes verletzter Familieneitelkeit hörte Malve die echte treue Stimme der sorgenden Liebe. Henri sprach zu ihr in so ernsten, gesetzten Worten, wie sie ihn noch niemals hatte reden hören.

Er sagte, daß Malve nicht die erste junge Dame sei und nicht die letzte bleiben werde, die ihr Herz an einen Mann verliere, den man doch nicht heiraten könne. So etwas schmerze, müsse aber überwunden werden. Von Maurach sei es nicht vornehm gehandelt. Er habe blind bleiben müssen, und wenn er's noch so deutlich gesehen, daß Malve ihn liebe. Er habe einer Frau nichts zu bieten wie Kampf und Sorge, und das biete man eben nicht. Lieber entsage man schweigend.

Lisbeth sagte, man könne Malve ja nicht gerade reich nennen, aber immerhin sei ihr festes Einkommen doch eine Sicherheit für einen Mann, der gar nichts besäße.

Wolfgang stellte ihr vor, daß man vor allen Dingen doch einen genauen Einblick in Maurachs Vorleben haben müsse, ehe man überhaupt nur die weiteren Fragen erwägen könne.

Und sie widersprach allem, trotzte allem. Ihr Mut wuchs am Widerspruch. Das war bei ihr, wie bei ihren Geschwistern, angeborene Art.

Henri und Wolfgang sagten endlich, daß Walcker nach Hamburg reisen und sich erkundigen solle. Und damit fanden die Abenddebatten so etwas wie einen Abschluß.

Oben in ihrem Schlafzimmer hing Malve am Hals der Schwester, weinend, klagend, und sagte vorwurfsvoll: „Und du hast geschwiegen? Du hast kein Wort des Beistandes gehabt? Du, die weiß, was Liebe und Leiden ist.“

Lydia hielt die Schwester an sich, aber mehr geduldig als mitfühlend.

„Ich, Malve?“ sprach sie fast unhörbar. „Ja, ich weiß, was man tragen kann, wenn man zu stolz ist . . . Sei stolz. Du kannst Enno Maurach nicht heiraten. Sei tapfer. Gieb kein Schauspiel. Jammer ist so was Kleines.“

Malves Thränen versiegten.

„Du hast leicht reden,“ rief sie erbittert, „du hast dein Unglück vergessen und ein neues Glück gefunden!“

„Hab' ich?“ fragte Lydia mit einem seltsamen Lächeln.

„Ja, du liebst zum zweitenmal. Aber ich kann nicht entsagen, mich nicht trösten, nicht zum zweitenmal lieben,“ rief Malve und warf sich auf ihr Bett.

„Schweig,“ befahl Lydia kalt. „Was du kannst und was ich kann, das wollen wir nicht gegeneinander abmessen. Wir werden es sehen.“

Sie ging hinaus und warf die Thür zu.

Malve wußte nun, daß sie allein stand.

Alles Glück war verweht und verwischt. Der Zorn gegen die Familie, die Bitterkeit über das bevormundende Hineinmischen beherrschte sie ganz.

Dabei sehnte sie sich unendlich nach des Geliebten mutgebender Gegenwart.

Ach, er ahnte nicht wie das war: die Jüngste sein in einer solchen Familie. Seit ihren ersten Lebenstagen war sie immer der Liebling, aber auch der Gehorchende aller gewesen. Länger als die drei älteren Kinder

wurde sie als Baby gehütet und gehätschelt. Immer wunderte man sich, in den Jahren, wo sie heranwuchs, daß Malve dies schon wollte und jenes schon konnte und dies schon wußte und das schon dachte. Die Ausbrüche ihres ersten Eigensinns wurden angestaunt wie eine drollige Unglaublichkeit. Sie war das „Kind“ und war es noch heute, und die Geschwister konnten sich nicht darin finden, daß sie gleichberechtigt, auch ein reifer Mensch, neben ihnen stehe. Und nun kam das „Kind“ mit einem solchen Anspruch, über sein Leben eigenwillig zu entscheiden!

Fast konnte Malve es ja begreifen. Sie hatte auch Widerstand erwartet. Aber doch nicht solchen! Nicht so viel kluge, maßvoll vorgetragene Gründe. Nur solche der Eitelkeit und Vorurteile.

Nach der durchweinten Nacht kam der Morgen, und mit ihm erschien auch Walcker auf dem Plan.

Er brachte etwas Abkühlung in die erregten Gemüter, schien die Sache als nicht so ernst anzusehen und sprach allen gut zu. Den Brüdern gegenüber meinte er, Malve werde sich das schon ausreden lassen, und zu Malve sagte er, er werde heute noch nach Hamburg fahren, und wenn die Auskünfte gut seien, werde sich der Widerstand der Geschwister schon geben. Wenn sie schlecht seien, habe Malve wohl Verstand und Familiengefühl genug, das Rechte zu thun.

Damit hatte er unversehens die Entscheidung auf eine Karte gesetzt.

Malve lag, einer körperlich Kranken gleich, in ihrem Zimmer, bald zitternd, daß die Auskunft schlecht sei, bald gewiß, daß sie gut sei. In einem Augenblicke verging sie vor Unglück, im andern triumphierte sie über die Ihrigen.

Sie fühlte auch die Notwendigkeit, dem Geliebten Nachricht zu geben.

Sie beschloß, ihm zu schreiben. An ihrem Schreibtisch erging es ihr seltsam.

Mit hastiger Feder schrieb sie: „Geliebter Mann! Ich stehe zu dir und kämpfe für uns! Etwas Bestimmtes kann ich dir heute noch nicht sagen. Morgen — ja morgen gewiß. Niemand soll mich hindern dein zu werden.

Meine Geschwister haben dazu kein Recht. Sie sind verblendet vor Stolz, Rechthaberei, Vorurteil. Ich hasse sie — —"

Da hielt Malve inne. Ein tiefes Rot schoß ihr warm ins Gesicht.

Ihr Herz klopfte. Wie, sie wollte ihre Geschwister herabsetzen? Lieblos von Liebevollen sprechen? Sagen, daß sie jene haßte, während sie doch genau wußte, daß sie in Jubel und Liebe sich in ihre Arme würfe, wenn sie ihr den Geliebten nicht mehr weigerten?

Sie zerriß den Brief und schrieb einen andern.

„Mein geliebter Enno! Gestern abend teilte Henri uns Deinen Brief mit. Ich habe erklärt, daß ich Dich liebe. Noch widerstreben die Geschwister heftig. Sie thun es, weil sie sich für mein Glück verantwortlich

fühlen. Ich werde sie überzeugen, daß Du mein Glück bist. Ich lasse nicht von Dir. Morgen mehr.

Ewig Dein. Malve."

Während sie schrieb, war ihr, als sei er zugegen. Sie fühlte seine Nähe, seinen Kuß, seinen Blick.

Fieberische Erregung befiel sie, ein qualvolles Sehnen, jeder Nerv in ihr bebte nach ihm — —

„Ich kann nicht ohne ihn leben," dachte sie verzweifelt.

Ihre Brüder besprachen sich unterdes noch mit Walcker.

Da Malve nun abwesend war, konnte man offenkundiger seine Ansichten sagen. Walcker verhehlte nicht, daß die Persönlichkeit Maurachs auf ihn selbst einen gewinnenden und bezwingenden Eindruck gemacht habe, und daß er fürchte, die Liebe säße recht fest in Malves Herz. Die Armut des Doktors schlug er nicht so hoch an; so ein Arzt konnte in einen Wirkungskreis kommen, der sich als ergiebig erwies, und dann verdiente er alsbald genug zum Leben. Aber die Geschichte Maurachs, die war zu dunkel. Die einen sagten so, die andern anders. Das mußte klar gelegt werden. Einen Mann mit einem Flecken auf der Ehre konnte Malve Werlhof nicht heiraten und nicht ihren Geschwistern aufdrängen wollen. Das würde sie auch einsehen.

Hiervon waren die Brüder nicht überzeugt. Sie kannten ihre Art. Was Werlhof hieß, mußte seinen Willen durchsetzen.

Malve war im stande, einem Mann, den sie liebte, bis unter den Galgen zu folgen.

„Ihr sollt sehen,“ sagte Wolfgang, „sie läßt nicht von ihm. Sie läßt sich ins Elend stoßen. Sie stirbt. Alles lieber, als ihm entsagen, ihm das Wort brechen!“

Und dabei schwoll ihm das Herz. Er litt, weil er seine Schwester auf einem Unglücksweg sah, aber es war doch so etwas wie Stolz in ihm auf die unzerstörbare Kraft ihres Mutes und ihrer Liebe.

Hätte er denn von Eleonore gelassen? Nie wohl bestand seine Liebe zu ihr schwerere Prüfungen als jetzt.

Was hatte er gestern abend gelitten, als er an einem Tisch mit dem verhaßten Mann sitzen mußte, dem Eleonores erste Schwärmerei gehört hatte!

Er litt und liebte nur heißer.

So würde auch Malves Liebe an dem Leiden wachsen.

„Nein,“ meinte auch Henri, „sie wird sich nicht überreden lassen. Wir werden sie verlieren. Ihr sollt es sehen! Denn das ist gewiß: ich kann mich nie, nie überwinden, den Maurach als Bruder zu begrüßen. Aber Malve hat Charakter. Was sie will, das will sie. Sie geht lieber mit offenen Augen ins Unglück, als daß sie nachgiebt. Was sagst du, Lydia?“

„Sie wird zu wählen haben zwischen ihm und uns,“ sprach Lydia, „ich kann als Frau von Reurieth nicht einen Maurach zum Bruder haben. Ich will es auch nicht.“

„Maurach entstammt einer alten Hamburger Patrizierfamilie, die vielleicht schon reich und vornehm war, als die Reurieths noch . . . .“ Wolfgang hielt in seinen scharfen Worten plötzlich inne.

Die Schwester hatte ihn so kühl und fremd angesehen.

Ganz recht. Wozu mit kleinlichen Worten jemand herabsetzen, gegen den man einen fällenden Streich vor hat?

Er begegnete dem Blick der Schwester: fest und klar.

„Gegen seine Herkunft mag nichts zu sagen sein,“ bemerkte Henri, „desto mehr gegen sein Leben.“

„Wir werden morgen wissen,“ sagte Walcker, „so weit ein Mensch vom andern wissen kann: schiefe, verzeichnete äußere Linien. Aber doch — man muß sich an die halten. Wir können nicht psychologische Wegweiser durch die Charaktereigentümlichkeiten unsers lieben Nächsten im Buchhandel kaufen.“

Er nahm seinen Hut. Auch Henri hatte die Eile, die er jeden Vormittag gegen halb eins bekam.

Da that sich die Thür auf, und Reurieth erschien, den Helm in der Hand.

„Nanu, im Helm?“ fragte Henri.

„Ach ja, wir sollen bei der Frau Majorin Geburtstagsvisite machen. Das hab' ich ganz vergessen!“ rief Lydia und nahm Jobsts Handkuß hin. „Du mußt verzeihen, ich bin noch im Morgenkleid. In zehn Minuten bin ich aber fertig.“

Walcker und Henri bedauerten, aber sie mußten gehen.

Warum blieb Wolfgang? Warum wechselte er ein paar dürftige Worte mit Reurieth über das Alter der Majorin?

Lydia mußte fortgehen, sich für den Besuch zu rüsten, das hieß: die beiden Männer allein lassen.

Schien es nicht, als ob Wolfgang solches Alleinsein suchte?

Es war ihr, als hafteten ihr die Füße schwer am Boden. Sie machte sich noch am Schreibtisch der Mutter zu thun. Was half dies Zögern von Minuten? Wie sollte sich das überhaupt verhüten lassen? Wenn sie sich heute nicht unter vier Augen sprachen, konnte es doch morgen geschehen. Lydia wußte es, sie fühlte es mit klopfendem Herzen: Eleonore hatte sich Wolfgang anvertraut. Mit einem fast mitleidigen Gefühl sagte es sich Lydia. Das arme, kleine, schwache Mädchen. So etwas mußte sich immer aussprechen. So etwas hatte den Hang zu thränenübergossenen Vertraulichkeiten. So etwas lebte des heiligen Glaubens, daß man den Geliebten bis auf den Abgrund der Seele hinabsehen lassen müsse. Und häufte mit thörichten Kinderhänden unübersteigbare Hemmnisse in den Weg der stolz und schweigsam Schreitenden.

„Ich kann sie nicht allein lassen,“ dachte Lydia und fühlte doch, daß sie gehen müsse.

Sie stand an der Thür, den Klopfer schon in der Hand. Vor dem blanken, weißen Hintergrund stand sie hoch und schlank.

Sie sah den Verlobten an. Dann den Bruder.

„Ich bin gleich wieder da,“ sagte sie.

Die Zurückbleibenden schwiegen einen Augenblick.

Reurieth fühlte, er müsse sprechen und ein wichtiges Thema finden, ein Gespräch, das keine Pause aufkommen ließ.

Wolfgang stand mit gekreuzten Armen mitten im Zimmer und schien zu warten.

„Wie gut, daß die teure Mama uns nicht ernstlich erkrankt ist,“ sagte Reurieth.

Wolfgang schwieg.

„Hoffentlich haben sich die Aufregungen über Malves Heiratsplan gelegt und geklärt, bis Mama wieder unter uns weilen darf.“

Wolfgang schwieg.

Es stieg Jobst von Reurieth rot in die Stirn.

„Was denkt er mir zu bieten, wie weit werde ich stillhalten können?“ dachte er.

„Ich hoffe,“ sprach er, mühsam einen ungezwungenen Ton festhaltend, „daß Malve von ihrem Plan abstehen wird. Besser jetzt ein paar Thränen, als lebenslänglich schiefe Verhältnisse. Malve ist jung. So etwas überwindet sich.“

„Meine Schwester ist nicht die Natur, ‚so etwas‘ mit ‚ein paar Thränen‘ zu überwinden,“ sagte Wolfgang scharf.

„Ich wollte nichts Herabsetzendes sagen.“ Er zog sein Taschentuch und tupfte sich damit nervös gegen den Mund.

„Aber Sie beurteilen den Charakter meiner Schwester nach dem Ihren," setzte Wolfgang höhnend hinzu.

„Ich bitte . . ."

„Sie glauben: lieben, verlassen, sich trösten — das geht alles, wie man die Handschuhe wechselt. Und Sie glauben: sich vorteilhaft an den Mann oder an die Frau bringen — das kann man nachher immer noch."

Jobst von Reurieth begriff. Der Bruder seiner Braut wollte ihn reizen, beschimpfen. Es war so etwas gekommen wie eine Stunde des Gerichts, für das, was er einst Eleonore gethan, für sein Vergessen neulich an dieser selben Stelle.

Er hob das Haupt und sah ihn an.

„Vergessen Sie mit Vorsatz, daß ich der künftige Gatte Ihrer Schwester Lydia bin?" fragte er kalt.

„Ich habe den Wunsch, Sie möchten niemals dieser Gatte werden," sprach Wolfgang, „denn ich ehre und liebe meine Schwester zu sehr, als daß ich sie von einem Mitgiftjäger betrogen sehen möchte."

„Daß ich diese Beleidigung nicht hinnehmen kann, auch nicht von Lydias Bruder, ist Ihnen klar!" sagte Reurieth, der ganz fahl geworden war.

„Eben deshalb habe ich sie ausgesprochen."

Sie maßen sich mit feindseligen Blicken. Und Wolfgangs Rechte ballte sich zur Faust. Ja, niederschießen wollte er diesen Mann, damit seine Gegenwart niemand mehr beleidige, weder seine Braut, seine Schwester, noch ihn selbst.

„Ich werde Ihnen meine Zeugen schicken," sagte Reurieth.

„Ich warte darauf."

Er verneigte sich förmlich und ging hinaus. Jobst von Reurieth blieb allein.

Nun war es geschehen. Seit dem Augenblick, wo er damals erfuhr, daß Eleonore von Hammer durch die Laune des Schicksals mit ihm zugleich in denselben Familienkreis treten würde, hatte er das Unheil heranschleichen gefühlt.

Warum zerriß er nicht damals gleich das noch so flüchtige, dünne Band, das ihn an Lydia knüpfte! Da konnte es leicht geschehen. Sein Ehrgefühl hatte ihn zurückgehalten. Er sah Lydias Hände nicht so voll von Gold, wie er erwartet hatte — er wollte vor ihr nicht dastehen als ein Mitgiftjäger.

Nun hatte der Bruder ihm das Wort doch an den Kopf geworfen.

Ein böses Wort, das man nicht auf sich sitzen lassen kann — besonders nicht, lächerlicher Widerspruch — wenn es trifft. Die Sache nannte sich doch so. Ja, er hatte sich Lydia genähert als ein Mitgiftjäger. Aber das war eine Handlungsweise, die man sich höchstens selbst eingestand. Man ruft nicht laut ihren Namen aus. In diesen Dingen wurde selbst unter Kameraden der schöne Schein aufrecht gehalten. Wenn einer zehn Jahre davon gesprochen hatte, daß er seine Freiheit nur sehr teuer verkaufe, that er doch, wenn dann endlich so ein Handelsvertrag fertig geworden,

als sei es eine Herzensangelegenheit. Warum auch nicht? Der schöne Schein ist so heilsam, so helfend, manchmal zieht er sogar die Wahrheit nach sich.

Jobst von Reurieth setzte sich und nahm seinen Säbel zwischen die Kniee, faltete die Hände um den Korb und stierte vor sich hin.

Den Bruder konnte er ihr nicht totschießen. So viel war klar. Er selbst, er mußte sich hinstellen wie eine Zielscheibe für ihn. Und der andre haßte ihn. Er war eifersüchtig — auf die Vergangenheit.

Jobst erinnerte sich des ersten gemeinsamen Mittagsmahls in diesem Hause. Da war er auch eifersüchtig gewesen, als er sah, daß Eleonore mit Wolfgang ein Liebeslächeln tauschte. Wie lag das weit zurück? Ein paar Wochen nur? Waren es nicht Jahre? Jobst wurde jetzt nicht mehr eifersüchtig, wenn er Eleonore am Arme eines andern sah.

Dazu war seine Seele zu erfüllt, seine Nerven zu qualvoll in Aufruhr.

Ob sie um ihn weinen würde? Sie, die Eine, Stolze, Unergründliche?

Da draußen auf dem Kirchhofe lag ja schon einer, und sie sagten, sie habe sehr, sehr viel um den geweint.

Auf ihn kam vielleicht nur ein kleiner, schneller, oberflächlicher Gram. Für sein Grab nur die Blumen, die von den Kränzen für den erstern abfielen —

Ah, mochte Wolfgangs Kugel ihn nur treffen. Gerade in das Herz. Dann hatte alle diese Qual ein Ende.

Es war vielleicht der beste Schluß des wunderbar dämonischen Spiels, das sich so ganz anders gewandt hatte, als er je geahnt.

Er, der wie ein gnadenspendender Sieger gekommen war, sich des Herzens zu erbarmen, das ihm in Liebe entgegenzuschlagen schien, er, der dann geblieben war, sich in der eignen Ehrenhaftigkeit bespiegelnd — er saß hier jetzt ein Zitternder und Zweifelnder und fragte sich: liebt sie mich?

Vielleicht würde er es wissen, wenn sein letzter Blick auf ihr Angesicht fiel — dann konnte er darauf lesen: Liebe oder Fremdheit.

Das war das Sterben wert! Zu wissen, endlich, ganz zweifellos zu wissen, ich bin geliebt!

Von ihr! Heiß rann es Jobst durch die Adern.

O Gott, nein dann nicht sterben — dann leben, leben. Ein Leben voll glühender Freude und heißer Dankbarkeit.

Wenn Wolfgang ihn tötete oder nur sehr schwer verwundete — war dann nicht das Glück dieses Hauses auf immer gestört? Wie konnten Schwester und Bruder sich jemals wieder in Frieden die Hand reichen?

Nein, es war ein Unsinn, es konnte und durfte nicht zum Duell kommen. Auch als Unterliegender blieb er noch der Störende zwischen den Geschwistern, raubte ihnen Glück und Liebe.

War es nicht seine Pflicht zu gehen? Unter irgend einem Vorwand die Verlobung zu lösen, die Stadt zu verlassen und nie, nie mehr den Lebensweg dieser

Menschen zu kreuzen? Denn das allein war doch Wolfgangs Wunsch. Er ließ sich erfüllen, ohne daß es zum Blutvergießen kam, ohne daß Lydia erfuhr, ihres Bruders Zorn habe ihr den Verlobten geraubt.

Lydia lassen? Ohne bis in die Tiefen ihrer Seele geschaut zu haben — — — —

Die Thür that sich auf. Lydia kam hastig herein, Hut und Jacke noch in der Hand, eilig, gepeitscht von der Furcht, was sich hier begeben könne.

Wie ein Sinnloser, vollkommen Unbeherrschter sprang er auf.

„Lydia," rief er, „Lydia!"

Und er riß sie in seine Arme und zwang sie mit heißen Küssen, seiner wilden Zärtlichkeit stand zu halten.

Sie schloß die Augen und ließ es geschehen.

Sie begriff: es mußte sich ein Außerordentliches ereignet haben.

Niemals hatte er gewagt, sie mit so stürmischer Leidenschaft zu überfallen.

Niemals hatte sie sein Wesen so aller Fesseln ledig gesehen.

Und sie, die durch nichts zu täuschen war, der man nichts verhehlen konnte, sie wußte: eine Gefahr machte ihn rasend. Welche andre Gefahr konnte das sein als die, sie zu verlieren? Hatte Wolfgang ihn zwingen wollen, zurückzutreten? Hatte er ihn gefordert? Lauerte der Tod im Hintergrunde?

Aber durch die fröstelnden Schauer dieser Gedanken brach triumphierend ein stolzes Erkennen.

Sie war geliebt! Sie war ihm die eine, die einzige! Seine Seele und seine Sinne brannten in Sehnsucht nach ihr. — Sie war Siegerin!

Er sah das wundervolle Lächeln auf ihren Lippen und er fühlte, wie sie seinem Leidenschaftssturm weich und ergeben still hielt. — Aber er fühlte eben nur, daß sie still hielt, nicht daß sie mit ihm emporflammte.

„Liebst du mich?" raunte er heiß. Und wußte doch, sie würde vielleicht niemals antworten, und er würde es vielleicht niemals wissen.

Was schreckten ihn Wolfgangs Kugeln! Wie verlachte er die Gerechtigkeit und die Strafe, die sie durch sie kund geben wollten!

Hier war seine Strafe und hier sein Gericht.

Endlich ließ er sie. Totenblaß von der Erregung, trat er einen Schritt zurück und murmelte: „Vergieb — verzeih!"

Lydia, mit scheinbarer Gelassenheit, machte sich für den Ausgang fertig.

Mechanisch thaten sie alles, was sie sich vorgesetzt, zu thun. Sie gingen in gewohnter Haltung über die Straße, bewegten sich lächelnd und höflich im Hause des Majors unter den andern Gratulanten, und niemand merkte ihnen etwas an.

Aber während Lydia einen Frühjahrsumhang bewunderte, den die Majorin von ihrer alten Mutter geschickt bekommen, dachte sie: „Ich muß erfahren, was vorgegangen ist oder vorgehen wird."

Und während Jobst mit dem Major und zwei Leutnants ein Glas Portwein auf das Wohl des Geburtstagskindes trank, dachte er: „Was für eine Komödie ... morgen vielleicht hat mich der Bruder meiner Braut erschossen."

Auf dem Heimweg sagte Lydia plötzlich, nach langem Schweigen: „Was sprachst du denn mit Wolfgang, während ihr allein waret?"

Jobst fuhr aus schwerem Brüten auf.

„Was wir sprachen? O, über den Vortrag, den Wolfgang übermorgen im freisinnigen Verein halten will ..."

Dann schwiegen sie wieder.

An der Hausthür wollte Jobst sich verabschieden. Er hatte noch Dienst, das wußte Lydia.

„Aber du kommst heute abend," sagte sie.

„Heut abend? Nein, verzeih', es ist Liebesmal," antwortete er, ihrem merkwürdig forschenden Blick ausweichend. Gestern hatte er versprochen gehabt, heute zu kommen, gestern nichts von diesem Liebesmahl erwähnt, ebensowenig wie die Kameraden, die man auf dem Geburtstag getroffen.

„So — nun, das ist schade. Also auf morgen," sprach sie.

Er hielt noch ihre Hand. Er sah sie an — tief, verlangend. Er war bleich, sehr bleich. Und ihm schien, als habe ihr dunkles Auge noch nie so warm ihn angestrahlt ...

„Auf Wiedersehen, Lydia," sagte er langsam und leise.

Ihre Mama wartete ihrer schon mit Ungeduld. Malve lag noch immer mit Migräne zu Bett. Lisbeth hatte geschickt, ihr sei nicht wohl, sie könne nicht kommen und sende diese Blumen als Gruß. Mit den drei Rosen in der Hand lag nun die Mama und regte sich über Malve und Lisbeth auf und sah Tochter und Schwiegertochter im Geiste schon schwer krank und wollte durchaus aufstehen.

Lydia ging in das Zimmer der Schwester.

Fast mit Härte sagte sie: „Nimm dich zusammen, Malve. Mama ist schon in Angst. Bezwinge dich."

Müde stand Malve auf. Sie hatte an ihrem Schreibtisch gesessen und vor sich hingestarrt.

„Bezwingen?" sprach sie bitter. „Jawohl, du hast gut reden. Bezwinge dich, wenn es um dein Schicksal geht."

Lydia hob das Haupt und sah in unbestimmte Fernen.

„Wenn es um dein Schicksal geht ..."

Das klang ihr im Ohr nach — fast wie Hohn. Wer wußte, um wessen Schicksal es ging?!

Mit ganz ungewöhnlicher Sanftmut aber wiederholte sie dann: „Ich bitte dich um Mamas willen."

Und Malve nahm sich zusammen.

Sie ging mit lächelnden Mienen zur Mutter und sagte, daß sie sich schon besser fühle, und nahm zehn Ratschläge entgegen, wie sie sich behandeln solle.

Zu Tisch kam Wolfgang. Er war sehr zerstreut und bat, daß schnell serviert werden möge.

Und bei der Suppe sagte Lydia so nebenbei: „Ich war erstaunt, als ich herunter kam, daß du schon fort warst. Hast du dich gar nicht mit Jobst unterhalten? Hast ihn einfach allein gelassen."

„Bewahre," antwortete Wolfgang hastig, „wir unterhielten uns noch eine ganze Weile über Walckers gestrige Rede in der Bürgerschaft. Aber du bliebst zu lange oben bei der Toilette, und ich hatte keine Zeit mehr."

Sie nickte nur.

Und beim Braten sagte sie: „Du und Eleonore, ihr kommt doch heute abend? Mama ist es ein freundlicher Gedanke, uns versammelt zu wissen."

„Heut abend — heut abend?" stieß er heraus. „Heut bin ich bei Fritz Merkers."

„Wie schade!" sagte Lydia und erinnerte sich, daß Fritz Merkers vorgestern für vierzehn Tage nach Stockholm gefahren war.

Er hatte keine Ahnung, daß seine Schwester ihn scharf beobachtete, daß seine Miene finster, sein Wesen zerfahren war. Er bildete sich ein, daß er sich beherrsche und mit Glaubwürdigkeit den Beschäftigten spiele. Dem Blick Lydias zu begegnen wagte er nicht.

„Wie soll ich es erfahren, was vorgeht?" dachte sie. Aber sie begriff, daß kein Versuch hier zum Ziel führen werde.

Es hieß still halten. Mit kalter, stolzer Fassung warten.

Und Lydia ging mit den gewohnten Mienen im Hause umher; saß am Bett der Mutter, hielt dem Besuch einiger Damen stand, lächelte nachsichtig zu Fangarts abgelagerten Scherzen.

Es wurde Abend. Der schöne lachende Frühlingstag draußen ging zu Ende. Der Himmel war von rotem Gold, und das alte dunkle Thor stand blaudunkel davor wie ein derber, unwahrscheinlicher Effekt auf einem naturalistischen Gemälde. Drüben auf den Wallanlagen, jenseits des Flusses, hatten die schwarzen Äste der Ulmen dünne grüne Schleier übergehangen und das Gebüsch zu ihren Füßen dichtete sich schon.

Durchs offene Fenster kamen allerlei Geräusche. Ein Lastwagen rasselte vorbei, die Eisenstangen, die er zur Bahn führte, klirrten und schütterten fürchterlich. Das verhallte, und in die sich entfernenden Lärmtöne schwang sich ein Lied von Kinderstimmen. „Komm, lieber Mai, und mache . . ."

Lydia sah hinaus. Unten ging eine Frau mit einer Schar Knaben und Mädchen. Die hatten rote und weiße Blumen, „Kibitzeier", in den Fäusten und sangen den Frühling herbei. Der eine Junge trug eine blanke grüne Botanisiertrommel auf dem Rücken, aus den Ritzen der Klappe quollen Moos und Pflanzenfasern.

Der Junge erinnerte Lydia an Wolfgang. War es die Gestalt, das dunkle Haar unter dem Rand der bunten Klassenmütze — die Botanisiertrommel? Auch Wolfgang machte als Junge nie eine größere Wald-

partie ohne solche und brachte immer die greulichsten Insekten und die schmutzigsten Pflanzen mit heim.

Was für ein lieber, anmutiger, wißbegieriger Junge war er doch gewesen! Wie stolz waren seine Schwestern auf ihn! Wie bewunderten sie, was er that und was er ließ!

Und nun? Gingen nicht vielleicht in diesem Augenblick Dinge vor, die Feindschaft auf ewig schufen, kam nicht vielleicht der Tod herangeschlichen, ihr den Bruder zu rauben? Und durch wessen Hand?!

Lydia wandte sich in das Zimmer zurück. Da saßen Malve und Eleonore. Wolfgangs Braut, mit einem geängsteten, teilnehmenden Gesicht, suchte unermüdlich Malve in ein Gespräch zu ziehen. Man sah, sie wollte in Mitleid und Mitgefühl die arme Malve zerstreuen.

Das gute Kind, dachte Lydia in einem Gemisch von Barmherzigkeit und Geringschätzung, das meint, es handelt sich darum, ob Malve den Mann haben darf, den sie möchte. Mein Gott — ganz andre Würfel werden jetzt vielleicht geschüttelt.

Was hat Wolfgang nur an ihr? dachte sie weiter. Viel Seele hat sie wahrscheinlich — eine weiche, weinerliche, zarte Seele. Kann schon sein. Und dann viel Treue und Ergebenheit. Hörigkeitsgefühl — Sklavinnenliebe. Wahrscheinlich werden sein Essen nie angebrannt, seine Hemdenknöpfe immer angenäht und seine Finanzen immer in Ordnung sein.

Und um dieses blonden hübschen Kindes wegen ging vielleicht mehr als ein Menschenschicksal in die Brüche.

Darum sollte das Glück und der Friede unter den Geschwistern zerbersten?

Was stark und schön zusammengehört hatte von der Wiege her, sollte feindlich auseinander streben?

Wie seltsam sich die Geschäfte der Liebe zwischen Mann und Weib in die Geschäfte der Geschwisterliebe hineingedrängt hatten!

Waren sie nicht im Begriff, für ein Phantom das Wahre aufzugeben — für ein Verflackerndes die ewige Wärme?

War es nicht richtiger, dies blonde Mädchen und den Mann, dessen wilde Küsse noch auf Lydias Lippen brannten, hinauszujagen aus diesem Hause? Wenn sie doch den Unfrieden brachten — warum nicht?

Mußte man nicht der Stimme des Blutes und der Natur gehorchen, die befahl, daß Geschwister einander lieben und treu zu einander stehen sollten?

Aber war das nicht auch eine Stimme des Blutes und der Natur, die sie aufrief, auseinander zu gehen?

Geschwisterliebe — sterile Liebe. Nicht auf ihr beruht das Menschengeschlecht. Gebührte ihr nicht um dieser ganz einfachen Thatsache willen der zweite Rang und keineswegs jene hohe Bedeutung, welche die Erziehung ihr beilegte? Und welche man ihr vor allen Dingen in diesem Hause beizulegen gewohnt war?

Was weiß ein Tier von Geschwisterliebe?

Sind nicht die primitiven Gewohnheiten des Tieres das ursprünglich Wahre?

Wie fein und lieblich ist es, wenn Geschwister einträchtig bei einander wohnen, sagte die Bibel.

Nur fein und lieblich! Nicht mehr. Nicht Gesetz, nicht Notwendigkeit, nicht herrschendes Gebot war der Friede.

Es fröstelte Lydia.

Tausend dunkle Fragen ließen sich da aufwerfen, eine klare Antwort gab es nicht. Oder sie mußte grausam brutal lauten, bar jeder Ethik, jeder Tradition.

Lydia wußte ja genau: dem Bruder war dies sanfte, alltägliche, gute, kleine Mädchen mehr als Mutter und Geschwister. In seiner starren, starken Art würde er über Leichen hinwegschreiten, um sich sein Weib zu erobern.

Und seit heute mittag wußte sie, daß Jobst von Neurieth ihr verfallen war, ganz und gar, daß die Gewalt einer rasenden Leidenschaft ihn erfaßt und alles hinweggefegt hatte aus seinem Erinnern, was er einst für eben dieses sanfte, alltägliche, gute, kleine Mädchen empfunden. Auch seine Leidenschaft war so geartet, daß sie nur durch den Tod zum Verzicht sich zwingen läßt.

Und sie lächelte wieder, wie sie heute mittag gelächelt: in gesättigtem Triumph.

Sie schloß die Augen. Das königliche Bewußtsein, so geliebt zu sein, berauschte sie.

Wilde und große Bilder stiegen vor ihr auf. Sie sah auf rasenden Rossen fellumgürtete Männer reiten, vor sich das eroberte Weib, dessen flatternde Haare sich mit der Mähne des Pferdes mengten. Sie sah die erschlagenen Brüder und hörte den Schrei der Mutter — —

Ah — so war es immer gewesen! Der Kampf um das Weib, das war der Kampf der Kämpfe, denn ihn focht das Menschengeschlecht um sein Bestehen.

Heute stritt man sich nicht mehr in so brutalen Formen. Mit wieviel verzweigten und verwickelten Gefühlsfäden hatte die Kultur das einfache Begehren der Liebe umsponnen! Wieviel enger aneinander gedrängt standen heute die Menschen mit ihren Wünschen und ihrem Zorn! Kein Mann konnte heute ein Weib erobern, indem er die Brüder erschlug. Das Weib mußte die blutige Hand von sich stoßen. Kein Bruder konnte heute den Geliebten der Schwester erschlagen und doch ihr Bruder bleiben. Sie mußte die blutige Hand von sich stoßen.

Dies alles dachte Lydia. Und wußte doch, daß sie dem rollenden Rad nicht in die Speichen greifen könne und daß sie es darauf ankommen lassen müsse, ob der Bruder den Mann erschlug, der sie liebte, oder ob dieser Mann ihr den Bruder erschlug.

Handeln konnte sie nicht, aber wissen. Nur wissen . . . danach begehrte sie.

Von ihren weittragenden Gedanken, die ihre Phantasie durch ungemessene Zeiträume trugen, suchte sie

zurückzukommen auf die enge, wahre Wirklichkeit. Sie ging hinaus. Sie suchte Biehl und fand ihn in der Küche allein. Er war beschäftigt, ein paar Schüsseln mit kalten Speisen für den Abendtisch zurechtzustellen.

„Biehl," sagte Lydia und sah ihn prüfend an, „gehen Sie eben zu meinen Bruder, zum jüngern Herrn, mein' ich. Es ist so schade, daß er heute abend nicht kommen kann. Vielleicht ist er doch mit seiner Arbeit schon so weit — — sagen Sie, Fräulein von Hammer und wir ließen ihn herzlich bitten. Aber stören sollen Sie ihn andrerseits auch nicht. Machen Sie es klug. Fragen Sie bei seiner Wirtin, ob sie es auch wagen darf, Sie zu melden. Vielleicht hat mein Bruder Besuch, dann natürlich lassen Sie sich keinenfalls melden."

Das war ein unverfänglicher Befehl; selbst wenn Biehl dazu kam, die Bestellung auszurichten, konnte Wolfgang nicht auf den Einfall kommen, er werde kontrolliert.

Sie besuchte die Mama zehn Minuten, sah wieder in der Küche nach, ob auch das Abendbrot für die Mutter genau nach Vorschrift ausgeführt werde, und faßte Biehl auf der Treppe ab, als er zurückkam.

„Leider habe ich den jungen Herrn nicht sprechen können," berichtete Biehl. „Herr Doktor sind den ganzen Nachmittag nur für Herrn Leutnant von Meyerlink und Herrn Doktor Droyssig zu sprechen gewesen. Frau Mestern hatte strengen Befehl niemand sonst zu melden; gerade waren die Herren wieder da. Und

weil gnädiges Fräulein mir doch ausdrücklich befohlen hatten . . ."

„Es ist gut. Ja, ja, es war recht, daß Sie nicht störten. Nun, so brauchen wir also mit dem Abendessen nicht auf ihn zu warten," sagte Lydia hastig. — Die Nachricht war deutlich. Was hatten diese beiden Männer so wichtig und so jeden andern Besuch ausschließend bei Wolfgang zu thun, wenn sie nicht seine Sekundanten waren?

Langsam ging sie in das Eßzimmer. Sie wartete auf Malve und Eleonore.

Die kamen mit verweinten Gesichtern. Es war nicht schwer zu erraten, daß Eleonore der Schwägerin tröstlich zugesprochen und daß Malve zusammen mit ihr Thränen vergossen hatte über das noch ungewisse Schicksal ihrer Liebe.

Diese Weichmütigkeit reizte und peinigte Lydia heute mehr als je. Thränen? Armseliges Ausdrucksmittel der Schwäche! Und wie man einer Kranken zuredet, doch zu essen, flehte Eleonore fort und fort die andre an, etwas zu genießen.

Sie kamen Lydia vor wie Kinder. An Malves Liebe zu jenem Manne glaubte sie wohl, aber sie glaubte nicht an die Größe und Standhaftigkeit dieser Liebe. Lydia mit ihrem kühnen, zielbewußten Willen hatte kein Verständnis für weiche Seelen.

Warum sprach Malve schon von ihrer Liebe, wenn noch Thränen fließen, noch Kämpfe ausgefochten werden

mußten? Wenn sie den Mann liebte und sein Los teilen wollte, sei es, wie es sei, seine Vergangenheit mit auf sich nehmen; einerlei, wie dunkel diese war — weshalb fragte sie dann? Weshalb ließ sie sich in einen Streit mit ihren Geschwistern ein? Duldete, daß man Walcker auf Kundschaft ausschickte?

In unzerstörbarer Kraft hätte sie einfach sagen müssen: „Dies ist mein künftiger Gatte, wollt ihr ihn nicht, gut, so verlasse ich euch noch in dieser Stunde und gehe in sein Haus."

Wenn ihre Liebe aber nicht so kraftvoll war, dann hätte sie verschwiegen, in schlummerlosen Nächten kämpfend und siegend, mit ihr fertig werden müssen.

Aber Malve war eben noch kein Mensch für sich — sie war mehr die Schwester ihrer Geschwister, mehr das Kind des Hauses, als eine Persönlichkeit.

Als Eleonore nun immer wieder flüsternd bat, daß Malve essen möge, fuhr Lydia auf: „Laß sie doch . . ."

„Wie schroff du bist," sagte Malve mit zitternder Stimme, „sie meint es so gut und sie fühlt mit mir."

Das „sie" war betont. Ach, wie hätte Lydia auf diese Kleinigkeiten achten sollen!

„Wer weiß, wie ihr morgen weint . . ." dachte Lydia.

Das blonde Kind — Eleonore — wurde vielleicht sehr, sehr hart gestraft für ihr kleines bißchen Alltags-

schuld. Sie hatte nicht zur rechten Zeit gesprochen und nicht zur rechten Zeit geschwiegen. Und nun schlugen sich ihre Liebhaber die Köpfe blutig: der von vorgestern und der von heute.

Was für eine kleine dumme Geschichte! Nur daß sie zufällig Lydias Bruder und Lydias Gatten zu Helden hatte . . .

Sie lächelte bitter.

„Wollen wir Mama alle drei zusammen gute Nacht sagen?" fragte Malve.

Lydia nickte. „Mama liebt ja die Massenaufzüge ihrer Kinder!"

„Lydia, ob du wohl ein Herz hast?" rief Malve empört.

„Ich weiß es nicht," sagte Lydia ruhig und dachte dabei: „Vielleicht liegt es draußen auf dem Kirchhof."

Sie stiegen alle drei treppan. Eleonore ganz befangen und bekümmert. Sie konnte nie in Lydias Gegenwart zum Behagen kommen. So hoch hob ihr Gefühl sich nicht, Lydia zu hassen. Dazu fehlte ihr der Mut. Aber sie fürchtete sich. Es kam ihr manchmal wie eine Verkleidung vor, daß Lydia ebensolche Kleider trug wie andre Frauen und ebenso sich benahm und sprach. Und trotz dieser Angst, die sie fern, weltfern von Lydia hielt, besaß diese eine unaussprechliche Anziehungskraft für sie.

Wie ein Kind, glücklich lächelnd, verzogen und doch würdig, lag die Mama im Bett, die Autorität genießend,

als sei sie von ihr erzwungen, und gar nicht spürend, daß sie als Liebesgeschenk ihrer Kinder ihr zugebilligt ward.

Sie ließ sich von den dreien nacheinander die Wange küssen. Von einem leidenden Zustand war nichts mehr zu bemerken.

Die Lampe, die auf einem Tischchen neben dem Bett stand, bestrahlte ein frisches Gesicht.

„Ich komme mir ganz faul vor, daß ich noch liege," sagte die Mutter.

Lydia saß auf dem linken Bettrand; rechts, wo sich das Tischchen mit der Lampe befand, standen Eleonore und Malve.

Nachdenklich sah Lydia ihre Mutter an. Da lag sie nun, sie, das Haupt der Familie, sie, die alle unter dem Herzen getragen, um deren Wohl und Wehe in diesen Augenblick harte Kämpfe gefochten wurden. Heute eine strahlende Mutter, deren Stolz und Glück die schöne, starke, friedlich Hand in Hand stehende Schar ihrer Kinder war, morgen vielleicht eine weinende, die erkennen mußte, daß sie für einen Wahn gelebt, für einen Irrtum gewirkt hatte. Denn das Leben war eigenwillig: es nahm mit seinen Launen die Hand des Bruders aus der der Schwester. Er trieb die einen auf diesen Weg, die andern auf jenen.

Und der Tag kam vielleicht, wo ihnen nichts gemeinsam mehr war an Zielen, als das Grab dieser

teuren, geliebten Frau, zu dem sie mit zerbrochenen Herzen wallfahrteten —

Lydia neigte sich tief herab. Vor ihren Augen war es dunkel.

In unaussprechlicher Ehrfurcht küßte sie die Hand ihrer Mutter.

Achtes Kapitel.

Im Morgenwind schuppte sich das Wasser der seeartigen Bucht, zu welcher, eine Meile unterhalb der Stadt, sich der Fluß erweiterte. Diese Bucht wurde durch eine hügelartige Bodenerhebung abgeschlossen, auf welcher ein Fischerdorf mit roten Häusern, geschart um einen roten Kirchturm farbenfreudig auf dem Sande lag.

Unter dem Hügelvorsprung vorbei drängte sich der Fluß, um danach sich abermals zu erweitern, von einem breiten, gerundeten Wasserbecken zum andern fließend, bis das Meer ihn aufnahm.

Das diesseitige Ufer der Bucht war von einer stattlichen Kiefernschonung bestanden, die ihre undurchdringlich ineinander greifenden, bis zur halben Stammhöhe kahlen Ästchen wie eine Schutzmauer zwischen die nach dem Fischerdorf führende Landstraße und das Wasser stellte. Unmittelbar am Wasser, vor der Mauer der graugrünen Wipfel und des graubraunen Geästes zog sich ein sanfter Hang hinab, lief, noch mit welkem Gras vom Vorjahr durchsetzt, ein Weilchen gleichmäßig hin und verbreitete sich gerade gegenüber dem Dorf zu einem heideartigen Platz.

Da brütete den ganzen Tag die Sonne. Der erste Strahl konnte hingelangen und erst am Nachmittag verbarg sich die blanke Scheibe hinter den Kronen des Buchenwaldes, der an der andern Seite die Landstraße begrenzte.

Gluckfend rann das Wasser gegen den Strand, in einer stillen, träumerischen Bewegung — rann zurück und nahm wieder seinen kurzen bescheidenen Anlauf.

Es war mehr Spiel als Kraft. Ohne den kleinen streichenden Morgenwind wäre das Spiel noch leiser gewesen.

Der ansteigende Ufersaum lag in wunderlich unruhigen Farben. Zwischen frisch aufschießendem, grünem jungem Kräuter- und Graswuchs lag verschlammt und verwelkt noch farbloses Gras vom Vorjahr. Braune Risse klafften zwischen den Soden auf. Vor der Kiefernschonung war das unordentlich durcheinander rankende Brombeergestrüpp mit warmrötlichen Blattkeimen bedeckt.

Ein Spatzenvolk huschte da hin und her.

Drüben, auf weißlich-gelbem Sandhügel, jenseits der blaumetallenen Platte des Wassers, flirrte die Sonne auf den roten Dächern, und das hohe schmale Fenster in der roten Wand des Kirchturms blinkerte.

Der Himmel war ganz wolkenlos und von dem bleichen Blau der ersten Morgenstunde überzogen.

Links am Ufer, wo die gerade Linie den Flußlauf bezeichnete, stand ein Gehöft unter Bäumen. Darüber

hinaus glänzte eine Ebene von Feldern im jungen Grün der Wintersaaten.

Das ganze Bild ein Idyll. Keine eckigen Linien, kein schroffer Zug, keine harten Farben und kein starker Ton. Weite, weiche, runde Linien, dünne Farben, von der feuchten Luft des Küstenlandes noch übersilbert und verwaschen.

Eine stille, freundliche Herrgottsfrühe voll Andacht.

Da flatterten die nestbauenden Spatzen aus dem Gestrüpp auf und verhuschten mit gespreizten Flügeln ängstlich im Dickicht der Kiefern.

Den schmalen Uferstreifen entlang kamen vier Männer geschritten, schweigend, schwer stampfend auf dem glatten, klebrigen Boden. Wolfgang voran. Er sah sehr blaß aus. Sein Mund war fest geschlossen.

Die drei, die ihm folgten, sahen auch nicht sehr freudig in die Welt. Doktor Werner, der Arzt, ein Schulfreund Wolfgangs und noch gänzlich unbeschäftigter Spezialist für Nasen- und Halsleiden, trug einen Kasten unter dem Arm und an einem Lederriemen noch eine Tasche umgehangen. Er schien ausgerüstet, ein halbes Dutzend Verwundeter zu verbinden. Seine Nase, groß und hager aus seinem kleinen Gesicht vorspringend, war rot von der Morgenfrische.

Der eine der Sekundanten, Doktor Droyßig, ein Jurist und ebenfalls Schulfreund Wolfgangs, legte sein hübsches Alltagsgesicht in mißmutige Falten. Eigentlich sah er aus, wie das männliche Bildnis auf einer Annonce in den „Fliegenden Blättern", die Bartklebemittel empfiehlt: wohlfrisiert und aschblond, mit tadellos emporgesträubtem Schnurrbart. Nach diesem Mittel hatte er bei den jungen Mädchen der Gesellschaft auch den Spitznamen: „Es ist erreicht". Hiervon war er wohlunterrichtet, und es erbitterte ihn gegen deutsche Art, den wohlgepflegten und wohlgekleideten Mann gleich für geistig zweiten Ranges zu halten. Denn er war ein ernsthafter Mensch, und Wolfgang hatte ihm vor vielen, die zu Gebot gestanden hätten, das Vertrauen geschenkt, in dieser Stunde an seiner Seite zu sein. Droyßig verstand die Geschichte nicht. Als Student hatte er auch seine Mensuren gehabt, natürlich. Aber hier schlug man sich doch nicht! Das war ja gar nicht Mode in der alteingesessenen Gesellschaft. Wenn man beleidigt hatte, legten sich gute Freunde ins Mittel, man revocierte und frühstückte dann 'mal zusammen, und alles war wieder in schönster Ordnung.

Freilich, es war ein Offizier im Spiel! Die hier garnisonierenden Leutnants hatten sich ja schon oft genug darüber ausgesprochen, wie sie das fanden — diese derbe, laxe Art in sogenannten Ehrenfragen. Das ging über ihren Horizont. Es war ja wohl hier auch so'n bißchen Kavalierstum zweiten Ranges, so ein bißchen Talmi-Gentlementum. Aber mein Gott, wenn man verschwägert und vervettert war, oder wenigstens zusammen auf der Schulbank gesessen hatte, dann nahm man's eben nicht so genau. Die Macht des Herkommens hatte bisher selbst die Offiziere im Bann gehalten. Es war noch nie vorgekommen, daß ein Leutnant sich mit

einem Sohn der Stadt geschlagen hatte. Fiel 'mal 'was vor, so mußten die betreffenden Offiziere das betreffende Haus meiden, oder es wurde ein Ehrengericht berufen, je nach Lage des Falls.

Und nun wollte Wolfgang sich schlagen. Und obendrein mit dem Verlobten seiner Schwester. Es war toll. Und verkehrt obenein. Alle Vorstellungen, er möge das böse Wort, „daß er seine Schwester nicht von einem Mitgiftjäger betrogen sehen wolle," zurücknehmen, sich entschuldigen, waren fruchtlos gewesen. Neurieth hatte sich bereit erklärt, nach einer solchen Zurücknahme auch seine Forderung zurückzunehmen. Umsonst. Und dabei war Droyßig überzeugt, daß Wolfgang recht mäßig Pistolen schoß. Eine Zeitlang hatte man das als Sport getrieben bei der Verbindung, der Wolfgang und Droyßig in München angehörten. Während seiner Dienstzeit sollte Wolfgang sich als leidlicher Schütze bewährt haben. Aber das war so lange her. Man kam doch auch aus der Übung.

Die Beleidigung war schwer gewesen, gewiß. Aber in einer Familie stritt man sich wohl 'mal. Droyßig entsann sich, daß er ein halbes Jahr lang mit dem Mann seiner Schwester Minna nicht Gruß noch Wort gewechselt. Aber endlich hatten Mutter und Schwester sich mit Bitten, Erklärungen und Thränen ins Mittel gelegt, und gerade bei der Versöhnung hatte er dann seinen Schwager ins Herz geschlossen. Wolfgang und Neurieth mußten schon irgendwelche mysteriöse Gründe haben, den Fall nicht als „Familienstreitigkeit" aufzufassen.

Leutnant von Meyerlink, der andre Sekundant, ärgerte sich, daß ihm nicht die Leitung des Duells zugefallen war, sondern daß man den ältesten im Rang, Hauptmann Böhlan, Neurieths Sekundanten, dazu hatte wählen müssen, dem Gebrauche folgend, obschon Böhlan mehr vom Skatspielen als von Ehrenfragen verstehen sollte und bei seinen jüngern Kameraden keineswegs als Musterbild von Schneidigkeit galt. Das hatte man gestern bei den Verhandlungen wieder so recht bemerkt.

Im übrigen regte Meyerlink sich nicht so sehr auf. Ihm schwante so etwas davon, daß Eleonore von Hammer und Neurieth sich einst nicht ganz gleichgültig gewesen seien. Wer wußte, was da an den Tag gekommen sein mochte! Es gab doch eben manche Dinge, die sich nur ertragen und vergessen ließen, wenn ein bißchen Pulverdampf darüber hingezogen war. Und er, Meyerlink, war selber eine eifersüchtige Natur, er konnte sich ganz gut vorstellen, daß Wolfgang Werlhof den Mann nicht mit Vergnügen sah, der der kleinen Eleonore so den ersten Duft abgeküßt hatte.

Sein rotes Gesicht mit dem weißblonden, lang flatternden Schnurrbart trug denn auch einen ziemlich gleichgültigen Ausdruck. Er sah sich mit hellen Augen die reizvoll milde Landschaft an und dachte: „Sie schießen doch man bloß 'n Loch in die Luft."

Es war eine Formalität. Nichts weiter. Welche gute, nützliche Einrichtung, daß es so 'was gab.

Inmitten des Platzes, der sich in die Kiefernschonung hinein rundete und sich zum Wasser gewandt hinaus

bogte, war eine große, muldenartige Vertiefung. Da mochte man einst Sand geholt und dann die flache, breite Grube sich selbst überlassen haben. Nun war sie mit dürftiger Rasennarbe überwachsen und glich einer Arena, mit dem runden Wall der Bodenerhöhung rund umher.

Wolfgang und seine Begleiter traten die zwei Schritte hinab und standen wartend.

Die herbe, junge Luft des Morgens that seiner heißen Stirn wohl. Bei jedem tiefen Atemzug war es ihm, als reinige sich sein Inneres.

Ihm war sehr schlimm zu Mut. Er fühlte den Jammer der Reue schon vor der That und sah sich doch vorwärts getrieben.

Gestern abend hatte er sich gebärdet wie ein Blinder und Tauber. Kein Wort der Vernunft, kein Lichtstrahl der Logik erreichte ihn. „Es kann nicht bleiben, wie es ist," dachte er mit starrer Festigkeit, „dieser Mann darf nicht zu unserm Familienkreis gehören, er darf meine Schwester nicht betrügen und sich beim Anblick meiner Braut nicht erinnern, daß er sie einstmals geküßt."

Alles, was die Sekundanten ihm pflichtschuldigst vorstellten, ließ er mit Ungeduld über sich ergehen.

Einen geradezu freudigen, gesättigten Augenblick genoß er, als man ihm sagte, daß alles geregelt sei, als man ihm das Protokoll über die Vereinbarungen vorlas. Neurieth als der Beleidigte hatte die Wahl der Waffen gehabt: Pistolen. Gut, sehr gut. Zwanzig Schritt Distance. Auch gut. Zweimaliger Kugelwechsel. O

nein — bis zur Kampfunfähigkeit hätte man schießen sollen — — —

Es kam ihm vor, als sei nun schon alles geschehen, die Lage wieder klar.

Dann in der Nacht, als er allein war und vor der Frage stand, ob er irgendwelche Verfügungen treffen solle, so für alle Fälle, dann ging es durch sein Gemüt wie ein langsames Erwachen.

Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß es keineswegs ausgemacht sei, wer als Sieger auf dem Platze bleibe.

Noch war der Haß und der Trotz sehr stark.

„Und wenn ich dann falle," dachte er, „es ist doch erreicht: Neurieth wird meine Schwester nicht heiraten können und niemals mehr wagen, meiner Braut vor die Augen zu kommen."

Er empfand eine ganz knabenhafte Freude bei dieser Vorstellung. Aber sein gesunder Verstand sah nicht dauernd zu, wie sein unfruchtbarer Haß jubelte und triumphierte.

„Wenn ich falle, wie elend mache ich Lydia und wie elend Eleonore, der einen raube ich den Gatten und Bruder, der andern den Gatten und die ganze Zukunft."

Er sah ganz genau voraus, wie es kommen mußte: wenn er Neurieth erschoß, verlor er auf ewig seine Schwester. Denn wenn Lydia Jobst liebte, wie es schien, verzieh sie niemals, und wenn sie nicht liebte und nur aus Verstandesgründen diesen Mann gewählt

hatte, verzieh sie auch niemals. Sie war nicht der Mensch, Eingriffe in ihre Lebensgestaltung zu ertragen. Und konnten Wolfgang und Eleonore noch glücklich werden, nach solchen Ereignissen?

Wenn aber er auf der Wahlstatt bliebe? Das, was dann alles geschah, brauchte er sich nicht auszumalen. Er sah sie schon vor sich, die einsamen, doppelt beraubten weinenden Frauen.

Mit unsicherer Hand verfaßte er ein Dokument, das als rechtsgültig anzuerkennen er in einem besondern Schreiben dann noch seine Mutter und Geschwister bat. Er vermachte Eleonore die Hälfte seines Erbteils. So trat doch wenigstens die Not nicht an sie heran, wenn ihr Vater einmal starb.

Das waren keine Beschäftigungen, die ihn freier stimmten.

Während dieser ganzen langen Nacht konnte er gar nicht begreifen, daß die verständigen Vorstellungen seines Freundes Droyßig keinen Erfolg bei ihm gehabt hatten.

Jetzt war ihm die Binde des roten Zornes von den Augen genommen. Die Thatsachen standen wieder in klaren Umrissen vor seinem Blick.

Er wußte, was er hätte thun müssen. Im ernsten, offenen Gespräch, Mann gegen Mann, hätte er Jobst von Reurieth darlegen sollen, daß es für sie alle besser sei, sie begegneten sich nicht allzuoft. Reurieth konnte sich versetzen lassen; er selbst mußte den Plan ausführen und sich an einer süddeutschen Universität habilitieren. So gingen ihre Wege weit, weit auseinander. Nur

bei großen Familienfesten vielleicht traf man sich noch. Schließlich ließ sich selbst das vermeiden.

Und niemand hatte ein Arg daraus, es gab keine Katastrophe, und von fern her konnten Bruder und Schwester herzlich ihre Geschwisterliebe aufrecht halten.

Es war ein elendes Gefühl, so am Treppenwitz der Einsicht zu leiden, so deutlich zu begreifen, daß er in blindem Zorn böse Geister wachgerufen habe.

Nun stand er hier in der fröhlichen Morgenfrische, um sich die friedlich lächelnde Welt und sagte sich, daß er nicht zurück könne. Jetzt noch die entschuldigende Erklärung geben, die auszusprechen er gestern abend schroff abgelehnt hatte? Sah das nicht aus, als sei ihm angesichts der Schußwaffen der körperliche Mut abhanden gekommen? Als sei er bloß ein Zorniger und ein Held mit Worten? Und wenn nun Reurieth diese Entschuldigung vor Thorschluß zurückwies? Wolfgang wußte nicht, ob die Duellregeln ihm solche Haltung gestatteten. Aber welche Möglichkeit!

Heiß und rot stieg es Wolfgang bis in die Augen. Seine stolze Jugend war noch unreif in falscher Scham befangen. Nein, für einen Feigling wollte er nicht gelten!

Der Mut der Selbstüberwindung, der Mut, begangene Irrtümer frei zu gestehen, war seinem raschen Blut eben noch kein Mut.

Er richtete das Haupt empor und sah in unbestimmte Fernen. Das war die Bewegung Lydias, ihr so ausgesprochen zu eigen, daß der Mann, der eben auf dem

Erdwall erschien und ihn so stehen sah, erschrak ob der Ähnlichkeit mit der Geliebten. Zum erstenmal bemerkte er diese Ähnlichkeit, und sie trat mit so beredter Deutlichkeit hervor.

Man begrüßte sich schweigend. Reurieth blieb, wie Wolfgang, einsam stehen.

Der Hauptmann Böhlan, ein blonder Hüne mit den Allüren mehr eines Turnlehrers als eines preußischen Offiziers, trug den Pistolenkasten; der dunkeläugige Leutnant von Preller, von dem seine Kameraden sagten, er habe 'was vom Tenor, blickte mit seelenvollem Augenaufschlag kurz zu Wolfgang hinüber, für dessen Schwester Malve er eine stille Liebe hegte. Der dicke, kleine Stabsarzt Filbers trug einen Verbandkasten, von erheblich bescheidenerem Umfang, als derjenige des Doktor Werner.

Die Vorbereitungen begannen. Sie waren Wolfgang fürchterlich. Ihm kam auf einmal vor, als sei das Duell ein beinahe öffentlicher Vorgang. Gestern morgen entlud die Feindschaft zwischen ihm und Reurieth sich in dem Blitzschlag, für den die Atmosphäre lange reif gewesen.

Was nur sie beide anging, war hinausgezerrt. Diese anwesenden sechs Männer wirkten auf Wolfgang wie eine Volksversammlung. Und wenn das Duell zu Ende war, setzte man noch einen Bericht an den Ehrenrat auf — — freilich alle diese Männer waren zum Schweigen verpflichtet. Ihre Ehre schloß ihre Lippen. Aber das minderte die Zahl der von selbst notwendigen

Mitwissenden nicht. Sein Zorn schien ihm entweiht, sein Haß entwertet. Auch der Haß hat, wie die Liebe, Keuschheiten. Der Mitwissende urteilt, und sein Urteil ist doch schief, weil er die geheimsten Untergründe nicht kennt.

Reurieth stand mit unbeweglichem Gesicht.

Mit seiner ganzen Willensenergie hielt er sich in einem gesammelten, ruhigen Zustand.

Er dachte nicht viel nach und zermarterte sich nicht mit grüblerischen Zweifeln. Was an ihn herangetreten war, nahm er nun, da es unabänderlich geworden, als Mann und Soldat.

Wenn morgen ein Krieg ausbrach, hieß es auch ohne Wimpernzucken die Geliebte verlassen und vielleicht vom Leben scheiden. Die Chancen waren da nicht besser und nicht schlechter als hier.

Seine Erziehung und sein Berufsleben hatten ihn gelehrt, unabweislichen Gefahren kaltblütig die Stirn zu bieten. Mut war für ihn gleichbedeutend mit Ehre.

Er hatte sich auch nicht mit besondern Vorbereitungen die Seele unruhig gemacht.

Einen einzigen kurzen Brief hatte er geschrieben. Er war an Lydia und glich einem Schrei heißer Liebe. Weiter nichts. Den Brief trug er auf der Brust. Ihm war, als würde der Inhalt noch beredter, wenn vielleicht ihre tastenden Hände das Blatt auf seinem toten Körper fänden. —

Als er nun hierher gekommen war und einer dunklen Silhouette gleich vor dem lichten Himmel den Mann

stehen sah und dieser Mann auf einmal ihr so merkwürdig glich — ihr! — da bebte doch etwas durch all seine Nerven. —

Er mußte den Blick abwenden.

Er hörte wie von fern nur, daß Böhlan mit seiner fettigen, unklaren Stimme, die immer den Wunsch erweckte, der Sprecher möge sich einmal räuspern, das Protokoll über die Vereinbarungen vorlas und dann die Frage an ihn und Wolfgang richtete, ob sie sich auf Ehre verpflichteten, diese Bestimmungen innezuhalten? „Ja," sprach er laut und hörte das etwas heisere Ja Wolfgangs.

Meyerlink und Preller maßen den Abstand, und man loste um die Standplätze.

Dann wurden die Pistolen geladen unter scharfer Bewachung. Es war gerade, als ob Droyßig, Meyerlink und Preller noch nie gesehen hatten, wie man eine Pistole lud.

Nahmen diese Vorbereitungen denn nie ein Ende! Wolfgang waren sie wie Henkersfrist.

Ganz nahe, im schrägen Flug, segelte eine Kette wilder Enten vorbei. Die schwerfälligen Tiere senkten sich auf den Wasserspiegel, und nach einem kurzen Plätschern und Spritzen schwammen sie in wackelnder Bewegung davon.

„Bitte meine Herren — Röcke und Westen aus," sagte Böhlan. Hastig folgte Wolfgang dem Befehl. Er war schon fertig, als Jobst von Reurieth noch seinen Rock aufknöpfte.

Dann nahm Preller ihn am Arm und führte ihn auf seinen Standpunkt. Droyßig that dasselbe mit Reurieth.

Als Hintergrund hatte Wolfgang die Fernsicht in ihrem silbrigen Sonnendunst. Das Dorf freilich war verschwunden, da man nun tiefer stand, aber der rote Kirchturm mit seinem blinkenden Hahn oben darauf war sichtbar und tiefer neben ihm die Spitze einer Pappel. Dann die sanfte, blaugrüne Wellenlinie eines fernen bewaldeten Hügelgeländes.

Und Reurieth sah immer auf die Pappelspitze wie auf ein Ziel, als könne er sie treffen, obschon sie jenseits der Bucht und seiner Kugel unerreichbar war.

In die dunklen, großen Augen des Mannes konnte er nicht sehen — das waren die Augen seiner Liebe —

Als Hintergrund hatte Reurieth die Wand der Kiefernschonung, die so merkwürdig wagerecht in zwei Farbenstreifen geteilt schien; unten graubraun von kahlem, verstaubtem Geäst, oben fahlgrün und metallisch flimmernd von dem glatten, blanken Nadelschmuck der Wipfel. Und darüber ein blasser, klarer, hoher Himmel. Und Wolfgang sah immer auf die Kuppellinie des Wipfels einer Kiefer, die ein wenig höher gewachsen war als ihre Genossen, wie auf ein Ziel —

Dem Manne ins Gesicht sehen konnte er nicht. Dann gärte der Haß auf — —

„Spannen," rief Böhlan.

Mit Entsetzen fühlte Wolfgang, daß seine Hand zitterte.

„Schießen."

Neurieth hatte mit fester Hand gezielt. Die Kugel flog schnurgerade auf jene ferne, unerreichbare Pappelspitze zu. Und ob sie gleich, unterwegs ermattend, ins Wasser fiel, sie war kaum drei Zoll weit an Wolfgangs Ohr vorbei gesaust. Er hatte einen summenden, zischenden Laut gehört, und wie er ihm nachlauschen wollte, war er verklungen.

Nun war die Reihe an ihm. Er starrte auf jenen Kiefernwipfel, der sich im Halbbogen aus der Linie hob und so fein, mit durchsichtigem Rand vor dem blassen Himmel stand.

Aber der Wipfel war so weit weg von Neurieths Haupt. Er wußte, seine Absicht in die Luft zu schießen, mußte tief verfehlt bleiben. Dabei fühlte er sich wie gejagt — eine Minute Zeit blieb ihm nur, den Schuß zu erwidern.

Da — jener weit vorspringende, sperrige Ast mit den spärlichen Tuffs graugrüner Kiefernadeln — er stand fast in gleicher Linie mit Neurieths Haupt —

Ein dumpfer Knall —

Es schien, als mache Neurieth eine Bewegung, wie jemand, der einen leichten Stoß bekommen hat und ein wenig zurückprallt. Aber schon stand er wieder hoch aufgerichtet und sicher wie zuvor.

Und nach der Pause von wenig Herzschlägen pfiff zum zweitenmal eine Kugel, wie ein dünner, heißer Strich, seltsam schaurig zu fühlen, dicht an Wolfgangs Ohr vorbei.

Sein Leben hätte er hingeben mögen, um nicht seinen zweiten Schuß zu thun.

Er zielte auf jenen Zweig — und wie er zielte — sah er einen dunklen Fleck auf dem weißen Hemdentuch erscheinen, das Neurieths linken Oberarm bedeckte.

Tödlicher Schreck rann durch seine Adern, und zugleich trieb ihn die Macht des Augenblicks den zweiten und letzten Schuß zu thun — mit bebender Hand, mit stierem Blick.

Neurieth zuckte zusammen. Und doch stand er.

Die Sekundanten und die Ärzte stürzten auf ihn zu.

„Sie sind verwundet!"

„Zweimal! O mein Gott!"

„Der Oberarm links . . ."

„Das Ohrläppchen rechts . . ."

„Nicht der Rede wert," sagte Neurieth.

Und sein Hemd färbte sich mehr und mehr. Droysig lief auf Wolfgang zu, der auf seinem Standplatz verharrte, wie ein Versteinerter.

„Neurieth ist verwundet. Du hast ihn zweimal getroffen. Nun bist du ja wohl zufrieden," rief er erregt.

Böhlan kam heran.

„Der Augenblick, sich mit Ihrem Gegner zu versöhnen ist da," sagte er beinahe feierlich.

„Du mußt zu ihm gehen," raunte Droysig. Meyerlink kam auch noch.

„Wollen Sie nicht einen Versöhnungshändedruck mit Ihrem Schwager wechseln?"

Daß er dies verwandtschaftliche Wort brauchte, traf Wolfgang.

„Mein Gott,“ dachte er, „nun ist ja alles gerade so wie vorher — —“

Der Gedanke war von schneidendem Hohn für ihn. „Spielen wir Komödie,“ dachte er bitter, „nur munter! Für die andern! Die wollen nun eine schöne Scene betrachten.“

Er ging mit hastigen Schritten auf die Gruppe zu, deren Mittelpunkt Jobst war.

Voll Selbstverspottung und in ungebrochenem Haß gegen den andern war er bereit, ihm mit Pathos und mit einigen schönen Worten die Hand zu schütteln.

Bei seiner Annäherung traten die Männer und selbst die Ärzte zurück.

Wolfgang erschrak. Sein Atem stockte. Sein Auge ward groß und starr.

Er sah Blut. Der ganze rechte Ärmel des weißen Hemdes war von so fürchterlichen, bizarren, hellen roten Streifen und Flecken durchsetzt, die von einer Quelle ausgingen.

Aber Reurieth stand ruhig, mit einem Lächeln auf den Lippen, das wie Wehmut aussah, oder wie Verzeihung, und das sein Gesicht wunderbar weich machte.

Er streckte Wolfgang die Rechte entgegen. An zwei Fingern der hängenden Linken rann schon das rote Naß hernieder. Wolfgang sah es und sah auch, daß das rechte Ohrläppchen Reurieths ein verstümmelter Fetzen war, aus dem Blut am Halse niedersickerte.

Halb bewußtlos nahm er die Hand, die der andre ihm entgegen hielt.

Reurieth antwortete den entsetzten Blicken, als seien sie Fragen.

„Es sind nur Fleischwunden, ich fühle es genau.“

Nur? Nur vielleicht eine Muskel zerschossen, eine Ader zerrissen.

Aber das Blut, das man selbst vergossen hat, kann man niemals ruhig fließen sehen.

„Ich habe gehandelt wie ein Verblendeter,“ murmelte Wolfgang, „und es war auch nicht meine Absicht, Sie zu verwunden. Als ich hierher kam, erkannte ich schon, daß es wohl andre Wege gegeben hätte . . .“

Reurieth fühlte, wie ihm die Stirn feucht ward. Auch hob ein sonderbar hohes Singen und Klingen in seinem Ohr an.

„Mein Gott — Sie werden bleich . . .“ rief Wolfgang.

„Das bißchen Blutverlust . . .“

Reurieth machte eine Bewegung nach dem kleinen Erdwall hin, und mit sorglicher Hand half Wolfgang ihm niedersitzen.

„Herr Doktor . . .“ rief er.

Reurieth winkte.

„Noch eine Minute,“ stieß er heraus. „Ich muß Ihnen etwas sagen.“

Er reichte Wolfgang wieder die Hand. Sich herabneigend hörte dieser.

„Sie haben recht gehabt und auch unrecht. Ich kam aus Berechnung. Und ich blieb aus Ehrgefühl. Aber jetzt liebe ich Lydia — liebe sie — liebe sie . . .“

Er schloß die Augen.

„Verzeihen Sie mir,“ bat Wolfgang erschüttert.

„Aber Sie haben richtig gefühlt . . . ein Haus — eine Familie — das ist zu nah für uns, man kann seiner Erinnerung nicht entlaufen. Auch nicht seiner Eifersucht. Von Lydia lassen kann ich nicht. Außer sie jagt mich selbst davon, und das — und das . . . dann trifft mich die eigne Kugel wohl besser als heute Ihre . . .“

„Ich bitte Sie,“ flehte Wolfgang, „das wird sich alles finden. Beruhigen Sie sich. Weber — Herr Doktor . . .“

Und während Weber und Filbers heran kamen, flüsterte Jobst noch: „Ich geh' fort aus meinem Regiment, laß mich versetzen — o, sie sagte es damals gleich . . .“

Filbers schnitt das Hemd auf. Vor dem Anblick, den das leise fließende Blut auf dem nackten weißen Männerarm bot, schauderte Wolfgang.

„Nu — nu, es ist wohl nicht so schlimm,“ murmelte Filbers.

Es war für Wolfgang ein entsetzlicher Anblick, als der eine Arzt sich mit der Reinigung und Untersuchung der Armwunde, der andre sich mit dem Verbinden der Ohrwunde zu schaffen machte.

Er kam sich vor wie ein Mörder.

Filbers bewegte den verwundeten Arm und fragte und drückte und äußerte die Ansicht, daß die Kugel ganz hübsch in dem Deltamuskel säße, sprach von Röntgenstrahlen und davon, daß man das Geschoß leicht und einfach herausschneiden könne.

Jobst ging es unterdessen wie sehr oft robusten Männern bei Blutverlusten: er ward bleich bis in die Lippen und war ganz offenbar an den Grenzen einer Ohnmacht.

Man flößte ihm Wein ein. Er erholte sich, lächelte über seine Schwäche und sagte, daß die ganze Geschichte in drei Tagen vergessen sein werde, falls Filbers ihn nicht mit zuviel Bandagen und Pflastern behellige.

Da kam dann langsam eine fast fröhliche Lebhaftigkeit über die Zeugen. Ein peinlicher Handel war anständig ausgetragen. Blut war zwar geflossen, aber eine Lebensgefahr schien auch nicht von fern für den Verwundeten vorhanden. Das Gewissen fühlte sich auf einmal erleichtert, ein unangenehmer Spannungsdruck war gewichen.

Sie besprachen die Heimfahrt. Wolfgang und seine Begleiter, die zuerst gekommen waren, hatten ihren Wagen einfach jenseits der Kiefern auf der Landstraße warten lassen. Neurieth und seine Zeugen hatten es für gefährlich befunden, auch ihren dort halten zu lassen. Der etwa vorbeikommende Landjäger konnte das wunderlich finden und nachforschen. So war ihr Wagen ins Fischerdorf weitergefahren.

Nun sollte Neurieth mit Filbers und Weber in Wolfgangs Wagen zur Stadt zurückfahren. Böhlan mußte aus dienstlichen Gründen eilen, heim zu kommen.

Wolfgang bat seine Freunde, ihn allein zu lassen. Er gestand, daß er der Einsamkeit bedürfe und schon von jeher die Gewohnheit gehabt habe, in der Natur umher zu laufen, wenn er erregt gewesen.

Sie mußten ihm wohl seinen Willen lassen.

Die Sekundanten besprachen noch, daß man sich nachher gleich in Böhlans Wohnung zusammenfinden wolle, um den Bericht an den Ehrenrat aufzusetzen.

Dann ging man am Uferhang entlang, den man vor kaum einer Stunde daher gekommen war.

Neurieth schritt langsam voran. Man hatte ihm den grauen Paletot lose um die Schultern gelegt, gegen das rechte Ohr hielt er sein Taschentuch. Der Kutscher konnte bei seinem Anblick kaum Verdacht fassen.

Erst als der Wagen davon rollte, traten Wolfgang und seine Freunde, an der Grenze der Kiefernschonung in einer feuchten Ackerfurche entlang stapfend, auf die Straße.

Wolfgang dankte für den geleisteten Dienst.

Etwas ernüchtert und beinahe mißmutig trennte man sich. Meyerlink dachte, der kleine Aderlaß, den Jobst empfangen, dürfe doch Wolfgang nicht so tragisch stimmen; man hätte gleich ein Champagnerfrühstück verabreden sollen. Er fühlte sich etwas martialisch der reichlich bürgerlichen Empfindsamkeit Wolfgangs überlegen.

Und dann war Wolfgang endlich allein. Drüben führte in leiser Senkung ein ausgefahrener Weg, in dessen Furchen Gras wucherte, in den Buchenwald. Den Weg verfolgte Wolfgang.

So strich er denn einsam durch den jungen, sonnendurchleuchteten Wald. Zarte Blättchen schwebten wie grüne Schmetterlinge auf den Reisern des Unterholzes. In der Nähe anzusehen wie spärliche Vorboten des Frühlings, in der Tiefe aber durchwirkten sie den Wald schon reich mit grünen Farben. Um den Fuß der grauen Buchenstämme wucherten die kleinen, spitzblätterig geschmückten Kerzenstiele des Waldmeisters. Sonst bedeckte farbensattes, rostbraunes Laub vom Vorjahre den Waldboden.

Der blaue Himmel sah herein und gab all den zahllosen, rauhen, bräunlichen Blattknospen Licht, daß sie sich erschlossen, wie aufklaffende Hülsen.

Es war ein gutes Wandern, und huschendes Vögelvolk zwitscherte dazu feine, leise Töne.

Wolfgang that das so wohl. Er war ein noch zitternder Mann, einer, dem erst nach und nach ganz klar ward, in welchen Gefahren er gewesen.

Wenn er sich vorstellte, daß seine Kugeln nur ein paar Centimeter weiter rechts oder links sich verirrt haben könnten? Wenn Jobst den Schuß in die Brust oder in die Schläfe bekommen hätte? Ihm bebten die Kniee.

Jetzt schon war die Lage bis zur Unerträglichkeit verschärft.

Wolfgang hatte im Untergrunde seines Herzens eine Art naiven Glauben gehabt, daß, wenn nur irgend etwas geschähe, der dumpfe Druck der ganzen Situation sich lichten und heben würde. Es war ihm wie so vielen Menschen gegangen, die das wartende Ertragen nicht aushalten und meinen, handeln sei immer besser, als still zusehen, was wird.

Jedermann weiß, daß jemand, der ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, keine Bewegung machen darf. Und doch schlägt fast jedermann in solcher Lage mit den Händen um sich.

Wie solch einer kam Wolfgang sich vor. Anstatt sich still von den Ereignissen tragen zu lassen, hatte er, sie aufwühlend, hineingeschlagen.

Was nun?

Er wußte jetzt, daß Jobst von Reurieth seine Schwester Lydia wahrhaft liebe.

Bei seiner Abneigung gegen Jobst konnte er sich nun nicht mehr hinter dem Vorwand verstecken, seine Schwester vor Betrug schützen zu wollen. Er mußte sich vielmehr ganz unerbittlich sagen, daß er unter nachträglicher Eifersucht litt. Daß er es nicht ertragen konnte, den Mann in der Familie zu sehen, der Eleonorens erste Liebe gewesen war.

Das war kein angenehmes Eingeständnis an sich selbst.

Und weiter mußte er sich sagen, daß er Lydia völlig verloren habe.

Wie sie nun einmal geartet war, von starrem Stolz und eisernem Willen, würde sie ihm nie, nie verzeihen, daß er ihr beinahe den Verlobten erschossen hatte.

Ein Höherer hatte ihn gnädig bewahrt, kein Mörder zu werden.

Er selbst hatte hieran kein Verdienst. Das gestand er sich demütig.

Lydia war nicht weichmütig und rührsam. Nicht mit großen Worten und in leidenschaftlichen Scenen würde sie ihm Vorwürfe machen. Sondern still und schweigsam, in eisiger Kälte sich von ihm entfernen.

Die Augen wurden ihm naß. Sein ganzes Herz schwoll in Liebe und Sehnsucht. „Einzige, teure Lydia. Auserlesenes Geschöpf!“ dachte er inbrünstig. „Wie soll ich meine Zukunft denken ohne deine Teilnahme!“

Und wie viel klüger war ihre Haltung gewesen als die seine! Wie überlegen ihre Einsicht der seinen!

Damals als sie sich kühl weigerte, Eleonore liebevoll ans Schwesterherz zu ziehen, mußte sie schon gewußt oder geahnt haben . . .

Wie stumm und vornehm hatte sie doch ihre Eifersucht getragen. Und wahrscheinlich dadurch hatte sie sich Jobsts ganzes Herz erobert.

Wolfgang dachte an das Vermächtnis seines Vaters.

Der hatte leicht befehlen können: liebet euch untereinander.

Er war ein einziges Kind gewesen, und oft erzählte er seinen Kindern, wie er es sich als höchstes Erden-

glück ausgemalt habe, einen Bruder oder eine Schwester zu besitzen.

Gewiß, das Glück der Kindheit war reich und groß gewesen, weil sie es zu viert genossen.

Anders aber als unter Kindern ist das geschwisterliche Verhältnis unter Erwachsenen. Da braucht jeder für seine Interessen, für seine Leidenschaften zu viel Platz, als daß er nicht mit dem Bruder, der Schwester ins Gedränge kommen sollte.

Irgend eine neue Formel mußte sich doch finden lassen, die alte Liebe unter den veränderten Bedingungen lebendig zu erhalten.

Vielleicht machten überall Geschwister solche Krisen durch.

Man mußte vielleicht nur lernen, den Bruder oder die Schwester als Persönlichkeit mit eigner Verantwortung anzusehen, als eine Existenz, von der eignen äußerlich völlig abgetrennt.

Aber wenn die mitthätige Teilnahme an den äußern Ereignissen des Lebens der andern aufhören sollte, hörte dann nicht auch von selbst ein wenig die Liebe auf? Schlief sie nicht sachte ein?

Er wollte es nicht glauben und nicht fassen.

Neuntes Kapitel.

Als Wolfgang endlich in seiner Wohnung anlangte, war es fast zehn Uhr, und er fühlte sich von dem stundenlangen Umherlaufen und der seelischen Erregung todmüde.

Aber seine Wirtin, Frau Mengers, die Kapitänswitwe, bei der er zwei Zimmer inne hatte, kam gleich mit Bestellungen.

Erstens war Fräulein Lydia Werlhof schon um halb neun dagewesen, um im Vorbeigehen zu sagen, daß die Frau Mama eine sehr gute Nacht gehabt habe und heute nachmittag sicher etwas aufstehen dürfe.

Lydia? Morgens um halb neun? Das war so ganz und gar nicht nach ihren Gewohnheiten, daß Wolfgang sogleich begriff: sie war hier gewesen, um zu kontrollieren . . .

Früher sagten die Geschwister oft: „Lydia hört das Gras wachsen.“ Wahrscheinlich hatte ihr scharf kombinierender Geist aus irgend welchen Anzeichen den Verdacht geschöpft, daß zwischen ihm und Reurieth etwas vorgehe. Daß sie die „zufällige Verletzung“, die Jobst sich beim Reinigen seiner Pistolen zugezogen haben sollte,

nicht glauben werde, stand schon so wie so für Wolfgang fest.

Er seufzte schwer.

„Ich sagte, daß Herr Doktor einen Ausflug unternommen haben, und daß ich leider nicht wisse, wohin.“

Es war immer Frau Mengers Kummer, wenn sie nicht genau wußte, was ihre Mieter thaten und ließen.

„Sonst noch was?“ fragte er.

„Diese Depesche.“

Wolfgang nahm sie und riß sie auf. „Ich komme halb zwölf, bringe ungünstige Nachrichten. Komme gegen zwölf Kontor. Walcker.“

„Ist Antwort nötig? Soll ich zur Post schicken?“ fragte Frau Mengers.

Wolfgang verneinte: es sei keine Antwort erforderlich.

„Er hat etwas Unangenehmes,“ dachte die Wirtin hinausgehend, „ja, ja, seit er diese verrückte Verlobung sich eingebrockt hat, ist er verändert.“

Sie war immer ärgerlich, wenn ein Zimmerherr sich verlobte, denn dann verlor sie ihn bald. Und wie Doktor Werlhof die arme Majoratstochter hatte wählen können, war ihr rätselhaft. Die hatte es natürlich schlau angefangen; die Stillen, Sanften, die haben es in sich.

Wolfgang saß vor der Depesche und fühlte sich unglücklich, gehetzt, vom Schicksal verfolgt.

Diese Geschichte von Malve war seit bald vierundzwanzig Stunden so gut wie vergessen gewesen. Nahmen

die leidenschaftlichen Erregungen in der Familie denn nie ein Ende?

Und sollte nun wieder ein Tag angehen, bei dem er auch die zweite Schwester verlor?

Ihn verlangte nach Trost und Vergessen. Er ging zu seiner Braut.

Im bescheidenen Morgenröckchen fand er sie, wie sie den Staub abwischte und die Blumen begoß und im Morgensonnenschein, der das Zimmer mit seiner etwas schäbigen Zierlichkeit und Eleganz allzu unbarmherzig erleuchtete, hin und her wirtschaftete.

Dies Idyll griff ihm ans Herz. Es war so ein vollkommener Gegensatz zu dem andern Bild, wo sich in freier, weiter Natur Männer mit Mordwaffen gegenüberstanden.

Aber sonderliche Gemütsberuhigung fand er doch nicht. Denn in Mitleidsthränen erzählte Eleonore ihm, wie sehr Malve doch den Doktor Maurach liebe und daß sie gesagt habe, eher sterben als von ihm lassen zu wollen.

„Daran erkenn' ich meine Schwester. Sie wird lieber Hungers sterben, als von ihrer Liebe lassen,“ sagte er, und ein wehmütiger Stolz erfüllte ihn.

Ja, sie waren g a n z e Menschen, in Liebe und Haß, in Fehlern und Tugenden. Sie konnten zerbrechen, aber nicht sich biegen.

Wenige Minuten vor zwölf Uhr langte er in seinem Elternhaus an und trat in Henris Privatkontor, ihm die Depesche zeigend. Henri war sehr niedergeschlagen.

„Das giebt einen Krach ohnegleichen. Du sollst sehen, Malve nimmt keine Vernunft an. Aber unsre Pflicht wollen wir doch thun und ihr gut zureden. Weißt du, Wolfgang, wenn es sich um Geldsachen handelt, will ich so viel Reden halten, als ihr wollt. Aber so Gemütsfragen, das ist nicht mein Fall. Da hast du ein besseres Plaidoyer. Also nimm du das Wort."

Es klopfte. Walcker kam herein. Sein Seehundsschnauzbart schien noch melancholischer nieder zu hängen als sonst. Seine runden Augen hatten einen betrübten Ausdruck.

Henri und Wolfgang schüttelten ihm die Hand.

„Na, wie war's denn in Hamburg?"

„Kinder," sagte Walcker, „ich hab' bei Pfordte ein Schnepfensalmi gegessen . . . es war ein Gericht . . ."

„Und was haben Sie über Maurach herausgekriegt?" fragte Wolfgang.

„Schnepfensalmi!" wiederholte Henri interessiert.

„Und Hummer au gratin," ergänzte Walcker.

Haben Sie Maurachs Antecedentien genau feststellen können?" fragte Wolfgang ungeduldig.

„Soll Malve alles genau von mir selbst erfahren?"

„Natürlich. Sie muß aus Ihrem Munde das Resultat hören, um nicht zu glauben, daß unser Vorurteil die Sache schwärzer färbt," sagte Henri.

„Na, zweimal mag ich nicht dasselbe vortragen," sprach Walcker, „laßt uns raufgehen. Lieber wär's mir,

das Kind kommt herunter. Mein Rheumatismus ist auch nicht besser geworden auf der Eisenbahn."

Es war den Brüdern recht. Henri ging in das Kontor der jungen Leute hinüber und sagte, daß man ihn nicht stören solle.

Wolfgang wollte die Schwester holen. Er dachte sie oben im mittlern Zimmer zu finden. Als er die Thür öffnete, erschrak er.

Lydia war im Zimmer. Sie war allein und ging hin und her und hatte das Haupt erhoben und sah in unbestimmte Fernen.

Nun blieb sie stehen und sah den Bruder an, durchdringend . . . ihm schlug das Herz bis in den Hals hinauf, und seine Stirn färbte sich rot.

Langsam kam sie auf ihn zu. Ihre Hand hielt ihm ein Briefblatt hin. „Das habe ich eben bekommen," sagte sie mit lauter, kalter Stimme, „lies."

Das Blatt zitterte in seiner Hand. Er las.

„Meine teure Lydia, heute morgen habe ich beim Reinigen meiner Pistolen ein kleines Malheur gehabt. Die Verwundung ist leicht, aber ich muß wohl ein paar Tage das Bett hüten oder wenigstens das Zimmer, meint Filbers. Und Du mußt Dich darein finden, einen Mann mit einem verstümmelten Ohr zu haben. Willst Du das?

Sei barmherzig und mach' mir die Tage, die ich Dich nicht sehe, nicht zur Schmerzensewigkeit: schreib' mir täglich ein Briefchen. Ich wage nicht zu bitten, besuche mich, was Du ja mit Deiner Mutter oder

Schwester gewiß könntest, denn es riecht bei mir alles nach Jodoform. Auch will ich nicht von Dir in unästhetischem Zustande gesehen werden. Du hast zum eitlen Narren gemacht, der vor dem Blick seiner Königin zittert, Deinen J. v. R."

Und immer fühlte Wolfgang den durchdringenden Blick seiner Schwester auf sich.

Natürlich glaubte sie nicht an diesen Unfall. Was hatte Jobst früh morgens mit seinen Pistolen zu thun? Das war ja auch durchsichtig.

Von der Verwundung am Oberarm schrieb er nicht. Das hätte ja auch geheißen, geradeaus eingestehen: ich habe mich duelliert. Aber die Verwundung am Ohr, die mußte zugegeben werden. Die sah Lydia in einigen Tagen und würde sie ihr ganzes Leben immer, immer sehen. Dieser Anblick mußte sie hindern zu vergessen ...

„Nun?" fragte Lydia.

„Das thut mir leid," stotterte er, „aber es scheint ..."

„Ist wirklich keine Gefahr?" fragte sie weiter.

„Wie soll ich ..." versuchte er ablehnend herauszubringen.

„Ist wirklich keine Gefahr, frage ich dich," wiederholte sie scharf.

Dies „Dich" — so hart und laut betont ...

Er begriff, daß alle Heuchelei unnütz sei. Und das gab ihm auf einmal vollen männlichen Halt wieder.

Er hob das Haupt und begegnete dem Blick der Schwester — ernst und traurig, aber doch frei.

„Nein! Ganz gewiß nicht!" sprach er.

„Am Ohr — am Ohr ..." murmelte sie.

Er sah: sie stellte sich vor, wie hart es ums Leben gegangen war. Dieselben Erwägungen, die ihn zittern ließen, schreckten nun auch sie.

Er wagte nicht zu sagen: Vergieb! Er schwieg.

Lydia besann sich einige Augenblicke, strich mit der Hand über ihre Stirn, atmete tief auf und sagte dann, an Wolfgang vorbeisehend: „Natürlich werd' ich Jobst nicht besuchen. Ich hasse antiseptische Gerüche. Ich denke, er wird aber einen Urlaub bekommen können, zur völligen Genesung, Filbers muß es eventuell ein bißchen schlimmer machen, als es ist. Jobst soll, sobald als er kann, nach Ponholz reisen. Ich folge ihm dahin. Wir können dort bis zu unsrer Hochzeit bleiben."

Der oberflächliche, eisige Ton zerriß ihm das Herz. Das hatte er geahnt! Nun entfernte sie sich völlig von den Ihrigen.

Und zugleich war ein Staunen in ihm. Sofort hatte sie einen ganzen Plan fertig im Kopf! Kein Ereignis fand sie fassungslos! Es war auch ersichtlich: sie wollte Jobst erst auf Ponholz wiedersehen, sich oder ihm Zeit lassend, innerlich mit sich fertig zu werden.

Wahrlich, neben dieser Frau hatte Jobst von Neurieth keine Zeit, an vergangene Jugendträume zurückzudenken.

Heiße Liebe und Bewunderung wallten in ihm auf.

„Lydia!" rief er. „Verstoße mich nicht ganz aus deinem Herzen."

Sie duldete seine Umarmung. Es schien ihm, als zucke es wehmütig schmerzlich um ihren Mund, aber vielleicht schien es eben nur . . .

Dann fragte er: „Wo ist Malve? Walcker ist unten. Die Nachrichten sind bös.“

„Geh' nur. Ich bringe sie gleich.“

Unten im kleinen Hinterzimmer, das an Henris Kontor stieß, warteten die drei Männer.

Es war ein etwas dämmriger Raum, denn die beiden großen Fenster hatten bunte Scheiben. In der Mitte des einen stand das Werlhoffsche Patrizierwappen. Das andre zeigte das Wappen der Stadt. Der blaß-grüne Grund der Scheiben war durch Verbleiungen in bizarr geformte kleine Felder geteilt, die ein Rand von gelben Butzenscheiben umrahmte.

Es galt den Kindern immer als Vorzug, wenn sie hier eintreten durften, um den Vater zu Tisch zu holen. Er zeigte ihnen dann wohl die Kupfer der alten Familienbibel, die von 1620 stammte und in welcher vorn der Stammbaum eingetragen war, oder er erzählte ihnen allerlei Anekdoten von den lebenden Originalen der zwanzig kleinen schwarzen Silhouetten, die ein-gerahmt, zu einer Gruppe geordnet, an einer Wand über einem niedern klotzigen Eichenschrank hingen.

In diesem ganzen Gemach gab es nur ein modernes Bild und einen einzigen modernen Schreibtischschmuck: das Porträt von Frau Elisabeth Werlhof als junge Frau und die Photographie der Kinder im Stehrahmen.

Frau Werlhof trug die große Krinoline der sechziger Jahre und ein hartfarbiges, hellblaues Kleid. Aber die lächerliche Mode konnte sie nicht entstellen, man sah, wie schön sie gewesen war.

Bald würde man dies Bild fortnehmen, um es oben irgendwo unterzubringen, und ein Bild von Lisbeth Werlhof kam an seine Stelle.

Die Photographie der Kinder war ein Gruppenbild, es zeigte Henri in seinem Konfirmationsrock, Wolfgang mit tiefen Denkermienen und einem Buch in der Hand mit genial übergeschlagenen Beinen, Lydia und Malve in kurzen Kleidern, stackig und mit blödem Ausdruck. Jetzt war das Bild komisch. Damals, als es gemacht wurde, fand man es vorzüglich.

Wenn tote Dinge Beredsamkeit haben können, — dann mußte dieser ganze Raum auf Malve wirken, wie eine heilige Tradition.

Sie kam herein, hastig, bleich, mit rotgeränderten Augen, ein Bild der höchsten Erregung. Lydia folgte ihr.

„Nun?“ fragte Malve und griff an Walckers Arm.

„Entschuldigt, Kinder, daß ich sitzen bleibe,“ sagte der, sich fester gegen die Rücklehne des steilen Paneel-sofas stemmend, „aber hinsetzen ist leichter als aufstehen — 'reinfallen leichter als sich 'rauskrabbeln, überhaupt alles down leichter als das up.“

„Sie haben gute Nachrichten, Onkel Walcker, ich seh es. Sie sind bei Humor,“ sprach Malve.

„Bei Humor bin ich immer,“ sagte er halb schmun-zelnd, halb kläglich, „es ist der Rest des Walckers von

einst — mmh — mh," machte er schmerzhaft und bewegte sein Bein, um es in eine bessere Lage zu bringen.

Wolfgang stand am Schreibtisch, fast auf seinem Rande sitzend.

Henri saß neben Walcker auf dem an der Wand stehenden Sofa, Wolfgang gerade gegenüber, Lydia setzte sich auf den Schreibtischstuhl, und Malve stand, beinahe wie die Hauptperson bei einer richterlichen Verhandlung, allein mitten im Zimmer.

Sie sah sich um, durchforschte die Gesichter, und fand ernste, sorgenvolle Mienen.

„Mein Gott," sagte sie gequält, „ihr seht mich nicht gut an — —"

„Mein liebes Kind," begann Walcker, seinen Stock fest in die Rechte nehmend und gelegentlich eine kleine rednerische Bewegung damit machend, „in der That, was ich mitbringe ist nicht sehr schön. Ich habe in Hamburg beim Vormundschaftsgericht unschwer erfahren, daß der Konsul Massing früher der Vormund des jungen Enno Maurach war. Nachdem ich bei Pfordte diniert hatte, fuhr ich hinaus. Massing wohnt in Pöseldorf. Er war nicht zu Hause. Irgendwo zum Dejeuner geladen. Aber da es halb acht war, mußte er ja jeden Augenblick kommen. Der Diener schien meine Absicht, warten zu wollen, sehr zu mißbilligen. Ich sah ihm nicht vertrauenerweckend genug aus. Ist 'ne Lehre für mich gewesen. Ich werde der Riekermann sagen, daß wir mehr an den Schneider wenden müssen. Endlich hieß er mich im Flur warten. Na, das konnte ich mir

gefallen lassen: feudaler Raum, präraphaelitisch dekoriert, Friese mit steilragenden Blumen, blasser Stoff als Wandbekleidung — bloß die Stühle, die waren mir zu dünnbeinig. Also ich saß und dachte, daß jeder bloß 'ne notable Persönlichkeit in seiner eignen Kulturzone ist."

Malve seufzte schwer.

„Ich komme schon zur Sache. Aber dies gehörte dazu. Wenn ich 'was erzähle, sollen meine Hörer auch sehen. Das ist mir wichtig. Ich saß so eine halbe Stunde oder mehr. Endlich fuhr ein Wagen an, und Konsul Massing erschien. Sehr alt geworden, der Mann, seit ich ihn 'mal bei meinem Kollegen Kleenfoht in Hamburg bei einem Diner traf. Hager, vorgebeugt, weiße Palmerstons, wie sie früher als feudal galten, dichtes weißes, glattgescheiteltes und von den Schläfen zurückgestrichenes Haar — und ein Gesicht! Scharf, scharf, besonders im Zuge von der Nase zu den Mundwinkeln."

„Ich kenn' ihn auch," sagte Henri, „sehr gemütvoll sieht er nicht aus."

„Hat auch schweres Leid erfahren," fuhr Walcker fort. „Sein einziges Kind begraben müssen . . . und wie!! Seine Frau war 'ne Base von Maurachs Vater gewesen. Daher die Vormundschaft. Massing nahm den Verwaisten ins Haus, seinem eignen, etwas jüngern und zarten Jungen zur Gesellschaft und um dem Vaterlosen den Vater zu ersetzen. Er zeigte sich bald als versteckter, trotziger, jähzorniger Junge, der Enno Maurach.

Besonders konnte er sich mit dem kleinen John Massing nicht vertragen. Es gab ewig Streit und Klagen. Man sprach schon davon, den jungen Maurach in eine Besserungsanstalt zu thun. Eines Tages fehlten aus dem Portemonnaie der Frau Konsul fünfzig Mark. Der Sachlage nach konnte nur Enno Maurach es genommen haben, denn nur er und John Massing waren im Zimmer der Konsulin gewesen.

„Der Junge wollte nicht gestehen. Furchtbare Scenen folgten. Man schloß den Widerspenstigen für zwei Tage ein, ihn auf karge Kost setzend. Unterdes setzte sich Massing mit der Vorsteherschaft der Besserungsanstalt in Verbindung. Dort werden verderbte Kinder aus allen Ständen zur Raison gebracht. Die Aufnahme Enno Maurachs für den ersten des folgenden Monats ward festgesetzt. Mit der Ankündigung dieser Thatsachen entließ man den Jungen aus seiner Haft, auch ohne daß er gestand. Totenbleich, mit schäumendem Munde hörte er, daß er in die Besserungsanstalt eintreten solle. Und selbigen Tages geschah noch etwas Furchtbares. Er beschuldigte John, die Mutter bestohlen zu haben, ein feiger, genußsüchtiger Lügner und Heuchler zu sein. Die Knaben gerieten in eine Prügelei. Sinnlos vor Wut, eine Bestie geworden, schlug Enno Maurach auf den Schwächlichen ein. Ein fürchterlicher Faustschlag traf den Ärmsten so unglücklich auf das Ohr, das innerliche Zerreißungen und ein Bluterguß nach innen erfolgten, an dessen Folgen John Massing nach zwei Tagen starb."

Ein stöhnender Laut kam aus Malves Mund. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen. Sie weinte und zitterte. Welche Kindheit! Wie bitter! Wie grausig und wie traurig!

Aber Walcker sprach weiter mit halblauter, gedämpfter Stimme, während die Geschwister in tiefem Mitleid auf die weinende Schwester sahen.

„Er war damals noch nicht ganz sechzehn Jahr. Nehmen wir selbst allerlei entlastende Umstände an: ein Herz, das sich aus Mangel an Liebe erbitterte, ein Stolz, der sich zum Trotz degenerierte, weil er unrecht getreten ward — denn ich glaube nicht, daß John Massing solch ein Engel war, als den ihn sein Vater vor mir heraufcitierte — aber selbst dann: welche Charakteranlagen offenbaren sich nicht! Nicht auf die Thaten selbst wollen wir sehen, liebe Malve, nicht auf die äußern Ereignisse — auf den Charakter, bloß auf den Charakter. Und als Vormund mit starkem Verantwortungsgefühl, besonders weil du das Kind meiner lieben Elisabeth bist, sag' ich dir: ich kann dir nicht die Einwilligung geben, zur Heirat mit einem Manne von solcher Veranlagung."

„Und dann?" fragte Malve schluchzend. „Wie ging es weiter?"

„Na, von da an hat man ihn nur noch finster und schweigsam gesehen. Er hat in der Besserungsanstalt zu Klagen keine Veranlassung gegeben, scharf gelernt, so daß er nach drei Jahren sein Abiturium machen konnte, und ist dann zur Universität abgegangen. Sein kleines

Kapital hat nicht zum Studium reichen können. Wie er sich eingerichtet hat, weiß man nicht. Eines schönen Tages tauchte er in Hamburg auf. Massing wartete, daß er kommen solle, um wenigstens jetzt noch, als Mann, Vergebung zu erflehen. Umsonst. Und als er in Hamburg nicht über ein paar Zufallspatienten kam, zog er hierher."

„Arme Schwester," sagte Henri in wirklichem Mitgefühl, „das sind schlimme Auskünfte. Wenn wir von tollen Junggesellenstreichen gehört hätten, von Weibern und selbst von Spiel — na, das kommt vor. Da kann man wagen zu hoffen, daß wildes Blut sich ausgetobt hat und daß vernünftige Jahre nachkommen. Aber so! Solcher Charakter! Der Mann wäre im stande im Zorn sein Weib umzubringen . . . so eine Natur wie der . . ."

Malve trocknete ihre Thränen.

„Wer sagt dir, daß alles wahr ist!" rief sie.

„Aber Malve — Konsul Massing kann doch nicht lügen!"

„Aber er kann die Sachen anders ansehen, als sie sind," fuhr sie fort.

„Ist es denn nicht wahr, daß der junge John Massing an den Folgen der von Enno Maurach erlittenen Mißhandlung starb? Ist es denn nicht wahr, daß Enno Maurach drei Jahr in der Besserungsanstalt gewesen? Sind das nicht unauslöschliche Flecken auf dem Lebensbilde dieses Mannes?" fragte Walcker ruhig.

„Er kann sich geändert haben. Es waren Jugendsünden . . ." Malve schrie es fast.

„Können wir zu diesem Manne das Vertrauen fassen, daß er unsre Schwester glücklich macht?" fragte Wolfgang.

„Wenn ich nur das Vertrauen habe — ich, ich, ich!"

„So sollen wir dich blind in dein Verderben rennen lassen!" rief Henri.

„Es handelt sich doch um mein Leben. Ich kann damit machen, was ich will."

„Ganz gewiß. Sobald du mündig bist. So lange aber werden wir für dein Thun und Lassen verantwortlich gemacht," sagte Wolfgang.

Sie wandte sich heftig gegen Lydia.

„Das war deine Weisheit, daß ich mich noch nicht für mündig erklären lassen solle. Ohne deinen Rat wäre ich jetzt frei."

Lydia zuckte die Achseln. Hin und her ging der Kampf mit Worten und Leidenschaften.

Alle Gründe, die gegen den Mann sprachen, rückten ihr die Brüder vor, und Walcker stimmte bei.

Wie ein Vogel, der sich in ohnmächtigen Flügelschlägen an seinem Käfiggitter verflattert, ermattete Malve im Kampf ihre Seele.

Lydia saß still und litt unter dem fruchtlosen, sich immer neu gebärenden Streit um den Wert jenes Mannes.

Und endlich begann Wolfgang zu sprechen. Das Herz war ihm schwer vor Furcht. Die ältere Schwester hatte er gleichsam verloren. Sollte auch die jüngere aus ihrem Kreise scheiden? Sollte das ganze, schöne, innige Familienleben, das ihr Stolz und ihr Glück gewesen, zerbrechen? Sollte die alte Frau, die ahnungslos in friedlicher Genesung lag, den Schmerz erleben, ihre jüngste Tochter an einen so finstern, unheimlichen Menschen zu verlieren? War es nicht möglich, daß es sich nur um eine vorübergehende Gefühlstäuschung handelte? Daß Malve davon genas und sie vergaß? Seine Nerven zitterten noch von den schweren schmerzlichen Erregungen dieses Morgens.

„Liebe, geliebte Schwester," sagte er und nahm ihre Hand, „glaubst du an uns? Daran, daß wir dein Glück wollen? Bringe uns einen Mann, er sei so bescheiden an Geld und Stellung, als er wolle, aber laß ihn so sein, daß wir dich ihm freudig anvertrauen können! Können wir das mit Maurach? Du bist klug und hast ein gesundes Urteil. Du wirst die Frage verneinen. Aber du wirst vielleicht sagen, du willst es dennoch wagen. Ehe du dies Wagnis unternimmst, sieh dir noch einmal an, was du dafür drangiebst. Denn wir, das weißt du, wir scheiden uns von dir, wenn du dem unheimlichen Manne folgst. Blicke dich nur in diesem Raume um. Weißt du noch, wenn Papa da vor seinem Schreibtisch saß, du auf seinem Schoß, wir drei an seine Schultern gedrängt? Und Papa zeigte uns in der Familienbibel das Bild Friedrichs von

Sachsen und den Plan der Stadt Jerusalem? Weißt du noch, was für liebe kleine, dumme Fragen du thatest, und wenn wir Großen dich auslachten, streichelte Papa dein Haar und küßte dich. Und weißt du noch, wie Papa sich freute, als wir ihm das Bild brachten, das da auf dem Schreibtisch steht und das wir heute so komisch finden? Nasse Augen hatte Papa, und er nahm uns alle vier in seine Arme und sagte: ‚so will ich euch immer sehen: zusammen! Vereint!'"

Malve weinte heftig.

„Und weißt du noch, wie wir alle vier Scharlach hatten und die liebe, liebe Mama Tag und Nacht nicht von unsern Betten wich? Du warst besonders krank, in schwerer Gefahr warst du. Als wir alle zuerst wieder um den Mittagstisch saßen," fuhr Wolfgang fort, „alle so aufgeschossen und mager und hungrig, da übermannte es Papa, und er sagte: ohne unsre kleine Malve wär's gar nicht mehr mein richtiger Kinderkreis gewesen, laßt uns ein Dankgebet sagen, daß wir sie behielten. Als wir dann laut beteten, kamst du dir so wichtig vor, sahest mit großen, leuchtenden Augen um dich, und wir — o weißt du es noch — wir behandelten dich wie ein Prinzeßchen, weil uns nach Papas Worten vorkam, als nehme der liebe Gott ein persönliches Interesse an dir."

Malve fiel ihm um den Hals und er hielt die Fassungslose fest, fest an sich gepreßt, während Henri und Walcker sich die Augen wischten.

„Und als unser armer lieber Papa sterben mußte, meinst du nicht, daß der Gedanke ihm Trost war, daß Mama nicht allein blieb, daß wir daneben standen, alle vier, einig und unzertrennlich.

Soll Mama fortan jeden Tag und jede Stunde zittern, daß ihrem Liebling ein Leid geschieht? Daß ein roher, zorniger Mann ihr Herz beleidigt? Dieses treue, warme Herz, welches wir kennen und würdigen! Malve, willst du uns wirklich verlassen? Dies Haus? Deine Mutter? Uns Geschwister? Waren wir nicht deine Vergangenheit — ruht in uns nicht deine Zukunft? Ist es dir nicht wie Warnung und Prophezeiung, daß deine Geschwister sich gegen diesen Mann auflehnen? Glaube mir, es giebt einen Instinkt der Treue. Unsre Treue steht neben dir und fragt dich, willst du uns wirklich lassen?“

Er schwieg, selbst überwältigt von seinen Empfindungen.

Das junge gepeinigte Weib an seiner Brust weinte weiter.

Niemand wagte Malve zu stören, durch einen Laut die tiefen Worte Wolfgangs zu schädigen.

In das Zauberland der glücklichen Jugend hatten Wolfgangs Worte sie zurückgeführt. Ihre Kindheit lächelte sie an, mit jenem reinen, süßen Lächeln, das selbst das Herz vertrockneter Greise wieder weiten und verjüngen kann.

Der reichste, der einzig unverlierbare Besitz eines Menschen: die frohe Kindheit, hatte er ihr gleichsam

noch einmal gegeben und ihr gesagt: „dieser Schatz war dein — ist dein.“

Und endlich hob Malve das Haupt, sah sich um wie eine, die Halt und Kraft suchte, und sagte stockend unter Thränen: „Nein — ich fühl' es — ohne euch kann ich nicht leben.“

Darauf warf sie sich in Henris Arme und weinte weiter.

Er streichelte ihr das Haar und redete liebevoll flüsternd in sie hinein. Walcker erhob sich mühsam und klopfte ihr zärtlich die Schultern.

Wolfgang stand und sah Lydia an. War keines seiner Worte an ihr Herz gedrungen? Wallte nicht auch in ihr die alte schöne Liebe auf?

Sie saß, bleicher als gewöhnlich, und sah vor sich nieder.

Nun stand sie auf, trat ebenfalls an Malve heran und fragte sanft: „Soll Henri ihm schreiben?“ . . .

Malve fuhr auf.

„Nein — nein. Das will ich selbst.“

„Dann thu' es gleich,“ ermahnte Lydia.

Sie wußte, daß Malve wie ein schwankendes Rohr im Sturm dieses Ereignisses stand.

Wenn Lydia etwas befahl oder anriet, lag Zwingendes darin für jeden.

Sie legte auf des Vaters Schreibtisch Papier und Feder zurecht und sagte: „Komm! Es wird dir leichter sein, wenn du hier und jetzt zu ihm sprichst.“

Malve ging schwankend auf den Stuhl zu, neben dem Lydia so herrisch stand, daß ein Auflehnen gegen ihre Meinung gar nicht denkbar war.

Die Männer zogen sich in einer Art seelischer Schamhaftigkeit zurück; sie gingen, Walcker, humpelnd und hart mit dem Stock aufstoßend, voran, in das Kontor.

In ihnen war eine merkwürdige Stille, mehr Ermattung als Siegesfreude.

„Gottlob," sagte Henri, „aber geglaubt hätt' ich's nicht, daß wir es durchsetzten."

„Ja," sprach Wolfgang, „es überrascht mich doch auch." Sie gestanden sich nicht ein, daß das, was sich ganz leise im Untergrund ihrer Seelen regte, so etwas wie Enttäuschung war.

Sie hatten mehr hohen Mut, mehr wilde Energie, mehr Leidenschaft bei ihrer Schwester erwartet, sich auf längern und härtern Strauß mit ihr gefaßt gemacht. „Sie ist ja auch noch sehr jung," setzte Wolfgang hinzu.

„Ja, ja, mit Lydia hättet ihr ein andres Spiel gehabt," sagte Walcker, zufrieden, daß sein Liebling vor einer gewagten Heirat bewahrt blieb und seine Freundin Elisabeth keine Thränen zu vergießen brauchte.

Die Männer kamen überein, daß man der Mutter am besten das ganze Ereignis verschweige.

Drinnen aber schrieb Malve unter heißen Thränen:

„Ewig und einzig Geliebter! Das Schicksal ist grausam, es reißt mich von Dir. Meine Geschwister haben mir die Wahl gestellt zwischen Dir und ihnen!

Mit tausend Fäden ist mein Leben mit den Meinen verknüpft. Ich kann sie nicht zerreißen, ohne sie und mich elend zu machen. Der letzte Wunsch meines Vaters verbietet mir, ein Glück zu suchen, ohne den Segen und die Einwilligung meiner Geschwister. Deine unselige Jugendgeschichte steht als das unüberwindbare Hemmnis für ihr Gefühl da.

„Ich aber liebe Dich! Magst Du sein, wer Du willst, wie Du willst! Ich liebe Dich und werde Dich ewig lieben. Das schwöre ich Dir. Vielleicht klärt die Zeit noch alles. Sag' mir, daß auch Du mich liebst, daß keine Ferne und keine Trennung Dich mir raubt. Ich verginge, wenn ich glauben müßte, Du erkenntest nicht die Notwendigkeit der Entsagung!

Dein bis in den Tod Malve."

Sie fand noch die Kraft, diese Zeilen einzuschließen und zu überschreiben. Dann fiel sie in ihren Stuhl zurück und überließ sich ungezügelt einem krampfartigen Thränenausbruch.

Der Mutter mußte Lydia nachher wieder berichten, daß Malve mit schweren Kopfschmerzen zu Bett läge. Und Lydia bestimmte über die nächste Zukunft in einer Art, daß Frau Werlhof nachher glaubte, selbst festgesetzt zu haben, daß sie und Malve einige Tage nach Lydias Abreise nach Ponholz auch ihrerseits eine Reise unternehmen wollten. Sie hatten alle eine große Veränderung nötig, das war gewiß.

Außerdem ordnete Lydia in dem Zusammensein unter vier Augen mit der Mutter gleich alle Fragen, ihre

Heirat betreffend. Frau Werlhof fand sich um allerlei angenehme Erregungen, Beschäftigungen und Unterhaltungen gebracht, als Lydia erklärte, sie denke ihre ganze Ausstattung auf der Durchreise nach Ponholz in Berlin zu bestellen, Wäsche, Möbel, Haushaltungsbedürfnisse. Alle Poesie gehe verloren, klagte die Mutter und erzählte Lydia von den Wochen, wo einige Näherinnen in ihrem Elternhaus einst ihre Aussteuer genäht und wie die Freundinnen geholfen und des Lachens und Amüsierens kein Ende gewesen wäre. Aber Lydias Willen auch nur zu erschüttern, wagte sie nicht.

Und einige Tage vor der Hochzeit, die Ende Juni sein sollte, dachte Lydia erst heimzukehren. Nein, wie war das alles kahl und geschäftsmäßig! Der Genuß der Vorbereitungen sollte ungekostet bleiben? Wie schade!

Trotz der Trauer wollte Lydia die Trauung in der Domkirche haben. Kirche und Trauer — das widerstrebe einander doch nicht! Und dann ein Mahl im allerengsten Kreis. Nur die Geschwister, Walcker, Lisbeths und Eleonorens Väter, und dann natürlich Ernst Egon von Reurieth und Frau Hedwig geb. Gräfin Söll, sowie den Major und die Majorin, als Repräsentanten von Reurieths Regiment. Lydia erzählte ihrer Mutter auch gleich, daß Reurieth um seine Versetzung einkommen werde und daß er aller Wahrscheinlichkeit nach gleich nach seinem Urlaub, den er für zehn Wochen nehmen solle, in ein andres Feldartillerieregiment kommen werde.

„Ich soll dich verlieren!“ jammerte die Mutter.

„Wir können nicht alle zusammen bleiben und unsre Existenzen im Schatten des Elternhauses gründen,“ sagte Lydia.

„Du hast deine Geschwister nicht so lieb wie sie dich!“ klagte die Mutter weiter.

„Weißt du das?“ fragte die Tochter und hob das Haupt und sah in unbestimmte Fernen.

Die Mutter wagte kein Wort mehr. Lydias Ausdruck war so rätselvoll.

Ach und sie war so klug! Die Mutter fürchtete sich ein wenig vor der Klugheit der Tochter.

Genug zu denken und zu sorgen hatte Lydia der Mutter in diesem Gespräch gegeben, so daß Malves Zustand ihr leicht für heute verborgen werden konnte. Wenn Frau Werlhof den Kopf sehr voll hatte, wurde sie ein wenig blind gegen alles, was sich um sie her begab.

Und morgen? Wer wußte, ob Malve morgen noch weinte!

Weil Lydia die Schwester schwankend und beeinflußbar sah, glaubte sie an keine tiefe Liebe ...

Am Abend kam ein Brief für Malve. Ganz gewöhnlich mit der Post, und er war so dick, daß Lydia ihn lange in der Hand wog.

Ohne Zweifel war er von Enno Maurach. „Ob ich ihn ihr noch heute gebe?“ dachte Lydia. Sicher versuchte der Mensch in leidenschaftlichen Vorstellungen Malves Entschluß wankend zu machen.

Nun, das war vorauszusehen gewesen. Wenn Malve schwankend wurde, galt es eben, ihr noch einmal Halt zu geben.

Die Barmherzigkeit des Aufschubs verwarf Lydia. Nur in harten Kämpfen wird man fest. Und fest werden that Malve sehr not.

Bald stand sie ziemlich allein. Die verheirateten Geschwister würden von den Geschäften ihres eignen Lebens hingenommen sein.

Das war der kleine Irrtum in Wolfgangs schöner Rede gewesen: er malte die Bilder der Vergangenheit, und er und Henri und Malve steigerten sich in den Rausch hinein, daß auch die Zukunft dieselben Stimmungen und dieselben Freuden haben könnte.

„Wer lernt allein stehen," dachte Lydia, „steht sicher. In Freiheit kann er dann wieder dem Bruder, der Schwester die Hand reichen. Wenn man sich mit klammernden Armen an ihnen festhalten will, macht man sich zum Sklaven oder zum Zerstörer."

Sie trug den Brief hinauf.

Malve lag, im licht- und schattenlosen Scheine der letzten Tagesstunde, still auf ihrem Bett. Sie war körperlich zu elend, ganz verbraucht, um noch viel zu denken.

„Ein Brief. Wahrscheinlich von Maurach," sagte Lydia eintretend.

Da fuhr sie auf, neubelebt, die Farbenglut einer plötzlichen fieberhaften Spannung im Gesicht.

Ihre Füße trugen sie wieder. Mit bebenden Fingern riß sie den Umschlag ab. Und stieß einen Schrei aus — —

Sie wankte.

„Er verachtet mich!" rief sie, suchte nach Halt und fiel.

Lydia stürzte hinzu. Aber sie konnte nicht mehr verhindern, daß die Fallende hart gegen die scharfe Kante des Schreibtisches schlug.

Dann glitt sie in Lydias Armen sanft zu Boden.

Lydia kniete neben der Schwester, tief über sie geneigt, Todesangst im Blick.

Und das dunkle Auge feuchtete sich, und der herrische Mund verzog sich schmerzlich. Eine heiße Thräne fiel auf die Stirn der Bewußtlosen.

Dann, mit schnellen und sichern Händen, that sie alles, der Armen wohlzuthun. Sie nahm ein Handtuch und trug Wasser heran, fand kölnisches Wasser und den Wein, den die Mama gestern morgen heraufgeschickt hatte, als man ihr sagte, Malve sei nicht wohl.

Mit einer Körperkraft, die sie sich selbst nicht zugetraut, half sie der Halberwachten aufs Bett und saß neben ihr, die kalte Hand zwischen ihre Hände nehmend, die ganze Seele voll von beruhigenden, mitleidigen, beschwörenden Gedanken.

Es schien, als wirkten sie mit geheimer Kraft zu Malve hinüber.

Sie fing an zu weinen, streckte die Arme nach der Schwester aus, und Lydia ließ sich umklammern und

hielt ihre Wange still, ganz still an der Wange, die so heiß und so naß war.

Was der Brief gebracht — das hatte Lydia mit einem Blicke übersehen.

Nichts enthielt der Umschlag wie Malves Zeilen von gestern und ihren Brief von heute.

Kein Wort setzte der Mann daran, kein einziges, die Schwankende stark zu machen. Schweigend und stolz gab er ihr die Zeugen des kurzen Glückstraumes zurück.

„Er ist ein Mann!“ dachte Lydia.

Und es regte sich etwas wie Sympathie in ihrem Herzen.

So hätte sie auch gehandelt an seiner Stelle. Gerade so.

„Armes Kind,“ dachte sie weiter, „vielleicht war das ein Mann und ein Schicksal, dem du noch nicht gewachsen warest.“

Dann war es erst recht gut und klug, daß man sie davor bewahrt hatte, ihr Leben daran zu wagen.

— — — — — — — — — — — — — —

Über das Haus Werlhof kamen nun seltsame Tage. Schwer — und niemand konnte sagen, wo die Schwere lag. Freudlos — und niemand konnte sagen, wohin die Freude gekommen war. Uneinig — und niemand konnte sagen, wohin die Einigkeit gekommen war, die doch ihren schönsten Sieg erst eben gefeiert, da Malve rief: „Ich kann nicht ohne euch leben.“

Aber sie konnte auch nicht mehr mit ihnen leben! Das zeigte sich bald.

Ein Opfer stand zwischen ihnen. Die, welche es gefordert, befanden sich in einem besondern Seelenzustand; sie fühlten ihre Verantwortlichkeit und wollten sie durchaus ablehnen; sie waren der Schwester dankbar und schätzten es doch nicht so sehr hoch, was sie gethan; sie glaubten glücklich sein zu dürfen, weil sie die Schwester vor einer Gefahr bewahrt hatten, und sahen doch ein wenig auf diese Schwester herab wie auf eine Unreife, die um eines Strohfeuers willen so viel Alarm geschlagen. Sie hätten jeden ausgelacht, der ihnen gesagt haben würde: „Ihr schätzt Malve geringer ein,“ und doch war etwas Wahres daran — Malve erschien ihnen nicht mehr als ein ganz großer Mensch, der sich und sein Alles einzusetzen im stande ist für die Erreichung eines Zieles.

Und die, die das Opfer gebracht hatte, sah sich jeden Tag ihre Geschwister mit dem Gedanken an: „Lohnt ihr es mir?“ Sie glaubte mehr Liebe fordern zu dürfen, als jemals, und fand weniger als vorher. Sie konnte es nicht greifen, nicht mit Händen, nicht an Thatsachen — aber ihr schien, als wichen die Brüder ihr unfrei und verlegen aus.

Sie weinte nicht mehr. Schweigsam und elend ging sie im Hause umher.

Die Mutter quälte sich darum und Doktor Fangart sprach von Blutarmut und Pyrmont.

Lydia reiste ab. Acht Tage zuvor war Reurieth gereist. Lydia hatte sehr triftige Gründe bei der Hand gehabt, weshalb er sich nicht vorher im Hause sehen ließ, noch sie selber sah. Er verabschiedete sich von seiner Schwiegermutter durch einen Blumenstrauß und ein ehrfurchtsvolles Billet. Dann fuhr er zum Oberst und hatte eine lange Aussprache. Eines Tages erhielt Lydia das erwartete Telegramm, welches ihr sagte, Ernst Egon und Gattin, sowie Jobst, würden in Berlin eintreffen, sie dort zu empfangen.

Der Abschied Lydias von den Ihren war kühl. Ihr Wesen hielt bei der Mutter und Schwester die Thränen zurück.

Aber zum Erstaunen aller kamen schon aus Berlin Briefe voll Mitteilsamkeit und zärtlicher Fürsorge.

Lydia schrieb, daß sie und ihre Schwägerin Hedwig sich sympathisch zusammenfänden, daß Ernst Egon derselbe charmante Mann sei, als welchen er sich hier gegeben. Lydias Trauer verbot ihr den Besuch von Theater und Vergnügungsorten. Aber bei Dressel, wo man zu speisen pflegte, hatten Ernst Egons einige oberflächliche Bekannte getroffen: einen einflußreichen Herrn aus dem Militärkabinett Sr. Majestät, den Oberst eines Feldartillerieregiments, Vetter des erstern, endlich eine Excellenz a. D., die früher die Brigade geführt, zu welcher des Obersten Regiment gehörte. Aus der oberflächlichen Bekanntschaft war eine fröhliche Vertrautheit geworden, wenn auch nur für ein paar Berliner Bummeltage. Die Herren hatten Lydia derart die Cour ge-

macht, daß Ernst Egon sie damit neckte und seinem Bruder wieder prophezeite, daß er es mit ihr zum Divisionär bringen werde. Ein gutes Regiment war Jobst sicher bei der bevorstehenden Versetzung.

Und über diesen Berichten vergaß Lydia nicht zu erwähnen, daß die Mutter sich sorgsam ernähren solle und daß Malve und sie bald reisen möchten und jedenfalls niemals dahin, wohin Fangart empfehle. Unter keinen Umständen sollten sie in ein Bad gehen, sondern eine Reise wählen, die ihnen ganz neue Eindrücke bringe. Sie wolle nachdenken.

Es schien gerade, als sei Lydia mitteilsamer und vertraulicher, nun da sie fern weilte. Sie brachte sich brieflich ihrer Mutter und ihrer Schwester viel näher, als sie sonst pflegte. Sie ließ sie teilnehmen an allem, was sie erlebte und plante. Freilich von Jobst, von ihren Gefühlen für ihn, von ihrem Glück mit ihm stand nichts in dem Brief.

Aber war das nicht ihr allereigenster seelischer Besitz, daran niemand teilzunehmen hatte — war es nicht das geheimnisvolle Gebiet ihrer Herzensangelegenheiten, das zu betreten selbst den treuesten Geschwistern untersagt werden mußte?

Malve dachte viel darüber nach. Dieser Brief schien so klar die Grenzen und das Recht der Anteilnahme zu bestimmen.

Gewiß, L y d i a hätte nicht geduldet, daß sich die Geschwister mit ihren Wünschen und Bitten in die größte Frage ihres Lebens gedrängt hätten. —

In diesen selben Tagen entstand zwischen Henri und Wolfgang eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit. Wolfgang hatte sich als Mitglied des freisinnigen Vereins anwerben lassen, nachdem sein kunsthistorischer Vortrag dort von glänzendem Erfolg gewesen.

Henri hatte in Bezug auf den Vortrag aller Welt versichert, daß er das sehr nett fände und „Kunst" sei etwas Internationales und Parteiloses. Die könne man in jedes Lager tragen. Er war ja innerlich nicht dieser Meinung und sah Wolfgang sehr ungern selbst nur als Gast im Kreise dieser „politischen Rauhbeine". Aber er wollte doch vor der Welt zu seinem Bruder halten. Das war dann nicht mehr möglich, als Wolfgang dem Vereine beitrat.

Henri hielt es für undenkbar, daß zwei Männer, die aus einer Wiege stammten, politisch in zwei verschiedenen Lagern stehen sollten. Wolfgang meinte, das habe mit dem Familienleben nichts zu thun. Aber die Praxis lehrte sofort, was Walcker ihm auch vorgerechnet hatte: man konnte bei Tische kein Gespräch über städtische Angelegenheiten mehr führen, keines über Reichstagsverhandlungen, über politische Persönlichkeiten, ohne daß man scharf an einander kam.

Weil beide Brüder Dilettanten in der Politik waren, konnten sie über keine Frage in Ruhe sprechen.

Sie wußten nicht, daß sie beide eine gleich unrühmliche Rolle dabei spielten. Und vollends lächerlich war, daß Lisbeth es übelnahm, wenn Wolfgang ihrem

Manne widersprach, und daß auch Eleonore litt, wenn Henri Mißachtung der Ansichten Wolfgangs zeigte.

Henri ging zum alten Herrn von Hammer und bat diesen, Wolfgang zur Raison zu bringen.

„Ich bin ein Sprößling einer alten Militärfamilie," sagte Herr von Hammer, „und naturgemäß ein konservativer Mann. Aber daß ohne Opposition nicht regiert werden kann, wie man ohne Sauerteig kein Brot backt, das ist doch beinahe schon Fibelweisheit. Und da mein' ich denn, daß es mir lieber ist, die Opposition wird von Ehrenmännern wie Wolfgang gemacht, der ein wirklich freier Mensch ist, als von Leuten, die für sich was dabei wollen."

Auch Walcker redete hinein und in Rücksicht auf seine liebe Freundin Elisabeth begütigend: „Wenn ihr's nicht übelnehmt: ihr seid doch noch etwas Grünspechte. Auch Ansichten haben ihre Flegeljahre. Daß ihr die nun so nahe bei einander durchmacht, ist nicht gut. Fern von einander solltet ihr reifen können! Henri steht im Bann von unbesehenen Vorurteilen. Wolfgang, Sie toben wie ein Füllen auf der Wiese. Schiebt es zehn Jahre auf, von Politik zu reden."

Wenn man aber im engen Kreise einer Familie beisammenlebt, kann man nicht jedes Gesprächsthema erst darauf ansehen, ob man es nicht besser erst zehn Jahre später erörtert.

Frau Werlhof seufzte und klagte jetzt den ganzen Tag und sagte, daß ein großes Unglück, eine Katastrophe von tragischer Gewalt, viel leichter durchzu-

machen sei, als diese endlosen Schwierigkeiten des Zusammenlebens.

Es sei gerade, als wenn man sich durch ein Gestrüpp arbeiten müsse, das sich um den Fuß verstricke.

Wenn sie nur wenigstens begreifen könnte, was Malve so ganz verwandelt habe.

Immer traurig, immer teilnahmslos zeigte die sich wie eine, der das ganze Leben eine Last ist.

Nicht einmal an den Reiseplänen schien sie Interesse zu haben: Pyrmont oder Franzensbad — alles war ihr gleich unangenehm.

Erst als Lydia schrieb, daß sie es ihrer lieben Mama und ihrer Malve geradezu verbiete, nach Pyrmont oder Franzensbad zu gehen, und vorschlage, den Frühling auf Isle of Wight zu verleben oder eine Seereise zu machen — erst da schien ihre Regsamkeit wieder zu erwachen.

Sie äußerte den bestimmten Wunsch, eine Seereise zu machen, etwa von Bremerhaven nach Genua auf einem der großen, nach Ostasien fahrenden Lloyddampfer.

Frau Werlhof war keine Freundin des Wassers, auf einer Fahrt nach Kopenhagen hatte sie einmal sehr gelitten. Aber sie verschwieg das tapfer. Jede Peinlichkeit wollte sie auf sich nehmen, nur um ihrer leidenden Tochter nichts abzuschlagen.

Malve setzte sich hin und schrieb an das Passagierbüreau des Bremer Lloyd. Aber darüber hinaus schrieb

sie auch noch an eine Freundin, die in Bremen verheiratet war. Briefe gingen hin und her.

Frau Werlhof mußte, wenn sie etwas plante, sich stets gründlich den Vorbereitungen ergeben. Sie saß vor Kursbüchern und Kalendern und sprach davon, daß man Mitte Mai reisen und Mitte Juni wieder hier sein könne. Da sich der April jetzt seinem Ende näherte, stellten die zwei und eine halbe Woche, die bis zur Abreise blieben, für Frau Werlhof eine sehr kurze Zeit vor, in der man noch mit der Schneiderin konferieren, mit allen Bekannten und Freunden die Wagnisse solcher Reise besprechen und den Hausstand für die herrenlose Zeit bestellen mußte. Sie war der Meinung, daß Malve ihr alles überlasse, mit allem einverstanden sei, und seufzte, „was sie immer alles müsse".

Da plötzlich sagte Malve, daß sie unter allen Umständen am 1. Mai fahren wollten, daß sie bereits zwei Plätze auf der „Württemberg" bestellt und das halbe Fahrgeld der Vorschrift gemäß, eingezahlt habe.

Frau Werlhof war bestürzt und geärgert. „Du bist schon gerade wie Lydia!" rief sie.

„Und warum soll ich nicht so sein?" antwortete Malve. Aber sie fiel gleich ihrer Mama um den Hals, bat mit heißen Worten um Verzeihung und sagte, daß sie es nicht einen Tag mehr ertrage, hier zu bleiben.

Wolfgang meinte nachher auch, Malve habe seit einigen Tagen eine förmlich hektische Röte auf den Wangen, und es sei wohl hohe Zeit, daß sie in andre Lebensbedingungen komme.

So verzichtete Frau Werlhof denn darauf, sich, ihre Lieferanten, Dienstboten und Bekannten in eine besondere Bewegung zu setzen.

Aber sie blieb dabei, daß das kein gemütliches Abreisen, sondern eine schreckliche Hetze sei.

Von Walcker allein konnte man richtig Abschied nehmen. Er mußte den vorletzten Tag noch mit den Frauen essen.

Er war der einzige, der sich sein Teil bei dieser Seereise dachte und besonders dabei, daß es so ganz durchaus die „Württemberg" sein mußte, mit der man fahren wollte. Aber er verschwieg seine stillen Ahnungen. Er sprach jedoch bei Henri im Kontor vor und äußerte sich noch einmal über die Geschichte Maurach-Malve.

„Es greift mir ans Herz. Das Kind ist seit vierzehn Tagen nur noch ein Schatten seiner selbst. Alle Augenblicke frag' ich mich, ob wir den rechten Weg gegangen sind. Wissen Sie, Henri, ich seh immer wieder den Flur im Hause Massing vor mir. Die blassen Narzissen an steilen Stengeln an einem gelben Fries emporwachsend und darunter den fahlen grünen Stoff an der Wand und die dünnbeinigen Stühle. Das ist symptomatisch. Besonders die Stühle. So modern richtet sich kein Mann ein, dem die Freude am Dasein vergällt ist. Ich bin kein Empiriker in Bezug auf Gatten- und Vaterpsychologie. Wenn mich nicht die Rieckermann doch noch 'mal zum Altare schleppt, was ja ihr offenkundiges Ziel ist, — aber ich hoffe der Stärkere zu bleiben — dann lern' ich auch nie Gatten-

und Vatergefühle kennen. Aber als Vermutung möcht' ich aufstellen, daß ein Mann, dem sein einziges Kind so grausam genommen ward, keine Lebensfreude wieder empfinden kann oder doch wenigstens weltlichen Eitelkeiten abgeneigt bleibt. Vielleicht war mehr Haß als Objektivität bei seiner Aussage."

„Was die dünnen Stuhlbeine mit Massings Gram oder Nichtgram zu thun haben sollen, weiß ich nicht," sagte Henri. „Aber das weiß ich, daß Malve wohl selber nicht recht an Maurach geglaubt haben muß, sonst hätte sie sich ihn nicht so leicht nehmen lassen."

„Das sagen Sie nur nicht! Das Kind ist eure Jüngste. Vergeßt nie, wie sehr die Gewohnheit, sich beeinflussen zu lassen, da ins Spiel kommt! Und Wolfgang machte ihr das Herz so windelweich."

„Ja, ich fand geradezu, daß diese Art, eine Seele zu beeinflussen, über das Erlaubte ging," sagte Henri.

„Soooo?" — sagte Walcker und sah Henri mit spitzbübischem Ausdruck an.

Der Abschied beider Frauen gestaltete sich ganz anders, als derjenige Lydias von den ihren.

Henri und Lisbeth, Wolfgang und Eleonore, auch Walcker und der Major von Hammer waren gekommen.

Vor dem geöffneten Koupee, in dem schon die Handtaschen, Blumen, Schokolade und das Reichskursbuch gehäuft auf dem Polstersitz lagen, stand Frau Werlhof und umarmte weinend ihre Söhne und Schwiegertöchter. Sie flehte Henri an, nicht mit Wolfgang über Politik zu sprechen und raunte Wolfgang zu, mit Henri Frieden

zu halten. Mit etwas nachsichtigem Lächeln, aber innerlich doch gerührt, versprachen es die Brüder. Sie gab Lisbeth noch ein Dutzend Ratschläge, wie sie sich schonen und pflegen solle, und ermahnte Eleonore, nicht zu viel zu sticken und zu nähen, Wolfgang wolle lieber eine einfache Ausstattung, als eine überarbeitete Braut.

„Ihr reist ja nicht nach der Südsee," sagte Henri endlich begütigend.

Aber Frau Werlhof sah lauter schreckliche Ereignisse voraus und konnte sich gar nicht beruhigen.

Und dann war es ja auch das erste Mal, daß sie ohne ihren Gatten reiste, was ihr eigentlich erst in diesem Augenblick einfiel, aber einen heftigen Thränenausbruch zur Folge hatte.

Während Lisbeth und Wolfgang sie zu beruhigen versuchten, kaufte Henri vom vorübergehenden Zeitungsmann noch die „Fliegenden Blätter" und sah an der steilen Korbwand, hinter welcher der Verkäufer sich förmlich zurückbog, nach, ob sonst noch was Lustiges da war.

Malve weinte nicht. Ihre Augen glänzten, ihre Farben waren erhöht, ihr Mund fest geschlossen.

Sprechen konnte sie nicht. Stumm ließ sie sich umarmen und die Hand drücken.

„Einsteigen!"

Malve stieg zuerst ein. Dann die schluchzende Mutter.

Und während Frau Werlhof, zum Fenster sich hinauslehnend, bald ihr nasses Tuch gegen den Mund

drückte, bald es flattern ließ — nochmals und nochmals, saß Malve steil und still auf ihrem Platze.

Sie wußte, weshalb sie heute in die Welt hinaus fuhr und welchen Kampf es galt.

Gleichgültigen Blicks ließ sie draußen am Fenster die hohen, spitzragenden Türme ihrer Vaterstadt vorbeiziehen, die sich im schmalen Fluß, der die Eisenbahn noch ein paar Minuten begleitete, so deutlich wiederspiegelten.

„Wer weiß, ob ich euch jemals wiedersehe!"

Zehntes Kapitel.

„O, mein Gott!" rief Frau Werlhof und packte Malve am Arm.

Die Musik spielte; ein dumpfer, durchdringender Ton heulte darüber hin; das Wasser brauste und rauschte, und das Schiff fing an, sich zu bewegen. Langsam, vorsichtig, wie ein Riese, der fürchtet, im engen Raum anzustoßen.

Es war eine sehr merkwürdige Empfindung, als der Boden, auf dem man stand, sich zu bewegen anfing, wenn auch nur erst in leisem Zittern und Schwanken.

Frau Werlhof empfand es mit Angst und Übelkeit.

„Du sollst sehen, ich werde sofort seekrank," klagte sie.

„Denke nicht daran, Mama. Henri hat gesagt, du sollst es nicht werden wollen. Der feste Wille! Das sei das unfehlbare Mittel gegen die Seekrankheit," sagte Malve.

„Es ist doch ein scheußliches Gefühl, daß man nun nicht zurückkann," fuhr die Mutter fort.

„Gottlob..." murmelte Malve.

Sie standen an der Reeling der Backbordseite, eng aneinander gedrängt, und sahen zu, wie die Quaianlagen

von Bremerhaven, die langgestreckte Lloydhalle und die kahle Häusergruppe des Hafenortes hinter ihnen zurückblieben und schnell kleiner und flacher wurden.

Vorn sah man den sich aus gelber Sandfläche farbenbunt erhebenden roten Leuchtturm. Noch wogte das Wasser in Ockerfarben, mit bläulich metallischen Reflexen.

Es wehte ein frischer Wind und hob die Enden von Malves Schleier, ließ ihn manchmal wie eine gewundene Säule in der Luft stehen und schlug ihn ihr dann so fest ums Haupt, daß sie Mühe hatte, ihr Gesicht zu befreien.

„Wir wollen uns hinsetzen und uns die Mitpassagiere ansehen," sagte die Mutter.

„Ach nein — sieh, wie malerisch der rote runde Turm aus dem gelblichen Wasser aufragt und wie die weißen Wolken am blauen Himmel ziehen. Ist der Himmel hier nicht höher...?"

„Er wird wohl überall gleich hoch sein," meinte Frau Werlhof und sah sich nach einer der Bänke um, die auf dem Promenadendeck, mit dem Rücken gegen die Kajütswand, standen.

„Bleibe doch bei mir, Mama," flehte Malve.

Sie wagte nicht, sich von hier fortzurühren, ihr Angesicht schiffwärts zu richten. Auch die Mama sollte und durfte sich noch nicht zeigen — — —

Welch ein Gedanke: wenn sie sich herumdrehte, stand vielleicht er da, — der eine — um dessentwillen sie diese Fahrt unternahm.

In ihrer Hand hielt sie eine blanke, weiße, dreifach gefaltete Karte, zierlich mit blauen Buchstaben bedruckt. Man hatte sie ihr überreicht, als sie das Schiff betrat — zum Glück achtete die Mutter gerade nicht darauf.

Wie hastig trachtete sie durch die Wartehalle, an welcher der von Bremen kommende Zug anfuhr, zu schreiten. Mit schnellen, unsichern Schritten ging sie über den Quai auf die Brücke zu, die Schiff und Ufer verband.

Die thörichte Idee beherrschte sie, daß er augenblicklich das Schiff verlassen werde, wenn er sie zu früh hier sähe. Daß ihn hier eine Pflicht band, der man nicht entläuft, fiel ihr gar nicht ein.

Vom Ufer langte ein hoher Prahm, einem Riesenarm gleich, noch die letzten Frachtstücke und das Passagiergepäck an hängenden Ketten auf das Deck. Matrosen schleppten mit scharfkantigen Kisten umher, Passagiere riefen nach ihren Koffern. Durch dies Gewühl zog Malve ihre Mutter und suchte mit Hilfe eines Stewards ihre gemeinsame Kajüte auf.

Am liebsten wäre Malve dann hier geblieben, bis sie weit draußen auf dem Meere schwammen. Allein die Mutter war des Rates eingedenk, so wenig wie möglich unten zu bleiben, auch fühlte sie eine ungemeine Neugier in sich, die Mitpassagiere zu sehen und sie darauf zu taxieren, ob man wohl gute Freundschaft mit dem einen oder andern schließen könne.

Die weiße Karte heimlich zu studieren, fand Malve aber doch Zeit. Und da las sie es bestätigt, was sie

zuvor ausgekundschaftet hatte: auf der letzten Seite, unter dem Titel: „Offiziere des Reichspostdampfers ‚Württemberg‘“, stand es: „Arzt: Dr. E. Maurach.“

Nun fuhr das Schiff, mit seinem weißen Leib rasch die grüner werdende Flut durchschneidend, weiter und weiter in das Meer hinaus! Nun konnte er ihr nicht entrinnen! Nun mußte die Stunde ihr werden, wo sie sich ihr Glück zurückerobern durfte.

Aber nun verließ sie auch ihr zielbewußter Mut, und sie zitterte vor dem Augenblick, wo er ihr begegnen würde.

„Ich mag wirklich nicht mehr stehen,“ sagte die Mutter.

Sie gingen auf die nächste Bank zu. Weiterhin, auf der zweiten und dritten Bank, saßen ein paar Herren. Zwei andre, die Hände auf dem Rücken, schritten im Gespräch auf und ab. Als sie an den Damen vorbei kamen, lüfteten sie höflich ihre weichen Mützen, um sie dann gleich wieder sehr fest um das Rund ihrer Köpfe zu ziehen.

Einer der beiden Herren war mittelgroß, hatte einen wallenden, grauen Bart und sehr leuchtende Braunaugen.

Der andre war ein ungewöhnlich langer, magerer Mann, in einen grauen Gehrockanzug gekleidet. Und dieser dünne, hohe Mensch trat zierlich zu, drehte dabei die Schultern und hatte ein kleines Kindergesicht, mit einem bißchen Bartstreifen vor den Ohren. Auf hagerm Hals trug er sein feines Köpfchen, dessen graues Haar sehr sorgsam über den Schädel verteilt war.

„Wer das wohl ist?“ flüsterte Frau Werlhof. „Sie sehen gentil aus. Nun, man wird ja wohl allmählich bekannt werden.“

Es wehte schärfer. Die Wogen, grün und klar, hoben sich hoch und bildeten weiße Schaumspitzen.

Vom Himmel lachte die Sonne, und eine lustige Wolkenjagd floh über die strahlende Bläue.

Fern, links, stand ein fahler, gelblicher Streifen zwischen Luft und Meer. Die Küste. Geradeaus nur dunkle, flaschengrüne, von weißen, kurzen Linien ungleich durchzogene Flut, die sich am Horizont haarscharf vom blauen Himmel abhob.

Frau Werlhof auf ihrer Bank fühlte, als säße sie in einem Riesenschaukelstuhl, ja, als sei die ganze Erde in einen Schaukelstuhl verwandelt. Mit der Rückwand senkte sie sich hinab, und die Kniee hoben sich. Dann fühlte sie den Oberkörper vorgebeugt und die Beine nach rückwärts gezogen.

Und ihr gegenüber, die Reeling, stand mit ihrer weißen, glänzenden Linie bald hoch über dem Horizont, bald tief darunter. „Was für'n komisches Gefühl,“ murmelte sie.

„Arme Mama,“ dachte Malve, „sie wird schon bleich.“ Sie suchte die Mutter zu zerstreuen, sie von der Betrachtung ihres Zustandes abzulenken.

„Henri und Wolfgang verfolgen nun im Geist unser Schiff.“

Frau Werlhof lächelte bläßlich.

Sprechen mochte sie mit einem Mal nicht. Ihre Seele war schwer von Heimweh. Und der Schaukelstuhl ging immer auf und ab und auf und ab. So langsam und so groß war die Bewegung. Hin und her fühlte man sich gewiegt. Und so traurig war ihr Mut, als habe ein namenloses Unglück sie getroffen. Wenn ihr wenigstens der Kopf nicht so weh gethan hätte, so sehr weh, gerade über der Nasenwurzel hinter der Stirn, da drehte sich etwas — immerfort. Man wurde ganz schwindlig und übel davon.

Und immer ging der Horizont hoch in die Höh', und immer sank er tief hinab.

„Ich will mich lieber hinlegen,“ sagte sie und kämpfte mit Thränen und stand schwankend auf.

Die beiden Herren, die fast seit einer Stunde immer rund um das Promenadendeck wandelten, kamen gerade vorbei und standen still.

Der mit dem schönen Graubart und den auffallenden Augen fragte: „Ist der gnädigen Frau nicht wohl? — Die Damen erlauben: Gerhard Holthusen...“

In all ihrem Elend lächelte Frau Werlhof oder machte doch den höflichen Versuch.

„Mama scheint wirklich elend,“ sagte Malve befangen und legte den Arm um ihre Mutter.

„Darf ich ein Antipyrinpulver anbieten?“ sprach der Lange beflissen.

„Ich danke sehr —“ flüsterte Frau Werlhof, sich an Malve haltend.

Der Lange nahm aus seiner Brusttasche eine Art Portefeuille, darin man, als er es aufklappte, in lauter kleinen Täschchen gefaltete Papiere sah. Er nahm ein solches und reichte es Malve.

„Wir hätten selbst daran denken sollen," meinte sie und nahm es mit dankender Kopfneigung. Sie führte die schwankende Mutter hinab. Ihre Kajüte lag gerade dem Speisesaal gegenüber auf der Steuerbordseite des Oberdecks.

Gegen das runde Fenster prallten nun alle Augenblicke die grünen Wogen klatschend.

Frau Werlhof fuhr ängstlich zusammen und stöhnte leise.

„Mein Gott," dachte Malve, „wie soll das werden, wozu hab' ich die arme Mama gezwungen?"

Aber die Stewardeß kam, eine mittelgroße, heiter aussehende Person, der zu dem schwarzen Kleid die weiße Mütze ganz kokett stand, und lachte darüber, daß dies ein „Sturm" sein solle, und versicherte Frau Werlhof, daß die Damen, die gleich ein bißchen seekrank würden, nachher gegen schlimme Attacken gefeit seien, und erzählte zu dieser wunderlichen Hypothese gleich einige Beispiele.

Durch die Art dieser netten, gewandten Frau sehr wohlthätig berührt, durch die Teilnahme der beiden Herren gehoben, ließ Frau Werlhof sich auf ihr Bett legen, freilich nicht ohne zu klagen, daß der kleine, länglich viereckige Raum von Drahtnetz, der dies Bett vorstellte, einem Sarge ähnle.

„Das gnädige Fräulein soll wieder hinaufgehen. Das ist für beide Damen besser. Die gnädige Frau soll die Augen zumachen und zu schlafen versuchen. Manche schlafen sich dann gleich so zurecht und werden nicht erst seekrank. Ich sehe sehr oft nach der gnädigen Frau," sagte die Stewardeß.

Malve stand zweifelnd. Aber die Einsicht ließ sich nicht von der Hand weisen, daß die Stewardeß recht hatte.

„Ja, geh mein Kind," bat auch die Mutter, und Malve ging, nachdem sie ihren Hut mit einer dunklen Sportmütze vertauscht hatte, ohne zu ahnen, daß die kecke Kopfbedeckung ihrer ganzen Erscheinung einen besondern Reiz gab.

Als sie auf den langen Gang hinaustrat, der an den Kajüten vorbei auf das Zwischendeck führte, sah sie im Licht, das vom offenen Ende des Ganges kam, einen Mann stehen. Nur als dunkle Silhouette — aber doch für sie erkennbar. — Sie erbebte in heißer Freude. Sie ging durch den Vorraum des Speisesaals und die kleine Wendeltreppe hinauf, die in den Damensalon führte. Der stand leer. Die kalte Pracht seiner gelbgeblümten Seidenpolster wurde von niemandem benutzt — oder waren sie die einzigen Damen? Vom Salon führten zwei Thüren auf die beiden Seiten des Promenadendecks. Kaum konnte Malve öffnen, so drückte der Wind von draußen dagegen.

Sie ging hin und her und her und hin. O, wie war das groß und schön! Die Bewegung des Wassers, das Brausen des Windes.

Es durchdrang Malves Wesen wie der Enthusiasmus eines großen Freiheitsrausches.

Wie lustig wogte die grünglasige Flut — die Fröhlichkeit der Kraft schien sie darzustellen.

Dort drüben schaukelte eine Fischerflottille: klobige, braun und grün angestrichene Fahrzeuge mit grauen, geblähten Segeln, darauf große Zahlen und Buchstaben gemalt waren, und unfern von diesem Dutzend fester, plumper Schifflein, wie ein Hirt hinter seiner Herde, ein Dampfer, schwarz, verräuchert, der auf den Wogen zu schweben schien und dann wieder so tief versank, daß nur seine schwerrußige Rauchfahne, ein Stückchen seines Schornsteins und die nadeldünne Linie seines Mastes sichtbar blieben.

Da kämpften harte Männer mit dem Element um die Mittel zu ihrem und der Ihren Dasein.

Welch ein Leben mußte das sein, so tage- und nächtelang auf den tanzenden Nußschalen, im pfeifenden Wind, überspritzt von jeder heranjubelnden Woge. — —

Aus der Enge des Schauplatzes ihres bisherigen Lebens sah Malve sich plötzlich in die Weite versetzt.

So unendlich und so kühn das Meer — so hoch und groß der Himmel — —

„O schöne, weite stolze Welt," dachte Malve. „In dir muß man glücklich sein."

Und ihr war, als könne man sich alles ertrotzen, als käme es nur auf den eignen festen Willen an.

Dieser Wille war über sie gekommen! Was konnte ihr nun noch geschehen!

Vor ihn hintreten würde sie und sagen: „Da bin ich, nimm mich, ich will mit dir gehen und um deinetwillen alle verlassen."

Sie genoß die Himmelswonne dieses Augenblicks mit heißem Herzklopfen schon vorweg.

Endlos groß, kühn wie das Meer war ihr Fühlen.

Da schrak sie zusammen; man sprach zu ihr und riß sie aus ihrem Liebestraum.

„Geht es der gnädigen Frau besser?" fragte hinter ihr eine Stimme.

Die beiden alten Herren standen da, und der lange, dünne sagte noch: „Ich fand vorhin keine Gelegenheit, mich vorzustellen: Köster."

Malve sagte, daß ihre Mama sich beruhigt habe, und wußte nicht recht, ob sie als junge Dame sich auch vorstellen müsse.

„Die Passagierliste, mein gnädiges Fräulein," nahm der lange, graue Herr wieder das Wort, „nennt Frau und Fräulein Werlhof. Darf ich vielleicht fragen, ob ich das Vergnügen habe, mit Fräulein Werlhof zu sprechen?"

„Allerdings..."

„Ihre Frau Mama trägt tiefe Witwentrauer. War vielleicht der verstorbene H. M. Werlhof..."

„Das war mein Papa."

„O, ich kannte ihn gut. Als ich noch in Hamburg etabliert war, haben wir in Geschäftsverbindung gestanden."

„Das wird Mama aber sehr interessieren," rief Malve wahrhaft beglückt.

Sie wußte, daß eine solche Beziehung genügte, ihrer Mama die Tage angenehm zu machen, und daß es an endlosem Unterhaltungsstoff nicht fehlen würde.

Zu dritt setzte man nun den Gang um das Promenadendeck fort.

In einigen Minuten wußte Malve, daß Herr Köster deutscher Generalkonsul in Nangasaki sei, bis Schanghai die „Württemberg" benutzte und dann nach Nangasaki hinüberfahre. Er war in Familienangelegenheiten und der Interessen seines Handelshauses wegen in Europa gewesen. Ferner daß Herr Gerhard Holthusen eine Vergnügungsreise nach Ceylon mache und ein einsamer Mann sei, der es immer froh begrüße, wenn er nette Reisegesellschaft fände. Das wurde unter harmlosen Scherzen erzählt, und Malve dachte immer: „Wie wird es Mama freuen, wie wird es Mama freuen!"

Auch erklärten die beiden Herren ihr, daß die Schiffe, die im Frühling nach Ostasien führen, immer wenig besetzt seien; bei der Ausreise könne man im Herbst kaum Platz finden, bei der Heimreise kaum im Frühling. Man werde es bequem haben, und selbst wenn in Antwerpen und Southampton noch Passagiere dazu kämen, bleibe man ein immerhin übersichtlicher Kreis.

Darüber erschrak Malve. Sie hatte sich ein großes Menschengewühl vorgestellt, ein internationales Treiben, in welchem sie sich unbeachtet verlieren könne. —

Der Generalkonsul Köster war schon mehrmals mit dem „Württemberg" gefahren und pries Malve mit großen Worten alles: den famosen, gemütlichen Kapitän, die großartige Verpflegung, die musterhafte Bedienung und Reinlichkeit. Seit der letzten Reise hatte aber der Arzt gewechselt. Der vorige sei ein höchst amüsanter Anekdotenerzähler gewesen und überhaupt ein netter Kerl... Der neue?...

Köster sammelte die Passagierliste aus seiner Brusttasche und setzte einen goldgefaßten Kneifer auf sein Näschen.

„Der neue heißt Maurach. Maurach? Maurach? In Hamburg gab es eine Familie dieses Namens. Eduard Maurach war der letzte, mit der Mutter meiner Frau übrigens entfernt verwandt. Und Edu hinterließ bloß einen Sohn. Der ist verdorben und verkommen, so viel ich weiß — wurde in der Besserungsanstalt erzogen oder dergleichen. Der kann es nicht sein. Vielleicht giebt's anderswo noch Maurachs. Na, das wird man ja erfahren."

Malve hatte eine feindselige und geringschätzige Aufwallung. Also so ein Mensch war dieser Generalkonsul Köster! Einer von denen, die ein kindisches Interesse daran haben, festzustellen, ob Herr Hinz mit Frau Kunz verwandt und ob X mit Y bekannt sei.

Zugleich regte sich aber auch in ihr ein dumpfes Gefühl, das sie ermahnte, sich zu dem Geliebten zu bekennen, ihn mit rühmenden Worten so hoch zu stellen,

daß dieser zudringliche Mann ihn nicht gar erst mit Fragen zu behelligen wagte.

Aber weil sie zu viel zu sagen gewußt hätte, fehlte es ihr an der Geistesgegenwart, ein treffendes, kluges Wort herauszufinden. Die Überfülle schloß ihr den Mund.

„Schiffsärzte," sagte Herr Holthusen, „sind fast immer interessante Leute. Entweder sind es junge Männer, die einen Drang in die Ferne, außerordentliche Wißbegier auf Länder und Menschen haben und sich, bevor sie sich seßhaft machen, erst noch auf eine lukrative Art die Welt ansehen wollen. Oder sie haben einen Roman gehabt oder irgend ein Pech in ihrem Beruf."

„Ich muß nach meiner Mutter sehen," sprach Malve hastig.

Sie mußte sich Zwang anthun, um nicht davon zu laufen.

Unten in der Kajüte lag ihre Mutter und schlief friedlich mit auffallend roten Wangen.

Auf dem Korridor flüsterte die Stewardeß ihr zu, daß dies das Beste sei, was die gnädige Frau thun könne, und daß sie um sieben Uhr zum Diner aufstehen solle.

Nun wußte Malve nicht, wohin. Aber doch blieb ihr nichts andres übrig, wie an Deck zu gehen.

Wenn er ihr dort begegnete, vor den Augen dieser beiden Männer? Ein schrecklicher Gedanke.

Köster und Holthusen lagen jetzt in Plaids gewickelt auf ihren Tropenstühlen; gerade war der Decksteward dabei,

durch das Korbgeflecht der Stühle am Kopfende Strippen zu ziehen und an die Messingstange zu binden, welche um die Kajütenwand lief; so konnten sie nicht rutschen.

„Wie geht's?" rief der Generalkonsul.

„Danke, Mama schläft," rief Malve von weitem zurück. Es war gerade, als ob man schon intim bekannt sei und auf die Form verzichten könne.

Malve machte sich klar, daß ihre Mutter schon morgen mit diesen beiden Männern sehr vertraut sein werde.

Und die Fremde, das Fremdsein unter Menschen hatte ihr so etwas wie ein schützender Mantel geschienen. Sie ging an die andre Seite, nur um Köster und Holthusen nicht zu sehen.

Hier an Backbord pfiff aber ein Wind, der ihr durch den Körper zu wehen schien, als sei der ganz und gar transparent geworden.

Die Sonne stand hinter Wolken, das Wasser war dunkler als vorhin, und weil die blinkenden, wechselnden Lichter fehlten, die, wie spielende Blitze, jede Sekunde zehnmal ihren Platz änderten, schien die Flut trotz der hohen Wogen stiller geworden. Aber auch drohender. Ihr Lachen hatte sich in schweren Ernst gewandelt.

Das Heulen des Windes deuchte Malve schrecklich. Sie wußte nicht, daß das Schiff mit der Gewalt seiner Bewegungsgeschwindigkeit gegen ihn fuhr, sich in seine Luftströme hineinbohrte, sie durchschnitt und ihn so wilder pfeifen und brausen machte.

Das Kinn in den aufgeklappten Kragen ihres Jacketts versenkt, die Hände in den Taschen, lief sie, etwas vorgebeugt, hin und her, während aus ihrem Haar sich kleine Strähne löſten und ihr ins Gesicht schlugen.

Um sieben, beim Diner — da mußte es geschehen! Da gab es kein Ausweichen.

Um sieben.

Mit einemmal horchte Malve auf. Über das Meer hin klang ein Trompetensignal. Es gab so merkwürdig die Illusion, als sei man auf festem Lande, als käme Militär. Sie sah einen der Stewards mit der Trompete herankommen. Und dicht bei ihr blies er in den Wind hinein: „So leben wir, so leben wir alle Tage."

Es war fast lächerlich — es kam ihr selbst kindisch vor... aber das lustige Signal gab ihr Fröhlichkeit und Mut zurück.

„Zeit zum Ankleiden" hieß es nur. Ihr aber schien es so viel Verheißendes zu sagen.

Sie eilte hinab.

Gerade war auch die Mutter aufgewacht, fast erstaunt, nicht todkrank zu sein.

„Schön ist mir gerade nicht," sagte sie, „immer noch so übel im Kopf — aber bloß im Kopf."

Aber sie hatte doch den Mut gewonnen, an Henris Befehl zu denken und mit festem Willen dagegen anzugehen.

Unter den größten Schwierigkeiten, hin und her gestoßen, gegeneinander fallend und sich aneinander

haltend, machten sie sich ein wenig zurecht. Und dabei erzählte Malve, daß Herr Generalkonsul Köster den Papa gekannt habe. Nun war Frau Werlhof so gut wie zu Hause. Ihr Interesse war groß, ihr Vergnügen ebenso. Sie machte einige Randbemerkungen über die Kleinheit der Welt und begriff nicht, daß Malve noch nicht wußte, was für eine Geborene des Generalkonsuls Frau sei.

Als die letzten, nachdem es schon längst zum zweitenmal an ihrer Thür vorbei geblasen hatte, traten sie in den Speisesaal, der im elektrischen Licht hell glänzte. Von den fünf Tischen, die sich in gleichmäßiger Entfernung voneinander im Raum hinzogen, waren kaum anderthalb besetzt.

Der Steward wies die Damen an ihre Plätze, es waren gleich die ersten beiden rechts vom Kapitän, der präsidierte, dessen Stuhl aber für jetzt leer blieb. Gegenüber sollten die Herren Köster und Holthusen sitzen und stellten sich nun erst Frau Werlhof vor, die ihnen gleich lebhaft die Hand drückte.

Malve wagte kaum, die Reihe der Anwesenden zu überfliegen. Es mochten vielleicht fünfzehn Herren sein, und nur eine einzige Dame befand sich noch außer Malve und ihrer Mutter dabei.

„Wir sind nur eine kleine Gesellschaft," sagte der Generalkonsul Köster, „jetzt zum Sommer geht, außer unserm Herrn Holthusen hier, wohl niemand nach Asien, wer nicht muß. Die Dame ist Frau Klever. Von Klever und Burmeister in Shanghai — ein Name, der

Ihnen natürlich bekannt ist. Wenn Sie gestatten, gnädige Frau, stelle ich Ihnen nachher Frau Klever vor. Ich kenne sie sehr gut. Aber sie hat sich ausdrücklich den Platz neben unserm Doktor bestellt. Sie reist mit ihrem Kindchen und ihrer chinesischen Dienerin. Die Herren sind zum Teil Kaufleute, Kolonialbeamte..."

Hier wurde seine Rede unhörbar. Im Vorraum saß die Bordkapelle und fing einen schmetternden Marsch an.

Man saß und fing an zu essen. Frau Werlhof, mit hoher Befriedigung ganz in der Situation, las das Menu und daneben die Vortragsfolge der Tafelmusik; ihr wäre ganz festlich zu Mut gewesen, wenn dieser Riesenschaukelstuhl, auf dem man sich befand, nur einmal aufhören wollte, sich zu wiegen. Aber immer ging es hin und her, hin und her, und ab und an klatschten glasig grüne Massen gegen die runden Fenster. Dann wandte sich der Generalkonsul Köster um und sagte gewissermaßen strafend: „Na, na . . ."

Endlich hatte Malve es gesehen: der Platz neben Frau Klever war leer! Enno Maurach war nicht am Tisch. Nun begriff Malve gar nicht, daß sie sich darüber in Zweifel befunden hatte. Von allen Anwesenden hätte sie doch nur allein ihn gesehen, falls er hier gewesen wäre.

Diese Frau Klever ärgerte sie. Weshalb wollte die neben Maurach sitzen? Kannte sie ihn? Es war für Malve schwer, die Dame genau zu beobachten, sie saß an derselben Seite mit ihr.

„Unsern Kapitän bekommen wir erst recht zu Gesicht, wenn wir in Antwerpen liegen, und dann wieder, wenn wir die Needels passiert haben," erzählte Köster in einer Pause. „Er wacht auf der Kommandobrücke über unsre sichere Fahrt."

„Warum ist er nicht bei Tisch?" dachte Malve. „Will er mir nicht begegnen? Weiß er überhaupt, daß ich hier bin? Natürlich hat er die Liste gelesen. Gewiß wollte er mir nicht zuerst bei Tisch begegnen."

Die fixe Idee bemächtigte sich ihrer, daß er eine Begegnung ohne Zeugen herbeizuführen wissen werde. Vielleicht heute Abend nach Tisch an Deck — —

Aber auch da wartete sie vergebens.

Kaum erhob man sich, so trat Frau Klever heran und ließ sich vorstellen.

Malve faßte sofort eine sehr heftige Abneigung gegen sie.

Frau Klever war eine ungewöhnliche Erscheinung; man konnte sagen, sie war eine häßliche Frau — mit den Allüren und Ansprüchen einer Schönheit. Ihre Gestalt freilich zeigte die Linien eines auffallend schönen, geschmeidigen Wuchses, ihr gut geformter Kopf saß auf schlankem Hals. Ihr Haar war sehr kunstreich geordnet, ihre Kleidung überaus kostbar, geschmackvoll und modern. Man sah, daß diese Frau den äußersten Wert auf ihre Erscheinung legte, und kam durch den ganzen Apparat, sowie durch die ungemeine, weltgewandte Liebenswürdigkeit, die Frau Klever entwickelte, eigentlich kaum dazu, festzustellen, daß ihr Gesicht durch eine hagere Nase, kleine Augen und

einen grauen Teint entstellt wurde, welch' letzteren freilich eine feine Puderschicht bedeckte.

Sie erzählte gleich, daß ihr Baby nicht wohl sei, daß sie aber keine Spur von Angst habe bei der vertrauenerweckenden Art des Arztes, von dem sie sich entzückt zeigte. Es gäbe nur eine Schwierigkeit zwischen Arzt und Patientin: Baby spräche nur pigeon-english und könne noch gar kein Deutsch.

Man setzte sich, in Pelzmäntel und Plaids gewickelt, noch an einer geschützten Stelle an Deck zusammen, beim Schein eines elektrischen Lichtes. Frau Klever führte das Wort und neckte sich mit dem Generalkonsul. Von Gerhard Holthusen ließ Frau Werlhof sich seinen Reiseplan erzählen.

Und Malve stand an der Reeling und sah in die Nacht hinaus. Kein Stern war am Himmel, und schwarz war die Weite.

Wie ein Riesenfisch schwamm das Schiff durch die Nacht. Aus den Fenstern brachen runde Lichtströme und warfen einen kurzen, kleinen Schein auf die Flut.

Drüben zog ein heller Punkt durch die schwarze Finsternis, wie ein Leuchtkäfer — die Laterne eines andern Schiffes. Es mußte ein kleiner Segler sein, denn nichts glomm durch die Nacht, wie das helle Licht seiner Buglaterne und das stille, grüne seiner Backbordsleuchte. —

Mein Gott, ahnte er — Maurach — denn nicht, daß sie hier stand und in vergehender Sehnsucht seiner

wartete, das erlösende Wort auf den Lippen, die Arme geöffnet?

Aber doch, wie beruhigend es war, zu wissen, er konnte ihr nicht entrinnen.

Wie ein märchenhaftes Stück Leben, durch die tote, schwarze Nacht schwamm dies Schiff, und auf seinen Planken stand auch er. Dieselbe Woge trug sie fernwärts, derselbe Nachtwind brauste in ihr Ohr.

Enttäuscht und doch nicht trauervoll, ging Malve mit der Mutter hinab.

Sie schliefen nicht viel in der Nacht. Es war ihnen unbequem und ungewohnt, auf dem schmalen, länglich viereckigen Lager langsam hin und her gerollt zu werden, alle Augenblicke zu erschrecken, wenn eine Woge gegen ihr Fenster prallte. Aber gegen Morgen ward es ruhiger. Das Wasser rauschte nicht mehr bis zum Kajütfenster empor, der große Schaukelstuhl hatte sich in einen Dampfpflug verwandelt und wühlte vorwärts.

Verheißend mahnte sie dann das Morgensignal, sich zum ersten Frühstück einzufinden.

So ein paar Töne Blechmusik! Aber wieder war es Malve, als der Trompeter blies: „Freut euch des Lebens", als käme heute das Glück.

Am Frühstückstisch begrüßte sich die Mama mit ihren Bekannten von gestern, als seien sie ihre Jugendgenossen. Frau Klever hatte einen Morgenanzug von vollkommenem Geschmack an und war schon auf das sorgsamste hergerichtet.

„Für ihn etwa?" dachte Malve eiferfüchtig.

Aber er war wieder nicht anwesend.

Oben an Deck nachher war eine Stimmung von allgemeiner Freudigkeit, und die Sonne schien. Die Ufer der Schelde säumten, noch fern und gelb und bläulich, die nun wieder ockerfarbenen Wasser ein. Um Mittag würde man in Antwerpen sein.

Frau Klever schlug für morgen und übermorgen eine Fahrt nach Brüssel vor und für diesen Nachmittag einen gemeinsamen Bummel durch Antwerpen.

Da mit einemmal fiel aller Mut von Malve.

Zwei und einen halben Tag lag das Schiff in Antwerpen. Gewiß, ganz gewiß fand er dort die leichteste Gelegenheit, sich ihr zu entziehen, — wenn er es fertig gebracht, von Bremerhaven bis Antwerpen, an Bord eines Schiffes, ihr nicht zu begegnen — —

Und der Gedanke durchzuckte sie, zu gehen. Sollte dies sein schweigendes Fernhalten ihr nicht zeigen: ich will dich nicht wiedersehen? War es nicht stolzer, nun keinen Versuch zu machen?

Aber ihr Herz hatte gleich Gründe, die sich gegen den Stolz anführen ließen.

„Ich habe ihm Wunden geschlagen, ich muß mich demütigen, damit er mir glaubt, daß ich sie heilen will.“—

Ihre Blicke waren nicht frei genug, um das schöne Landschaftsbild zu erfassen, das sich vor ihnen langsam aufrollte.

Der breite Strom wälzte sich ihnen entgegen. Seine Ufer flach und grün, wurden erkennbar. Windmühlen erhoben sich auf Deichen, kleine Kanäle, von dünn aufgeschossenen Baumreihen eingesäumt, mündeten in das Flußbett. Und noch bläulich überschleiert erhoben sich fern die ungleichen Türme der Kathedrale von Antwerpen aus einem farbenfleckigen Häusergebreite. Die ganze ungeheure Ebene war von feuchten Dünsten zart überhaucht, leichter Sonnenschein durchwirkte sie mit silbrigem Glanz. Und immer näher schwamm das Stadtbild mit zahllosen Masten übergittert, im Reiz seiner weichen, zerflossenen Farben.

„O Gott wie schön,“ sagte die Mutter andächtig und dankbar neben Malve.

„Wäre er da, mit mir zu sehen,“ dachte Malve gequält.

Am Ufer stand eine hundertköpfige Menge, sich oben auf der Promenade drängend, die auf den Dächern der weit sich hindehnenden Lagerschuppen am Quai aufgebaut ist.

Das weiße Schiff kroch vorsichtig heran, Kommandorufe ertönten, die Musik spielte.

Malve sah sich um. Er war auch jetzt nicht zur Stelle.

Sie verlor jede Beherrschung. Sie lief die dem Quai abgewandte Backbordseite entlang. Vielleicht war er auf dem Deck des Mittelschiffs.

Wenn er nun fortging? Vielleicht gar nicht wieder kam?

Und wenn sie ihn vor aller Augen sehen und anreden sollte — —

Und da sah sie ihn und blieb wie gelähmt stehen.

Am Ende des Promenadendecks, wo eine kleine Treppe zum Mittelschiff hinabführte, stand eine Gruppe: die in ihre schwarze Landestracht, weite Hosen und halblange Jacke gekleidete Chinesin der Frau Klever. Die Jadeohrringe der Chinesin blinkerten in der Sonne, auch das schwarze, glatt zurückgestrichene Haar gleißte. Das Töchterchen der Frau Klever in Rosa und Spitzen, auf dem Arm der Chinesin, lachte aus einem riesigen weißen Faltenhut heraus mit seinem holden Kindergesichtchen — ihn an. Frau Klever, in einer englischen Straßentoilette, stand in nachlässig geschmeidiger Haltung an das Geländer gelehnt und plauderte.

Er aber, hoch und ernst, trotz des gütigen Lächeln, das sein Gesicht verschönte, schien schweigend zuzuhören.

Malve war so nahe. Sie hätte vielleicht hören können, was Frau Klever sprach. Aber die Musik spielte, und es war darüber hin noch ein Summen und einzelnes brüllendes Rufen von Menschenstimmen.

Wie diese Frau sich da reckte und bog . . . Herausfordernde Koketterie in jeder Bewegung, mochte ihr Gesicht noch so vornehm kühl, ihr Gespräch noch so tadellos sein . . . machte sie wohl einen Schritt, eine Bewegung, ohne die Blicke des Mannes einzuladen . . .

Bittere Eifersucht quoll quälend in Malve auf. Da sah Frau Klever sie und machte eine Geste, als wolle sie auf Malve zukommen oder sie heranwinken. Aber zugleich auch sah er Malve.

Und er trat auf die oberste Stufe der Treppe.

Grüßte er? Sprach er noch ein verabschiedendes Wort zu der Frau?

Malve sah nichts, hörte nichts. Sie sah nur, daß er sich abgewandt hatte und die Treppe hinab ging — ihr aus dem Gesicht, ihr aus dem Wege.

Frau Klever kam lebhaft auf sie zu.

„Unser Doktor ist ein Bär und Menschenfeind. Er will nichts. Morgen nicht mit nach Brüssel fahren — nun das kann er vielleicht nicht, irgend ein Trimmer könnte sich den kleinen Finger weh thun — aber nicht einmal heute nachmittag mit in die Stadt."

„Es ist wahr, er geht mir aus dem Wege," dachte Malve.

Frau Werlhof war zu angenehm beschäftigt, um zu bemerken, wie teilnahmlos ihre Tochter sich den ganzen Nachmittag und Abend zeigte. Malve hätte später nie jemandem zu erzählen vermocht, wie Antwerpen aussähe. Nur das lärmvolle, eilige Glockenspiel der Kathedrale, das so protzig aufdringlich aus der Höhe herabklang, blieb ihr im Ohr und bewegte ihr Herz, indem sie sich dabei der träumerischen, zögernden Töne jenes andern Glockenspiels erinnerte, das in ihrer Heimatstadt vom Turme St. Mariens klang.

Die Gesellschaft wollte nach dem späten, in einem eleganten Restaurant genommenen Diner noch ein Café besuchen. Frau Klever schien von unersättlicher Lebenslust. Aber Frau Werlhof und Malve zogen es vor, an Bord zurückzukehren, und die Mutter ging gleich schlafen.

Malve sagte, sie wolle noch ein wenig oben bleiben, es sei so wunderbar, auf einem Schiffe zu wohnen und das Leben des Stromes nahe an sich vorbeiziehen zu sehen.

Sie saß still und sah hinaus. Zahllose weiße elektrische, grüne, rote, gelbliche Lichter, stillstehende und schwimmende, erhellten unsicher und im wechselnden Schein Wasser und Ufer. Und alle Lichter waren von jenem feinen, zarten Flor umhüllt, der als feuchter Dunst auch das Tagesbild der Gegend so sanft übertönte. Am Himmel drüben, dicht über dem Horizont, kam seltsam rötlich der Mond herauf, so als sei er ein Horn, das ein noch unsichtbarer Jäger blasend hoch am Munde halte.

Auf der blanken schwarzen Flut schaufelte ein Raddampfer vorbei. So mischten sich Abendstille der Natur und nie ermüdende Menschenhast seltsam zu einem Eindruck, dessen Reiz Malve zu empfinden begann.

Das Promenadendeck schien wie ausgestorben. In der Herrenkajüte war es hell, die Thüren standen offen, aber niemand saß darin. Selbst die Dienerschaft blieb unsichtbar. Am Mittelschiff war Leben, da keuchten an rasselnden Ketten Frachtstücke in den Schlund des Packraums hinab. Malve hörte es schon gar nicht mehr.

Aber den Schritt hörte sie, der jetzt langsam herankam, und die hohe Gestalt sah sie . . .

Endlich er. Und er schien das Deck vereinsamt zu glauben, denn er ging an die Reeling heran und lehnte sich dagegen, um hinauszusehen auf den nächtlichen Strom.

Es gab kein Besinnen.

Malve war schon hinter ihm, neben ihm.

„Endlich," stammelte sie, „endlich!"

Enno Maurach fuhr zusammen und trat zugleich einen Schritt zurück.

„Nein — nicht fliehen . . ." rief sie angstvoll.

„Was haben wir noch miteinander zu sprechen?" sagte er fast unhörbar. „Ich habe gethan, was ich konnte, den bösen Zufall zu durchkreuzen . . . und mich nicht gezeigt . . ."

„Es war kein Zufall!" sagte Malve beinahe triumphierend in plötzlich über sie kommendem Liebesmut.

„Kein Zufall?!" Er wiederholte es staunend, grollend. Und dann noch einmal, wie zu höchstem Zorn gesteigert: „Kein Zufall!"

„Ich wollte dich finden. Ich wollte dich sehen, Ich wollte dir sagen, daß ich dich liebe, mehr als die Meinen, und daß ich sie verlassen will um deinetwillen," fuhr sie fort.

Aber der Jubelschrei, von dem sie geträumt hatte, erklang nicht. Keine Arme öffneten sich ihr in seliger Freude.

Es schien, als erschrecke der Mann und als kämpfe er schwer mit sich, gefaßt zu bleiben.

Aber als er endlich sprach, da hörte Malve es wohl: seine Stimme bebte von Zorn, und es blitzte ihr etwas entgegen aus seinem ganzen Wesen wie die Unversöhnlichkeit eines tödlich verletzten Mannes.

„Ich bin kein Spielzeug, ich bin ein Mann," sagte er. „Du hast dich entschieden. Es ist vorbei."

Sie faltete die Hände zu ihm empor.

Sie konnte sein Gesicht deutlich sehen — der Schein des nächsten Lichtes beleuchtete es ganz. Finster und hart sah es aus. Und sein Blick sprühte sie an — feindselig —

„Vergieb mir," flehte sie, „laß mich versuchen, dir zu erklären — — du bist einsam aufgewachsen, du weißt nicht, wie es ist, immer unter dem Willen einer Familie zu stehen und auch da, wo man den eignen Willen hat, dem eignen Geschick nachgeht, auch da die andern hereinsprechen zu hören, sie Kritik üben zu sehen, ihre Teilhaberschaft zu fühlen — es ist, als ob man kein Leben für sich allein hat. Selbst wo die Geschwister keine Herren sein wollen, macht man sie dazu, indem man ihr Urteil, ihre Liebe anruft . . ."

„Gut," sagte er, „so hast du gefühlt. So hast du dich entschieden. Du bist dem stärkern Gefühl gefolgt. Ich habe nichts zu vergeben. Du bist ein paar Tage in mich verliebt gewesen. Das kommt vor. Es war ein Irrtum. Deine Geschwister waren dir mehr als ich."

Seine Bitterkeit war vernichtend.

„Ich liebe dich!" rief sie leidenschaftlich. „Es war ein Irrtum, als ich dachte, ich könne nicht ohne meine Geschwister leben. Ich kann nicht ohne dich leben, das ist die Wahrheit."

Er schwieg. Hatte ihr Ton ihn doch erschüttert? Hörte er den Notschrei ihres Herzens.

Zitternd wartete Malve.

Ruhiger, fast sanft, aber doch mit einer ehernen Festigkeit sprach er: „Du wechselst zu oft mit deinen Erkenntnissen. Ich kann an ihren Wert und ihre Dauer nicht glauben."

Sie brach in Thränen aus.

Er fühlte sich gequält — so maßlos gequält. Er sah auf sie herab.

Da lehnte sie, hilflos, fassungslos . . . sein ganzes Herz krampfte sich zusammen.

Er liebte sie — in dem Elend dieses Augenblicks vielleicht mehr als je. Und doch . . . es konnte nicht sein.

„Wäre ich noch ein Mann," begann er, „wenn ich nicht der Besonnene bliebe? Wenn ich wieder und immer wieder mit mir spielen ließe? Nein, mein Kind — zweimal hast du mich verleugnet. Es ist genug! Damals, als du mich zu Walcker kommen ließest, liebtest du mich, ohne es noch zu wissen. Aber selbst dein unbewußtes Gefühl versteckte sich feig, als dein Bruder kam. Dann jene Stunde, wo du dich mir . . ."

Seine Stimme brach. Malve weinte stärker.

„Und vor dem Ansturm, den Hochmut und Vorurteil unter dem Deckmantel der Geschwisterliebe führten, erlag dein Mut, du fandest nicht den Weg zu mir. Wie sollte ich dir noch glauben?"

„Enno," schluchzte sie.

„Nein, ich kann es nicht. Ich kann wohl glauben, daß dein Gram echt ist — jetzt! Aber das sind Stimmungen, liebe Malve. Auch deinetwegen — ich darf nicht hören — es ist vorbei."

„Du tötest mich,“ murmelte sie.

Er lächelte traurig.

„Du stößt mich von dir?“

„Du selbst hast mich von dir gewiesen,“ sagte er.

„Du glaubst nicht an meine Liebe?“ jammerte sie.

Er nahm ihre Hand und sah ihr ernst in die Augen.

„Ich glaube, daß du mich jetzt liebst — heute — ja! Aber ich habe begreifen müssen, daß deine Geschwister für immer zwischen uns stehen. Wenn du dich jetzt auch mutig auf meine Seite stellst — bald würde die Stunde kommen, wo deine sehnsüchtigen Blicke zu ihnen hinüber gingen — zu ihnen, die meine Feinde sind, — das ertrüge ich nicht. Ich will ein Weib ganz haben oder gar nicht. Du aber bist durch tausend Bande mit deinen Geschwistern verknüpft. Ich darf sie nicht zerreißen. Denn ich weiß es: losgelöst von ihnen, würdest du kein wahres Glück finden. Vielleicht,“ schloß er mit schmerzlichem Lächeln, während sich ihm die Augen feuchteten, „vielleicht findest du es auch fern von mir nicht. Aber dann tröste dich und denke an einen, der es auch niemals fand und niemals finden wird.“

„Verzeih meinen Geschwistern,“ bat sie, „sie wollten doch mein Bestes.“

„Wollten sie allein dein Glück oder folgten sie auch ihrer Familieneitelkeit, als sie den armen, übelbeleumundeten Bewerber zurückstießen?“ fragte er.

„Enno . . . Enno,“ stammelte Malve erschreckt. Und doch war es ihr, als sähe sie etwas Neues, bisher Unerkanntes aufdämmern.

„Und du,“ sprach er weiter, ohne Bitterkeit, aber so hoffnungslos traurig, wie man nur von einer unabänderlichen Vergangenheit spricht, „du verwarfst mich, auf die erste beste Erzählung von den düstern Unthaten meiner Jugend . . . ohne Prüfung, ohne Kampf, mutlos, feig . . .“ Er richtete sich plötzlich hoch auf. „Nein, Malve, du bist kein Weib für mich!“

Sie hielt sich fest. Ihre Sinne drohten ihr zu vergehen. Das war das Richterwort. Sie hörte es wohl. Dagegen gab es keinen Kampf mehr.

Es war aus. Sie hatte ihn verloren.

Durch eigne Schuld? Wirklich nur einzig und allein durch eigne Schuld? Und aufgärend erhob sich in ihrer Seele ein Haßgefühl gegen ihre Geschwister.

Und der Haß ist eine belebende Kraft. Malve wurde nicht ohnmächtig, sie brach nicht in wildes Schluchzen aus.

Es war ihr, als sei eine neue große Aufgabe auf sie gelegt. Als müsse sie sich rächen. Ein unklares, vorwärts drängendes Gefühl erfüllte sie.

Vielleicht war es nicht allein dies „ich werde Rechenschaft fordern“, vielleicht war auch das stolze weibliche Empfinden dabei, sich stark zu zeigen, da er sie feig gescholten.

„Und nun . . . was soll werden?“ fragte sie und stand ihm gegenüber, ebenso gerade aufgerichtet, wie er.

„Was werden soll? . . .“

„Ja — meine Mutter und ich können hier nicht plötzlich unsre Reise abbrechen. Mama ahnt von nichts.

Fast ungehörig, unkindlich habe ich es durchgesetzt, daß wir mit diesem Schiff fuhren. Du begreifst, daß es sie aufklären hieße . . . Sie soll nicht weinen meinetwegen. Und du . . . dich bindet hier deine Pflicht."

Ihr fester, beinah harter Ton war ihm so neu.

„Ich werde dir aus dem Wege zu gehen wissen, wie bisher."

„Nein. Ich bitte dich, den neugierigen Augen dieses Herrn Köster kein Schauspiel zu geben. Er würde es doch endlich bemerken, daß du meinetwegen den Tisch und die Gesellschaft meidest."

„So gefaßt? Oder so vom Hochmut aufgestachelt?" dachte er.

Er hätte ihr in der Seele lesen mögen.

„Wenn du glaubst, uns die Qual auferlegen zu sollen . . ." sagte er zögernd.

„Was ist das alles gegen das eine böse Wort, das du mir gesagt?" sprach sie mit solchem Ausdruck, daß er erschrak. Und dann: „Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagte auch er.

Lange stand er noch. Aber er war unfähig, etwas andres zu denken, als immer nur dies eine:

„Vorbei — es muß vorbei sein."

Malve ging in ihre Kajüte. Beim hellen Licht schlief die Mutter friedlich, obschon von fern und dumpf das Geräusch des Ladens und das Stöhnen des Prahms hörbar war.

Leise entkleidete sich Malve. Aber als sie dann die kleine Leiter ansetzte, um in das Bett oberhalb des

Lagers ihrer Mutter zu steigen, erwachte Frau Werlhof doch.

„Bist du endlich da, Kind. Nun schlaf gut."

„Du auch, Mama."

Und dann nach einer Pause: „Mama, ich habe eben endlich auch den Schiffsarzt gesehen und gesprochen. Weißt du, wer es ist? Maurach, der Papa behandelt hat."

„Der — der?" antwortete Frau Werlhof.

Was hatte ihr Walcker doch einmal erzählt, daß er glaube, Malve liebe jenen Mann? Aber Malves Stimme klang so leise, so verschlafen herunter . . . man ist nicht schlaftrunken, wenn man eben den Mann sprach, den man heimlich liebt. Lange horchte Frau Werlhof noch. Aber Malve lag ganz still.

Und über dem fernen Getöse des Ladens, über dem merkwürdigen, quellenden, gluckſenden Geräusch, das das in der Ebbe sinkende Wasser des Stromes machte, verlor das Ohr der Frau zuletzt die Unterscheidungsfähigkeit, und ihr schien, als atme Malve still und gleichmäßig.

„Walcker phantasiert manchmal," dachte sie endlich und schlief allmählich ein. —

Die beiden Tage in Brüssel waren überstanden. Frau Klever hatte sich dabei benommen, wie eine Fürstin, die mit ihrem Hofstaat reist, und sich außerdem in Brüssel noch so viel Spitzen, Putz und Schmuck gekauft, daß Frau Werlhof ein wenig geblendet war von dieser Großartigkeit im Geldausgeben.

Bei der Rückkehr, dicht vor der Abfahrt des Dampfers, empfing man die erste Post von zu Hause.

Die Mama war in Freudenthränen. Henri hatte geschrieben und Lisbeth, Wolfgang und Eleonore, auch von Lydia war ein Brief da. Fünf Schriftstücke, die von der Mutter mit unersättlichem Vergnügen gelesen wurden. Alle Geschwister ließen Malve zahllose Male grüßen.

Malve dachte nur: sie haben mir nicht einmal selbst geschrieben, mir — der sie in ihrem Egoismus alles raubten.

Frau Werlhof mußte sich mitteilen. Man saß so gemütlich beisammen und fuhr dem Kanal entgegen. Die besonnten Scheldeufer zogen vorbei, immer ferner sich zurückziehend. Auch Doktor Enno Maurach saß im Kreise, in den ihn Frau Klever mit Gewalt hineinzog, damit er sich nur nicht etwa einer andern Clique von Passagieren anschlösse. Malve zitterte vor Zorn: diese Frau that, als sei er ihr Kammerherr, zu ihren Diensten hier an Bord. Da fing nun Frau Werlhof an, den neuen Bekannten von ihren Kindern zu erzählen. Sie wurde etwas weitschweifig dabei. Es war auch eigentlich das einzige Gesprächsthema, bei welchem sie sich ganz in ihrem Behagen befand.

Herr Generalkonsul Köster hörte mit scharfem Ohr zu. Wenn er erfuhr, mit wem die Söhne verheiratet waren, in welchem Beruf sie standen, konnte seine Neugier sich ein genaueres Bild von der finanziellen und gesellschaftlichen Stellung der Werlhofs machen. Frau Klever

that auch, als wenn sie zuhörte, saß mit aufgestütztem Ellbogen und kokettierte mit ihrer schneeweißen beringten Hand. Sonst wenn die Mama so ausführlich wurde, ängstigte Malve sich, daß es die Menschen langweile. Heute aber beobachtete sie den geliebten Mann.

„Ja," schloß Frau Werlhof, „es war die Freude und der Stolz meines Mannes: sein Viergespann, wie er sagte. Vergnügen und Arbeit unsrer Kinder haben wir alles mit ihnen geteilt. Und daß sie so fest aneinander hielten in einer Geschwisterliebe, wie man sie nicht alle Tage findet, das war meines Mannes ganzes Glück."

Flog es nicht wie ein Schein von starker Unruhe über Maurachs Gesicht? Er stand auf und ging nach vorn. Sofort erhob sich auch Frau Klever und folgte ihm. Doch standen sie so, daß Malve beobachten konnte, wie sie auf ihn einsprach.

Wenn nur das nicht wäre — nicht diese eitle Frau, mit der er noch wochenlang zusammen an Bord blieb, während Malve gehen mußte. — —

„Unsre liebe Frau Klever ist wieder im besten Gange, sich einen cavaliere servente heranzubilden für die Überfahrt," sagte Köster und setzte seinen Kneifer auf das Näschen, um auch seinerseits das Paar zu beobachten.

„Wieso?" fragte Frau Werlhof.

„Na, ich bin doch in den letzten acht Jahren dreimal mit Frau Klever von Schanghai nach Bremerhaven gefahren und vice versa. Wir zwei beiden, wir kennen uns. Schade, daß Sie nicht mehr bei uns sind, wenn

wir nach Port Said kommen. Von da an entwickelt sich unsre liebe Freundin erst recht. Ich sage Ihnen, wenn sie so mit ihrer märchenhaft schönen Gestalt auf dem Stuhl liegt — in ihr dünnes weißseidenes Tropengewand gewickelt — unser Doktor soll seine fünf Sinne nur beisammen halten . . ."

„Empörend!" rief Malve, angewidert von des Mannes Klatschsucht, und sprang auf, „Herr Doktor Maurach ist ein viel zu ernster, tiefer Mann, um sich zu einem Spiel herzugeben."

Sie trat an die Reeling, starrte hinaus und versuchte sich zu fassen.

„Ei, ei," dachte der Generalkonsul Köster, der dies „empörend" keineswegs auf sich bezog, sondern es auf Rechnung von Frau Klever stellte. Später sagte er im Vorbeigehen zu dieser: „Schönste aller Frauen, nehmen sie sich vor der Werlhof in acht; die ist eifersüchtig. Von Genua an haben Sie ja auch das Feld frei."

„Sind sie bei Troste? Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen," lachte Frau Klever —

Tage voll schmerzlicher Wonne für Malve folgten. Sie glaubte, alle Hoffnung begraben zu haben. Aber doch ging es ihr wie einer, die am Bett eines Sterbenden wacht: noch ist er da, noch atmet er — und wie sollte da die Hoffnung schon fliehen? Es könnte ja noch ein Wunder geschehen. Nur der Tod beendet alles.

Und er, den sie von Tag zu Tag mit größerer Leidenschaft umfaßte, er war doch da, er lebte, sie sah ihn, sprach ihn — —

Nie allein. Das wußte er zu vermeiden. Aber daran dachte sie auch gar nicht. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen, was kein andres Ohr hätte hören dürfen.

Ihn noch einmal bitten? Nein! Stolz und stark wollte Malve sich zeigen.

Manchmal kamen ihr romantische Wünsche: Unwetter sollten hereinbrechen und das Schiff vernichten, dann konnte sie wenigstens mit ihm sterben. Und um ihm nur noch einmal sagen zu dürfen im Augenblick des Todes: „Ich liebe dich," opferte ihre Phantasie das Schiff, die Millionen seines Wertes und ein paar hundert Menschenleben ganz einfach hin.

Aber es kam kein Unwetter. Über jauchzende Wogen, unter lachendem Himmel zog das weiße Schiff seine Bahn.

Sie kamen an Vlissingen vorbei, und es sah aus wie ein altmodisches Bild mit harten Lokalfarben und artig zurecht gestellter Komposition; schwarz sprang die klobige Landungsbrücke aus Riesenbohlen vor in die gelblich grünen Wasser, die schaumig daran emporspritzten. Rot und gelb und braun stand die Stadt am Ufer, mit alten Giebelhäusern, aus denen blanke, weiß umsäumte Fenster guckten.

Sie ankerten ein paar Stunden auf der Reede vor Southampton und sahen über die flimmernde, zitternde Flut nach Cowes hinüber, das dalag, wie ein Garten der Üppigkeit mit seinem lichten Grün und seinen weißen Schlössern.

Sie sahen die beiden roten Felsenbrocken an der Spitze von Isle of Wight, losgelöst vom Lande, frei aus

den blauen Wogen ragen und freuten sich an dem Wahrzeichen, das ihnen sagte: es geht in den Ozean.

Malve gab sich jenem Eindruck mit einer Art von stiller Inbrunst hin.

Auch er hatte ihn zum erstenmal. Sie sagte es sich fort und fort. War das nicht auch ein Glück, zugleich mit ihm die schöne Welt zu sehen, diesen Bildern unlösbar die Erinnerung an ihre Person zu verknüpfen?

Frau Werlhof staunte sich und ihre eignen Zustände unterdessen täglich neu an. Mit einer naiven Freude sprach sie sich immer wieder zu Enno Maurach darüber aus, daß sie gar nicht krank zu werden scheine und daß sie auch gar nicht geglaubt habe, nach dem Tode ihres lieben Mannes sich noch an der Welt freuen zu können. „Aber es ist in seinem Sinne, ich weiß es," schloß sie immer mit bebender Stimme.

Seit sie sich vergewissert hatte, daß Malve niemals irgend eine besondere Zwiesprache mit dem Doktor suchte, gab sie sich ihm gegenüber sehr herzlich. Er hatte ihren Mann gekannt, er war in ihrem Hause gewesen — also fühlte sie sich ihm beinahe intim. Daraus leitete sie aber auch das Recht her, ihn sehr oft zum Hörrohr ihrer Familiengeschichten zu machen.

Einmal saßen sie zusammen, Frau Werlhof, Malve und Enno Maurach mit dem Kapitän. Weiterhin an der gleichen windgeschützten Seite des Promenadendecks spielte Frau Klever mit einigen Herren „Bleilaatschen". Es war für ihre elegante Figur sehr vorteilhaft, die stoffbezogenen Bleischeiben mit dem schaufelartigen Schieber

in die mit Kreide auf den Boden gezeichneten Felder zu stoßen. Köster stand und sah zu, während der schweigsame Herr Holthusen an der Windseite spazieren ging.

Frau Werlhof fragte den Kapitän nach Frau und Kindern. Sie schwärmte bereits für den stattlichen, etwas korpulenten Mann, in dessen Schutz sie sich sicher fühlte. Und Kapitän Preller, immer freundlich und würdig, halb wie ein Soldat, halb wie ein Seemann im Wesen, verfehlte nie, bei Tisch oder an Deck, wenn er gerade vorbeikam, mit Frau Werlhof herzlich zu plaudern.

Das Gespräch über andre Kinder war ihr schließlich aber doch immer nur ein Übergang zum Gespräch über ihre eignen. Sie war gerade dabei, von ihren Söhnen zu reden, als der Kapitän abgerufen wurde, und wandte sich nun mit ihrer Erzählung an Enno Maurach.

„Mama," sagte Malve leise, „ich fürchte, es interessiert Herrn Doktor nicht."

„Wie soll ihn das nicht interessieren?" sprach die Mutter eifrig. „Herr Doktor kennt doch Henri und Wolfgang."

„Wie muß ihn dies martern oder reizen!" dachte Malve und wagte nicht, seinem Blick zu begegnen.

„Und es wird auch Henri und Wolfgang interessieren, wenn ich ihnen erzähle, daß wir Sie getroffen haben," fuhr die ahnungslose Frau fort.

Über Maurachs Gesicht flog ein dunkles Rot. „Wollen Sie immer Schiffsarzt bleiben?" fragte sie in ihrer unerschöpflichen Gesprächsfreudigkeit.

„Nein,“ sagte er, „ich mache nur diese eine Reise an Stelle eines erkrankten Freundes. Die langersehnte Gelegenheit war mir doppelt willkommen. Ich nehme nun große, neue Eindrücke mit in meine Landeinsamkeit.“

„Landeinsamkeit?“

„Ich übernehme Mitte September gleich nach meiner Rückkehr die Praxis eines alten Arztes ... es ist ein Heidedorf ... ich werde da etwas einsam sein ... auch vielleicht hart um mein Brot ringen müssen ...“

„Wo?“ fragte Frau Werlhof eifrig.

„Ein Dorf zwischen Bremen und Lüneburg — tief in der Heide — man fährt von der Station Sprötze östlich hinein. Sie werden den Namen nie gehört haben, gnädige Frau: Wendlingen. Eine arme Gegend. Aber schöne Aufgaben schließlich: denn der Arzt kann da zugleich auch der Kulturträger sein mit und neben dem Pastor.“

Das war also seine Zukunft! Und sie durfte sie nicht mit ihm teilen. Nicht sein Heim mit dem Licht der Liebe und der Wärme der Behaglichkeit füllen, damit es ihm entgegenstrahlte, wenn er heimkam, müde, naß erschöpft, vielleicht angeekelt von dem Kampf mit Dummheit, Schmutz und Aberglauben — —

Er fühlte, wie ihre Blicke sein Auge suchten, wie die große heiße Frage in ihr aufflammte: „Soll ich nicht mit dir gehen? Nicht Schulter an Schulter mit dir schaffen?“

Aber er schloß die Lippen fest zusammen und trotzig schrie es in ihm: „Nein — —“

„Ich begreife aber gar nicht, daß ein Mann wie Sie ... mit Ihren Fähigkeiten nicht in der Stadt ...“

Frau Werlhof stockte. Ihr fiel plötzlich ein, daß Maurach ja eine „Geschichte“ habe.

„Ich bin arm, gnädige Frau,“ sagte er einfach, „und kann nicht ein paar Jahr warten, bis sich in der Stadt mir ein Ruf gründet.“

Von der Gruppe der Spielenden her drang ein „Hurra“ laut herüber. Frau Klever hatte einen großartigen Schub gethan und ließ sich huldigen.

„Eine neue Partie, eine neue Partie,“ hörte man einige Herren schreien.

Malve vergaß das Bild nie.

Ihr und ihrer Mutter gegenüber, auf einem Feldstuhl saß der geliebte Mann, hinter seinem dunklen Haupt breitete sich als Grund der Ozean. Blau schimmerte die Fläche, und wie ein weißes, gewundenes Band zog sich die schaumige Spur des Schiffes darüber hin, sich in der Ferne verlierend. Blau und wolkenlos spannte sich der Himmel aus, gegen den Horizont hin verblaßten seine Farben und wurden fast rosig. Von ihrem zarten Ton schnitt die dunkle Saphirfarbe des Meeres kräftig ab.

Und er sprach von seiner Jugend. Zum erstenmal.

„Meine Kindheit war eine sehr düstere,“ begann er, „ihre Schatten gehen mir nach. Es scheint, sie sollen mein ganzes Leben verdunkeln. Wenn Sie, meine gnädige Frau, mir so freudig, stolz von Ihren Söhnen sprechen, denke ich: die Glücklichen! Sie haben es leicht gehabt, treue Elternhände führten sie durch eine sonnige Kindheit.

Freilich lernt man wohl eines nicht an solchen Führerhänden, sich mit freiem Blick umsehen und die richtig beurteilen, die sich auf steinigern Wegen zurecht zu finden haben."

„Ich weiß ... ich hörte einmal sagen ..." bemerkte Frau Werlhof.

Er lächelte trübe.

„Und das war das allerschlimmste von meiner Kindheit: es gab eine Katastrophe darin. Das ist immer mit einer gewissen Öffentlichkeit verknüpft. So hab' ich nicht einmal die Wohlthat gehabt, unbemerkt meine Jugendzeiten durchleiden zu können. Und bemerkt werden, beleuchtet werden, heißt auch zugleich immer in falschem Licht stehen für die Zahllosen, die ja keine Gelegenheit haben, wirklich in die Verhältnisse hineinzusehen."

„Bitte — erzählen Sie ..." sagte die Frau herzlich. Er sah Malve an. Sie erschrak vor dem Blick. So ruhig und fest wie ein Richter ...

„Mein Vater starb, wie ich noch sehr klein war. Meine Mutter und ich blieben mit einem bescheidenen Vermögen zurück. Konsul Massing war mein Vormund. Gewiß gegen den Wunsch meiner Mutter. Denn später, als man mir, dem mündig Gewordenen, endlich die Hinterlassenschaft meiner Mutter aushändigen mußte, fand ich Briefe, aus denen hervorging, daß der Konsul meine Mutter einst vergeblich umworben hatte. Er hat wohl immer in mir meinen Vater gehaßt, und ich erinnere mich genau, daß Mutter dem Mann nur mit zwangvoller Höflichkeit begegnete. So war der ganze Untergrund

der Verhältnisse schon ungesund, als ich nach dem Tode meiner Mutter in das Haus des Konsuls kam. Als Pflegesohn hieß es. Als Prügeljunge für den zarten und verzärtelten Knaben des Konsuls. Kinder, die früh den Tod sehen, bekommen meist etwas Unfrisches, Scheues. Auch auf mir lag es wie ein Druck von steter Beklommenheit. Meines Vaters Tod hatte ich noch nicht verstanden — der erregte mir nur lähmende, wahnsinnige Furcht. Was meiner Mutter Tod mir bedeutete, begriff ich schon mit Entsetzen. Mit kindlicher Unlogik machte ich die Welt für mein Unglück verantwortlich. Weil ich nicht bei ihr mehr sein konnte, die ich liebte, haßte ich im voraus die, bei denen ich leben sollte. Auch hatte meine arme Mutter wohl nie die Kraft gehabt, mich zu strafen, wenn ich trotzig und heftig war. So bäumte ich mich feindselig gegen alles auf. Nur Liebe und Geduld hätten mich erziehen können. Ich fand aber Feindseligkeit und Verachtung. Für den verlogenen, feigen Sohn, der bereits eine starke Vorstellung vom Gelde und der Stellung seines Vaters hatte, war ich ein geduldeter Betteljunge, für die Konsulin, die in einem eifersüchtig unglücklichen Verhältnis zu ihrem Manne stand, der Sohn der Frau, um deretwillen er sie nicht lieben konnte; für den Konsul der Sohn des Mannes, um dessentwillen meine Mutter ihn verschmäht hatte. Haß wuchs aus Haß, Lüge baute sich auf Lüge, und mein Zorn und mein Trotz nährten sich davon. So, in maßlosen Bitterkeiten, rannen mir die Jahre. Ich hatte keine Waffen mehr als meine Körperkraft. Damit

wehrte ich mich gegen den Peiniger meiner Kindheit, so gut ich konnte. Aber als er mir auch die Ehre stahl, als ich der Dieb des Geldes sein sollte, das er genommen, um es — kaum mag ich es sagen — um es in St. Pauli zu verthun — da schlug ich ihn und würgte ihn, noch blinder, noch wilder, noch fürchterlicher als sonst. Und schlug so unglücklich, daß er eine innere Verletzung davontrug und nach drei Tagen starb."

Er war ganz fahl geworden, während er sprach. Nun seufzte er schwer, sann eine Weile vor sich hin, während Malve mit starren Augen ihn ansah, und sprach weiter mit klangloser, einförmiger Stimme: „Dann steckte man mich in die Besserungsanstalt. Dort giebt es Kinder aller Stände. Knaben, die aus der einfachen Häuslichkeit des Handwerkers kommen, andre, die in seidenen Kissen geschlafen haben. Und sie lernen alles, was so verschieden geborene und geartete Kinder mit so verschiedenen Zukunftsaussichten nur können: vom einfachsten Handwerk bis zum wissenschaftlichen Unterricht. Aber eines ist ihnen allen gemeinsam: sie tragen den Stempel der Verderbtheit an der Stirn. Sie sind mehr oder minder jugendliche Verbrecher. Ich aber, ich war es nicht. Nicht vor meinem Gewissen und nicht vor Gott. Nicht damals und nicht heute."

„Furchtbar!" sagte die alte Frau erschüttert. „Furchtbar!" Sie gedachte der lachenden Jugend ihrer Kinder.

„Es ist mir dort nicht schlecht ergangen," sprach Enno Maurach mit einem leisen, wehmütigen Lächeln um den Mund, „ich fand ernste, gewissenhafte Lehrer,

einen väterlichen Freund am Anstaltsgeistlichen. Vielleicht — — wenn ich hätte sprechen wollen — — aber ich schwieg. Ich klagte nicht, und ich klagte nicht an. Es war etwas in mir getötet worden: das Vertrauen zur Menschheit. Mir war, als könne ich nur leben, wenn ich schweigsam und einsam bliebe. Und ich hatte einen Menschen getötet — mit diesen meinen Händen — im blinden Jähzorn — das machte mich stumm. In der eisernen Fessel des Schweigens tötete ich vielleicht damals meinen Jähzorn. Ich beschloß damals auch, Arzt zu werden. Vielleicht, so dachte ich, ist es wie ein Ausgleich ... einen hab' ich getötet, — viele kann ich retten ..."

Die alte Frau trocknete leise ihre nassen Augen.

„Meine Studienjahre waren ein schweres Ringen. Aber dies schien mir beinahe wie Glück. Mein bißchen Vermögen mußte ich so einteilen, daß etwas übrig blieb für die ersten zwei, drei Jahre ... man kann nicht gleich auf Praxis rechnen ... und schäbig in Wohnung und Kleidung kann man auch nicht sein. So gab ich denn Stunden — that Nachtwachen — — Dies schwere Arbeiten aber war mir recht. Was finster und trüb in mir gewesen, klärte sich zu Mut. Das war ein gesunder Wandel. Und ich dachte, daß das Leben mir vielleicht noch einmal — —"

Er brach ab. Er stand auf und sah ins Weite. Es schien, als habe er noch ein letztes Wort auf den Lippen.

„Es ist das erste Mal, daß ich davon sprach," sagte er endlich und verfiel in Schweigen.

Aber es war Malve, als seien seine Gedanken laute Worte und schrieen es über den Ozean, daß ihre Liebe zu feige und zu wankend gewesen, den Fluch des Unglückes von ihm zu nehmen, der auf ihm lag.

Und ihr nachträgliches Aufraffen zu einer That — das war ihm kein freies, stolzes Handeln mehr.

Aus seiner Art und aus seinem Leben begriff sie ihn nun ganz.

Wie klein kam sie sich vor neben ihm, der so viel gelitten.

Sie wagte ihm kein Wort zu sagen, ja, ihr war, als müsse sie ihm ihren Anblick entziehen, und still schlich sie hinab, ihre Thränen in der Verborgenheit zu weinen. —

Jeder Tag brachte ihr eine tiefere Kenntnis seines Wesens. Einst hatte ihre Mädchenphantasie sich angezogen gefühlt von den Dunkelheiten, die ihn zu umgeben schienen, er war schon beinahe liebenswert, weil er rätselvoll und ungewöhnlich war. Nun fiel dies alles ab, und mit gereiftem Herzen, mit hellsehenden Blicken erkannte sie die wahren Linien seiner Persönlichkeit: sie waren überaus einfach, aber von ungewöhnlicher Klarheit und Festigkeit.

Wie sicher hätte es sich neben diesem Manne durch das Leben schreiten lassen. Welch ein königliches Glück wäre es gewesen, mit ihm sein karges Brot zu teilen. Welche Wonne, ihn, der nur wehmütig lächeln konnte, das Lachen zu lehren — die Wunden zu heilen, die sein hartes Schicksal ihm geschlagen.

Verzweifelt lag Malve in schlummerlosen Nächten und glaubte, in Reue zu vergehen: dies namenlose Glück hatte sich ihr dargeboten, und sie war zu feige gewesen, die Hände danach auszustrecken.

Und in immer erneuerter Bitterkeit dachte sie: meine Geschwister haben sich zwischen mich und mein Glück gestellt, anstatt mutig, haben sie mich feige gemacht.

Er freilich, er würde sagen: man läßt sich nicht formen, man formt sich selbst. — —

Niemand sah, außer vielleicht Enno Maurach selbst, daß Malve hager und elend wurde. Denn der Seewind malte ihr rosige Wangen, und die frische Farbe verbarg den scharfen Leidenszug. Von einer wahren Todesangst wurde Malve ergriffen, als man eines Abends Europa Point passierte und zwischen den Lichtern von Gibraltar und Ceuta hindurch, in lauer Nacht, unter glitzerndem Sterngefunkel in das Mittelmeer hineinschiffte. Die Reise näherte sich ihrem Ende! Die Stunden ließen sich schon zählen!

Und dann kam der Abschied. Der Abschied auf ewig.

Früh am andern Morgen klopfte man an die Kajütenthür, und eine Stimme rief: „Der Herr Kapitän lassen den Damen sagen, die Sierra Nevada käme in Sicht.“

In wenigen Minuten war Malve fertig; zitternd, nervös, suchte sie der Mutter noch zu helfen.

„Geh nur, mein Kind,“ sagte die Gütige, „mir hilft schon die Stewardeß, und ich komme dann bald.“

An die Reeling der Backbordseite gelehnt, standen fast alle Passagiere der ersten Kajüte, Ellbogen an Ell-

bogen, einige mit Ferngläsern bewaffnet, einander die Eindrücke mitteilend.

Malve ging weiter entlang und suchte sich, nahe der nach dem Mittelschiff führenden Treppe, allein ihren Platz. Da löste sich Enno Maurach aus der Reihe der andern und kam ihr nach.

Sie sprachen nichts. Sie sahen nur, und Malve fühlte, daß er herangekommen war, mit ihr zu sehen. Ein Morgenwind, in dessen frische Herbheit sich südliche Düfte wunderbar mischten, wehte ihnen ins Gesicht.

Die saphirblaue Flut wogte in stolzer Gleichmäßigkeit. Ihre Wasser warfen sich drüben gegen eine jäh emporwachsende Felsenküste, deutlich sah man die weißen Kämme aufsteigen und zurückprallen und wieder aufsteigen. Das graue Gestein von rötlichen und orangefarbenen Tönen in großen Farbenfetzen durchsetzt, türmte sich zu Schroffen und breitete sich zu langen Zügen. Ungeheure Einöden in furchtbarer Traurigkeit öffneten sich, Hochthäler, über deren fahlen Matten das ewige Schweigen einer drohenden Einsamkeit zu lagern schien. Und in Kuppen und in Gipfeln stieg das Gebirge, bis es sich in schneeiger Schönheit, strahlend weiß, in keuschen erhabenen Linien vor dem glanzvoll blauen Himmel zu seinen abschließenden Höhen erhob.

Und es war, als käme von diesen leuchtend reinen Höhen aus der klaren Reinheit des ewigen Schnees eine Stimme, die über den Ozean hin es den kleinen, staunenden Menschen predigte: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre."

Die beiden, die in schweigender Andacht standen, ergriffen einander an der Hand. Ihr Leid versank in der Größe der Empfindung. Ihnen war, als hätten sie einen Blick in die Unendlichkeit gethan. Sie kamen sich klein vor und bescheiden. Nur wie ein Sandkorn im Wunderbau der Schöpfung. Und ihre Seelen waren voll Dank.

„Noch zwei Tage," flüsterte Malve endlich, „nur noch zwei Tage ..."

„Welcher Augenblick kann uns noch kommen, der besser wäre als dieser, das Abschiedswort zu sagen!" sprach er ernst.

Er wandte seinen Blick von dem Bilde der feierlichen Größe und senkte ihn tief, tief in Malves Augen.

„Als diese Tage anfingen," sprach er weiter, „dachte ich, mir wäre von spielerischem Egoismus neue Qual auferlegt. Nun aber weiß ich, sie waren gut, diese Tage! Sie haben uns gerechter voneinander denken gelehrt — haben sie das?"

Malve nickte wortlos.

„Du, mein Kind, du hast vielleicht begriffen, daß der Mann, vor dem deine Geschwister glaubten dich retten zu müssen und vor dem du so feige gleich zurückwichst, doch eures Vertrauens nicht ganz unwert gewesen wäre. Aber du hast auch begriffen, daß gerade er, vor allen Männern er, ein Weib haben muß, an dessen Liebe er blind glauben kann. Seinen Mut und sein bißchen Vertrauen zur Menschheit hat er sich zu bitterlich schwer erworben, um beides wieder aufs Spiel setzen zu können."

„Ja," stammelte sie, „ja."

„Aber auch ich bin euch gerechter geworden. Und dafür bin ich dem Geschick dankbar. Ich kann an dich denken ohne Zorn. Deine liebe Mutter, in ihrer rührenden Mitteilsamkeit, hat mich viele Blicke thun lassen in euer Familienleben. Ich habe erkannt, daß es begreiflich und verzeihlich war, daß der Wille deiner Geschwister über die Stimme deines Herzens ging. Ich habe begriffen, daß ich dich niemals aus dieser Familie reißen darf."

Sie schwieg. Sie faltete nur die Hände in stummer, verzweifelter Bitte.

Er verstand diese Bitte. Aber er wußte, daß er die eiserne Kraft haben mußte, für sie taub zu bleiben.

„Wir wollen einander nicht vergessen, Malve," sagte er leise, und sein Auge war naß, wie damals, als er das Geständnis ihrer Liebe empfing.

„Nie!" rief sie. „Nie!" und brach in Thränen aus.

Er trat von ihr hinweg. —

Es war das letzte Mal, daß sie zu einander sprechen konnten, es war, wie er gesagt hatte, der Abschied.

Die Stunden, die nun noch kamen, schienen Malve und Maurach leer, wenn sie gleich von sehr viel bunten Farben und lauten Tönen angefüllt waren. Frau Klever war von einer sprühenden Lebendigkeit ergriffen. Sie schlug für den letzten Abend große Abschiedsfeierlichkeiten vor mit Konzert und Sekt. Außer Malve und Frau Werlhof verließen noch drei Touristen das Schiff in Genua, mit denen Frau Klever sich in den letzten Tagen sehr angefreundet hatte. „Eine unerhört kluge Frau,"

sagte der Generalkonsul Köster dazu, „sie stellt sich den Doktor einstweilen kalt oder bewahrt ihn auf, wie einen Apfel auf dem Borde, bis nach Genua, weil sie die Beobachtungen von Fräulein Werlhof fürchtet."

Der Gedanke blieb für Malve doch ein Stich, daß diese Frau nachher mit Enno zusammenblieb. Man kann blind an die sittliche Größe eines Mannes glauben — und Malve glaubte blind — dennoch aber vor Eifersucht leiden, bloß weil ein andres Weib sich einbildet, an dieser Größe rütteln zu können.

Der letzte Morgen war da. Wieder standen die Reisenden in Reih und Glied an die Reeling gelehnt und sahen mit Entzücken zu dem Wandelbild hinüber, das in Prunk und Pracht ohne gleichen an ihnen vorüber zu ziehen schien. Die Städte und Ansiedelungen der Riviera, von den grauen Höhen der Seealpen überragt, breiteten sich an der Küste entlang. Blendender Sonnenglanz überflutete die weißen und hellbunten Häuser und schimmerte auf dem silbrigen Grau der Olivenwälder.

Und endlich, einer Stadt aus Tausend und einer Nacht gleich, ein Phantasiegebilde morgenländischer Üppigkeit, stieg Genua am Ufer empor, von Türmen und Kuppeln gekrönt, ganz in ein warmes, schimmerndes, lichtes Weißgrau getaucht.

Das unglückliche Mädchen sah und sah auch wieder nichts. Wozu all die Schönheiten? Er schied von ihr. Wozu all der Sonnenglanz? Er stieß sie von sich. Wozu das Leben, wozu ein Morgen? Der Abschied war wie Tod.

Kaum reichten sie sich die Hände dazu, und nur mechanisch kam ein leises „Leben Sie wohl“ von ihren Lippen. Um sie waren neugierige Augen und viel Lachen und Sprechen und wichtige Verabredungen über alles, was man noch zusammen unternehmen könne, während das Schiff im Hafen lag und seinen unersättlichen Schlund mit noch mehr Ladung füllte.

Zwei Tage? Oder zwei Stunden? Malve wußte nachher nie, was sie in Genua gethan und gesehen hatte.

Sie erinnerte sich nur der einen allerletzten Stunde.

Oben, hoch über den Häusern der Stadt auf einem kleinen Platz, der von der bergan sich windenden Straße balkonartig sich hinausschob, während unter ihm steil die Felsen hinab zum Meere sich senkten, saß Malve mit ihrer Mutter. Hinter ihnen, aus der Böschung grün bewachsener Festungswälle, jenseits der Straße, sahen die dunklen Mündungen der Kanonen. Über ihnen war wolkenloser Himmel und vor ihnen der weite Golf im Metallglanz seiner bläulich schimmernden Flut.

Rechts unten im Hafen drängte sich Schiff an Schiff. Man konnte vor Masten nicht die tiefer hineinliegenden Dampfer erkennen.

Atemlos mit einer seltsam bangen, schaurigen Neugier wartete Malve, indes die Mutter oft nach der Uhr sah, behaglich der verflossenen schönen Tage gedachte und Bemerkungen darüber machte, ob man an Bord wohl der Verabredung eingedenk sei, daß sie hier sitzen und ein letztes Lebewohl winken wollten, ob man die Musik wohl spielen hören werde.

Malve wartete auf den hohlen Ton des Nebelhorns, das im Augenblick der Abfahrt aufzuheulen pflegte.

Aber bis zu dieser Höhe klang es wohl nicht herauf.

Dann mit einemmal sahen ihre brennenden Augen das Schiff.

Langsam, in gleichmäßiger Ruhe kam sein langer weißer Leib aus dem Walde der Masten und Schiffskörper hervor, zog hinein in das Wasser des Golfs, durchschnitt es im sichern Vorwärtsdrängen und ward rascher und rascher.

Es zog dahin, ein leuchtender Fleck auf der dunklen Flut — unaufhaltsam, unaufhaltsam — —

Die Mutter stand und wehte mit flatterndem Tüchlein.

Die Tochter saß regungslos. Und endlich wandte sich die Frau um und erschrak, daß ihr der Atem stockte — — Da saß ihr Kind, fahl, hager, ein Bild des Elends, mit großen, starren, thränenlosen Augen.

Sie beugte sich zu ihr, sie packte ihre Hand an.

„Was ist dir, mein Kind? — Was ist ... sprich doch ... o mein Gott ... was ist ...“

„Mutter,“ sagte sie, „Mutter, da fährt mein Glück.“

Elftes Kapitel.

Die Brüder und die Schwägerinnen waren sehr traurig: ihre Mutter brachte ihnen Malve als eine schwer Leidende und völlig Zerbrochene zurück. Frau Werlhof selbst war sehr aufgeregt und unglücklich. Unterwegs, als ihr Kind nicht mehr die Kraft hatte, dem Mutterherzen die Sorgen des Mitleidens zu ersparen, und ihr alles anvertraute, unterwegs hatte Frau Werlhof so etwas gehabt, wie eine kouragierte eigne Meinung.

Fern von ihrer gewohnten Umgebung erwiesen sich auch die gewohnten Vorurteile als weniger stark, und sie hatte Stunden, wo sie ihren Söhnen, Lydia und Walcker zürnte und der Ansicht war, daß an Maurach gar nichts auszusetzen sei, daß sie ihn gern als Schwiegersohn haben würde. Wieder daheim trat der Gedanke stärker auf, daß es doch sehr peinlich hätte sein können, wenn Enno Maurach in die Familie getreten wäre. Man hätte so viel zu verteidigen und zu erklären gehabt. Die Leute würden sich gewundert haben. Es wäre eine Aufsehen erregende Verbindung gewesen. Die Brüder und Lydia hatten recht. Freilich Maurach so als Mensch an sich — gegen den konnte man nichts sagen, nachdem

man ihn näher kennen gelernt und Einblicke in sein hartes Jugendleben gethan hatte. Frau Werlhof lobte seine Art und sein Wesen, so warm sie konnte, um ihrer Neigung für ihn, die sie entschieden gefaßt hatte, gerecht zu werden und um gegen einen Abwesenden nobel zu handeln. Es war ihr vor dem eignen Gefühl wie ein Ausgleich — wenn auch niemand etwas davon hatte.

Wolfgang und Henri fühlten sich aber doch durch dies Lob bedrückt. Indes — was war zu machen? Sie hatten nach bestem Gewissen gehandelt. Die Zeit würde lindern und Malve sich allmählich trösten. Da die Schwester ihnen kaum mehr Blick und Gruß gönnte, beschloß jeder Bruder für sich, mit ihr sich auszusprechen.

Eines Morgens setzte Henri sich an die Chaiselongue, auf welcher Malve mit schmerzendem Kopf, schwachen Pulsen und verschleiertem Blick lag. Er nahm zärtlich ihre Hand.

„Sieh, meine Maus,“ sagte er, ein altes Kosewort aus Kindertagen brauchend, „wir thaten doch unsre Pflicht. Papa hat dich sozusagen in unsern Schutz gestellt. Wir sind für dich verantwortlich. Gieb zu, daß die Nebenumstände Enno Maurach nicht zu einem Freier machten, dem man so ohne weiteres Thür und Thor öffnete. Aber ich hätte am Ende mit mir reden lassen. Ich bin ja kein Prinzipienreiter. Lydia indes — na, du kennst ihren Hochmut. Und Wolfgang — du wirst dich erinnern, daß gerade er so herzerweichend auf dich einsprach.“

„Schiebe nur auf die andern die Schuld,“ sagte Malve bitter, „im Grunde war es ja gar nicht die Fürsorge für mich — es war sehr viel Familieneitelkeit dabei.“

Henri wurde dunkelrot. Das traf doch. Das uneingestandene Begleitgefühl war aufgedeckt. Das empfindet sich immer peinlich. „Gieb du nur uns die Schuld,“ sprach er ärgerlich. „Das ist bequem — wir könnten aber sagen, du hast deinen Liebsten verteufelt rasch fahren lassen — —“

An einem Abend, als jenseits des Flusses, hinter den alten, runden, klobigen, spitzbedachten Thortürmen das rote Sonnengold noch stand, träumte Malve am Fenster. Wolfgang trat zu ihr und umfaßte sie sanft.

„Meine liebe, kleine Malve,“ sprach er zärtlich, „können wir denn gar nichts thun, dir zu helfen? Du gehst ja umher, ein wandelnder Vorwurf für uns. Sieh 'mal, ich, ich bin ja kein Mensch mit engen Mauern um mich. Ich hätte mich vielleicht darin gefunden, sobald man mich überzeugt hätte, daß Enno Maurach nur ein vom Unglück Verfolgter, kein roher Wüterich ist. Aber Henri und Lisbeth — du kennst ja ihren Hochmut. Von dem Lydias gar nicht zu reden.“

„Lügst du mir oder dir 'was vor?“ fragte Malve hart. „Hast du mehr an mich und mein Glück gedacht, oder an die Eitelkeiten, in denen wir alle gestanden haben?“

„Malve!“

„Na ja. Und du willst ein freisinniger Mann sein — ein künstlerischer Mann?“

Auch Wolfgang zuckte unter ihrem Vorwurf zusammen. Erschreckt fragte er sich: Ist es so? Ließen wir uns auch durch Äußerlichkeiten leiten? Aber auch er wehrte sich zunächst durch Zorn instinktiv gegen das Erkennen. „Habe wenigstens den Mut, zu tragen, was du dir schließlich allein eingebrockt: wenn du standhaft geblieben wärest, hätten wir an deine Liebe geglaubt und wohl nachgeben müssen.“

„Nun wird mir aus meiner Liebe zu euch noch ein Vorwurf gemacht?“ fragte sie erblassend.

„O Gott, nein!“

Und doch — war es nicht so? Alles verwirrte sich. Sie sorgten sich, quälten sich und besserten nichts. Es schien so schwer, Gefühlsgrenzen und Verantwortlichkeiten festzustellen. Und wenn jeder sich erst hinter Grenzen zurückzuziehen trachtet, ist der freie Verkehr von Herz zu Herz unmöglich.

Frau Werlhof nahm dann auch noch zu dem unnützlichsten aller Mittel Zuflucht: Doktor Fangart sollte helfen. Er erklärte Malves Zustand für eine akute, schwere Blutarmut. Darin hatte er wohl recht. Nur daß das Mittel dagegen sich nicht aus der Apotheke holen ließ und daß eine vor Sehnsucht sich verzehrende Seele nicht mit Pillen und Pulvern gesättigt wurde.

Schon nach ein paar Tagen trat zu dem Mitleid und der Sorge noch ein neues Gefühl bei Malves Angehörigen. Es blieb ganz dunkel, ganz uneingestanden,

und nur sie selbst merkten die leisen Anzeichen davon: sie empfanden Malves Zustand nicht nur als ein Unglück, sondern auch als eine Störung. Denn Lydias Hochzeit stand bevor. Und Lydia kam zurück, nachdem sie mit Ernst Egon und Hedwig von Reurieth sich in Hannover, wohin Jobst versetzt war, eine Wohnung gesucht hatte.

Alle bildeten sich ein, Lydia würde als eine andre zurückkehren. Woher man diesen Glauben nahm, daß sie sich verändert habe und anstatt herrisch, kühl und entschlossen, nun weich, zärtlich und offen sei, blieb unerklärlich. Es mußten denn schon ihre herzlichen Briefe sein, die den Glauben wach gerufen. Und nun war sie da. Mit ihr kam die lang aufgeschossene, magere Hedwig, geborene Gräfin zu Söll. Hedwig war sehr blond und hatte eine im Profil klassisch-schöne Adlernase, die aber en face von ihrer fast durchsichtig rosigen Magerkeit beeinträchtigt wurde, dazu etwas hervorquellende Blauaugen und einen schmallippigen, sehr hochmütigen Mund. Aber seine ablehnende Verschlossenheit des Ausdrucks war nur Schein. Eine gesprächigere Frau hatte man selten gesehen. In unaufhaltsamem Redefluß sprach sie auf jeden einzelnen mit Vertrautheit ein. Ernst Egon seufzte manchmal dazu und sah Lydia mit lächelndem Klageblick an, oder er sagte zu den andern: „Ja, reden, das kann meine Frau — das kann sie, das muß man ihr lassen.“

Das Ehepaar gab sich sehr familiär. Ernst Egon sprach sich zu den Brüdern einmal unverhohlen über Lydia aus.

„Bei uns war die ganze Gegend weg. Alle Welt schwärmte. Na und meine Hedwig und ich — hin, einfach hin! Das ist ja wahr — so'n bißchen für sich bleibt meine schöne Schwägerin doch immer. So ganz intim warm wird man ja nicht mit ihr. Aber das gefällt Hedwig gerade so riesig. Mir wär's lieber: ein paar Grad Reaumur Herzenstemperatur mehr! Aber meine Herren — was schildere ich Ihnen Ihre Schwester — Sie kennen sie besser als ich.“

Ob sie sie kannten! Also auch da — bei ihren neuen Verwandten hatte sie ihr innerstes Wesen mit Schranken zu umgeben gewußt?!

Und eigentlich zum erstenmal erwachte in Wolfgang die Erkenntnis: sie ist von Natur aus ein einsamer Mensch!

Kann man ein solches Wesen in eine fortwährende Intimität mit einem Geschwisterkreis zwingen? Muß man nicht jeden den Weg gehen lassen, den seine Art ihn weist? Können nicht aus einer Wiege verschiedene Arten hervorgehen?

Wolfgang begriff; auch ohne das feindselige Schicksalsspiel, das ihn und seine Schwester liebend an ein Weib und einen Mann geführt, die sich einst nahe gestanden — auch ohne diese Verknüpfung hätte Lydia sich von den Ihren entfernt. Daß sie ihre Familie dennoch liebte, hatten ihre Briefe verraten. Jetzt verriet ihr Wesen freilich es nicht sehr. Es war gerade, als hielt eine keusche Scham sie umfangen — als sei es ihr unmöglich, bräutliches Glück vor den Ihren zu zeigen.

Sie war beinahe kalt auch gegen Jobst. Nie ging ihr Wesen über eine freundliche Höflichkeit hinaus.

Und doch mußte sie wohl glücklich sein. Ihre Wangen schimmerten etwas rosiger, ihr Auge blickte leuchtend und sicher. Und daß Jobst von Reurieth keinen Gedanken hatte als sie, und immer wieder sie — das sah man. Sein Blick folgte ihr fortwährend. Trat sie unerwartet ins Zimmer, rötete sich sein Gesicht.

Und einmal sah Wolfgang es deutlich: Jobsts Hände waren unsicher, und er atmete schwer, als er die zur Trauung nötigen Papiere durchsah und Lydia, über ihn geneigt, mit hineinblickte. Hatte diese heiße Leidenschaft des Mannes ihr Herz bezwungen?

Einige Tage vor der Hochzeit hatte Henri das nötige geschäftliche Gespräch mit Jobst. Henri war erstaunt, bei dieser einfachen und notwendigen Geschichte den Schwager verlegen und unfrei zu sehen.

„Die bewußten 60000 Mark habe ich gestern auf Lydias Namen bei der Reichsbankfiliale deponiert," erklärte Henri. „Ihr könnt sie vorschriftsmäßig in ersten Hypotheken oder in Konsols oder sonst guten Staatspapieren anlegen. Wovon ich mit dir reden wollte, Jobst: habt ihr, Lydia und du, euch schon ausgesprochen? Wollt ihr den Rest von Lydias Vermögen, so etwa 90000 Mark, ausgezahlt haben oder im Geschäft lassen? Papa hatte letzteres bestimmt. Mir ist es aber wirklich gleich. Du weißt, mein Schwiegervater Merkers ..."

„Ich bitte," sagte Jobst nervös, „mich geht dies gar nichts an. Es ist Lydias Sache. Mir ist alles

egal. Ich wünschte, Lydia wäre arm wie eine Kirchenmaus und ich hätte das Geld oder dürfte für sie arbeiten."

„Nanu?" dachte Henri. „Der ist aber verliebt!"

„Aber ich glaube," fuhr Jobst fort, während sein Gesicht vor innerer Erregung glühte, „es wäre Lydia wenig damit gedient, wenn ich einen romantischen Streich machte, ihr Geld ablehnte, den Dienst quittierte und eine Stellung einträglicher Art suchte."

Henri lachte. „Freilich — damit wäre ihr blitzwenig gedient, das kannst du mir glauben."

„Ich weiß auch: in meinem Beruf werde ich eine glänzende Karrière machen und damit einst Lydia die Stellung, die ihr gebührt, geben. Früher war ich gern Offizier, aber ich rechnete auf nicht viel mehr, als auf die sogenannte Ochsentour. Ich weiß gar nicht, wie ich dir das sagen soll: seitdem ich für Lydia lebe, ist mir, als seien neue Fähigkeiten in mir wach geworden. Ich glaube, in mir war so 'ne verschüttete Quelle von militärischem Talent — nun ist sie frei geworden."

„Na, also denn Glückauf zur einstigen Excellenz," sagte Henri gut gelaunt.

Das ganze Haus und die Familie war mit Hochzeitsvorbereitungen beschäftigt. Und Malve konnte nicht helfen. Fangart hatte gesagt, sie solle geschont werden. Nun hielt man sie ängstlich auch von der kleinsten Thätigkeit fern. Wolfgangs Braut, in ihrer stillen, anschmiegsamen Art, trat als Adjutant der Mutter für Malve ein. Es war ganz ersichtlich, daß durch Malves Leiden

nichts stille stand, nichts vernachlässigt wurde, nichts fehlte.

Das gab nun dem armen Mädchen das Gefühl, als sei die Familie über sie hin schon zur Tagesordnung übergegangen. Es erbitterte sie heftig. Wohl sagte ihr Verstand, daß sie ungerecht sei. Aber ihr reizbares Gefühl überschrie die Stimme der Vernunft.

Niemand hatte mehr Zeit für sie, als die, ihr eine flüchtige Frage nach ihrem Befinden zu gönnen.

Lydia fuhr herum und machte mit Jobst Abschiedsbesuche oder zeigte ihrem Schwager und ihrer Schwägerin die Stadt oder packte mit Viehls Hilfe Kisten und Koffer.

Zwei Tage vor der Hochzeit trat noch ein schreckhaftes Ereignis ein: Lisbeth erkrankte unter ernsten Anzeichen.

Henri war außer sich. Das Leben seines Weibes, eine schöne, der Erfüllung schon so nahe Hoffnung standen auf dem Spiel. In wenig Wochen konnte eine Entscheidung kommen, die ihm seine Lisbeth raubte. Alle behagliche Lebenslust war wie weggewischt aus seinem Wesen.

Er erklärte, wohl der Trauung, aber nicht dem Mahl beiwohnen zu können. Der alte Merkers sagte gleich ganz ab. Erst Fangarts und eines Spezialisten Vorstellung, daß ja gar keine unmittelbare Gefahr sei und daß auch nach vier Wochen alles gut gehen könne, bestimmte ihn, doch wieder zu versprechen, bei Lydias Hochzeit nicht zu fehlen.

„Es wäre ja auch undenkbar gewesen!“ klagte die Mutter.

„Wieso undenkbar? Mein Weib geht vor. Ich habe selbst Familie oder erwarte sie doch. Ach Mutter — so wie Vater sich das gedacht hat, mit dem festen und engen Beisammenstehen — das geht im Leben nicht, das fangen wir an zu merken. Lieb, so von Herzen lieb kann man sich ja doch behalten. Und wenn 'mal einer den andern braucht...“

Der Hochzeitstag war da. Wie anders war es vor diesem Ereignis zugegangen, als man es einst für möglich gehalten. Es war ein Familienereignis und hatte sich doch so ganz ohne Rat, Hilfe und thätiger Teilnahme der Familie vollzogen. Lydia hatte niemanden hineinsprechen lassen, weder in ihre Herzensfragen noch in die äußerlichen der Ausstattung. Und sie handelte dabei so selbstverständlich, daß sie sich mit niemandem dabei erzürnte, niemanden verletzte.

War sie nicht vielleicht die beste Lebenskünstlerin? Liebeskünstlerin? Und gehört nicht diese Kunst dazu, um in einer Familie zwischen lauter reifen Menschen das Maß der zu zeigenden Anteilnahme zu bestimmen?

Mit diesen schweren Gedanken stand Wolfgang in der Kirche neben seiner Braut. Die letzte Zeit hatte für ihn insofern viel Bedeutung gehabt, als seine Eleonore seiner Mutter ganz töchterlich nahe getreten war. Und dennoch verschwieg er sich nicht, daß Malve die Kosten dieser Annäherung bestritten hatte.

Wie sie dasaß. Im weißen Kleide einer schon halb verklärten Dulderin gleich. Wenn Wolfgang den Mann jetzt hätte herbeizaubern können! Aber der schwamm auf rastlos weiterziehendem Schiff fernen Ländern zu.

Die Orgel spielte. Ein dünner Gesang schwebte in der kühlsonnigen Luft zwischen den weißgetünchten Säulenbündeln und Mauern. Ganz vom Ende der langen, tiefen Kirche kam ein kurzes Echo zurück, und Klang und Gegenklang schwirrte in verworrenem Gewoge den Hörern an das Ohr.

Die hohen Gitter des Altarraumes umschrankten die kleine Hochzeitsgesellschaft und all die Freunde und Bekannten, die mit Zuschauerkarten Eintritt gefunden. Mitten im Raum, auf einem metallenen Postament, lag ein bronzener Bischof im Ornat, das Denkmal eines verdienten Kirchenfürsten aus katholischen Zeiten. Die Sonne gleißte auf seinem feinciselierten Gewand und entzündete gerade auf der Rundung an der Spitze des Hirtenstabes ein Licht. Trotz des Sommertages, der draußen glühte und mit blauem Himmel durch die hohen, schmalen, von vielgeteiltem Glas ausgefüllten Bogenfenster sah, lag trockene, herbe Kühle über dem ganzen Bild dieses Raumes, in dessen helle, asketische Farben nur der Altar einen dunklen, warmen Ton brachte. Ein schwülstiges zum Glück sehr nachgedunkeltes Bild des am Kreuz blutenden Heilands war von gewundenen Holzsäulen flankiert, die wie roter Marmor angemalt waren; sie trugen eine reich vergoldete Krönung von gleichem Ungeschmack des Stiles.

Vor dem weißgedeckten Altartisch stand Schney in schwarzem Talar betend über die Bibel geneigt und wartete das Ende des Gesanges ab, um sich der Versammlung zuzuwenden. Die Orgel schwieg, und nun hielt der alte Pfarrer seine Traurede. Er wollte demnächst sein Amt niederlegen. Seine Hände zitterten in einer beginnenden Schüttellähmung. Kein Mensch verstand ihn mehr ordentlich. Aber es war an und für sich schon rührend, daß er dastand — ein ehrwürdiger Greis, dessen Persönlichkeit von der dankbaren Liebe Zahlloser getragen ward. Er hatte schon Lydias Vater getauft. Das war seine erste Amtshandlung gewesen. Lydias Trauung sollte seine letzte sein. Am folgenden Sonntag hielt er seine Abschiedspredigt.

So sprach er selbst, sein Dasein — wenn auch sein Mund nur noch kümmerlich sprach.

„Was für eine stille Größe liegt eigentlich darin," dachte Wolfgang, „die Ursache hat aufgehört und die Wirkung dauert fort! Das ist nur elementaren Kräften beschieden! Die elementare Kraft dieses Mannes war seine echte Frömmigkeit."

Vom Geistlichen ging sein Blick auf das Brautpaar.

Lydia war beinahe unheimlich schön. Das weiße Gewand von Seide umschloß sie mit nonnenhafter Keuschheit. Herb kränzte die Myrtenkrone auf dunklem Haar die stolze Stirn. — Aufrecht hielt sich Jobst, wie ein Krieger und Mann. Aber er war leichenblaß.

Und an seinem rechten Ohr hatte er eine häßliche Verstümmelung — blaurot stand der Fleck der Narbe vor der weißen Haut des Halses. — —

Wolfgang durchrann es. Die unvergessene und unvergeßbare Stunde trat wieder ganz lebendig vor ihn hin, mit ihrer mahnenden Gewalt.

Jetzt sprach Schney offenbar rühmend von der Geschwisterliebe. Man hörte: „jederzeit einer für den andern zu selbstlosen Opfern bereit“ — „edle Beispielskraft“ — und dann: „lieblich ist — — bei einander wohnen.“

Malve sah auf. Langsam und schwer ging ihr Blick über die Brüder hin — — lächelte sie nicht spöttisch? Fast kam es Wolfgang so vor.

Vier und ein halber Monat waren erst verstrichen, seit sie den Vater begraben. Und was hatte sich alles in dieser Zeit begeben und verändert? Vor der Welt standen sie nach wie vor da als der einige, glückliche Geschwisterkreis, sowie das Vermächtnis ihres Vaters ihnen geheißen hatte, immer zu stehen. In ihnen war alles verändert. Konflikte aller Art, Schmerzen, Meinungsverschiedenheiten, Sorgen, Mißtrauen, Vorwürfe — das drängte sich durcheinander. Die Liebe hatte nicht aufgehört — gewiß nicht. Aber es war dennoch, als stehe jeder allein.

Je länger Schney sprach, je mehr ermüdete er. Aber ein merkwürdiges Phänomen begab sich bei allen Andächtigen: in dem Maße, wie der alte Mann undeutlicher ward, wurden ihnen die Stimmen der eignen Brust verständlicher und eindringlicher. Jeder hielt für sich selbst eine Art Predigt und eine Art Gericht und holte sich die Gemütsbewegung, deren er gerade bedurfte.

Wolfgang war erschüttert. Eleonore neben ihm weinte, der bevorstehenden eignen Trauung gedenkend.

Frau Werlhof rannen die Thränen. Alle ernsten, heiligen, folgeschweren Stunden ihres ganzen Lebens, zu denen Schney immer die priesterlichen Begleitworte gesprochen, zogen an ihr vorüber, und sie dankte Gott für alles Gute und Gnädige.

Henri konnte kaum die nötige Haltung bewahren; Schney hatte auch ihn vor zwei Jahren getraut, und sein Segen hatte bisher wie Glück auf ihnen geruht. Nun vielleicht ging alles dahin. Und Henri erinnerte sich, daß Schney an seines Vaters Grab gesagt: „Des Menschen Leben vergeht wie ein Gras.“

Ja, der alte Schney sprach zu allen — mahnte alle, obgleich man ihn nicht mehr völlig verstand.

Nach der Trauung wünschte die Familie dem Paare gleich Glück. Auch nähere Freunde und Verwandte aus der Zuschauermenge traten herzu und drückten Lydia die Hand. Jobsts frühere Kameraden waren zur Stelle, um einen Glückwunsch anzubringen.

Das war alles flüchtig, im Gedränge voneinander sich ablösenden Menschen.

Im Hause, im engen Kreis, umarmte und küßte die Mutter die Vermählten unter Thränen der Rührung. Auch Frau Hedwig von Reurieth trocknete oft ihre Augen und küßte Lydia und Jobst immer wieder auf die Wangen.

Malve weinte nicht. Förmlich umarmte sie die Schwester und reichte Jobst gedankenlos die Hand. Auch

Wolfgang und Eleonore mußten nun gratulieren. In der Kirche hatten es beide im unausgesprochenen Einverständnis zu vermeiden gewußt. Rot und unsicher ging Eleonore auf die Braut zu und wußte nicht, ob sie sie umarmen dürfe oder nicht. Aber Lydia zog sie an sich und küßte sie — wie sie in der Kirche schon ein Dutzend Tanten und Basen geküßt: flüchtig, der Sitte gehorchend. Wolfgangs Händedruck und Stirnkuß nahm sie mit unbewegter Miene hin.

Dann bot Wolfgang dem Gatten seiner Schwester die Hand — zum erstenmal seit jenem Morgen, da man mit dem Tod gespielt, berührten sich ihre Hände. Und — beiden Männern vielleicht zur eignen Überraschung — sie fanden sich in festem, versöhnlichem Druck. Vor Eleonore verbeugte Jobst sich nur fremd und höflich.

Der Augenblick war gut und schicklich überstanden. Obgleich ihm die Aufwallung der Wärme nicht gefehlt, fühlten doch alle vier, daß noch Jahr und Tag vergehen mußten, ehe ein freier Verkehr voll innerer Wärme möglich ward — aber möglich würde er werden, das hoffte wenigstens Wolfgang von Herzen.

Man ging zu Tische, nachdem Henri noch zuvor durch einen Boten, der alle Stunde wiederkehren sollte, erfahren, daß es Lisbeth erträglich gehe.

Walcker hatte gebeten, daß man ihm um Himmelswillen nicht Frau Hedwig zu Tisch geben möge. Weil er selber viel und gern sprach, konnte er beredte Damen in den Tod nicht leiden. Er saß neben Malve und machte die Erfahrung, daß sie auch fremd und feindlich gegen ihn geworden war.

„Es ist eine alte Geschichte, wenn man die Leute verhindert unglücklich zu werden, verliert man ihr Vertrauen," sagte er etwas melancholisch.

„Bin ich denn jetzt glücklich?" fragte Malve.

„Sie werden sich allmählich darein finden," tröstete er.

„Nie!" sprach sie ruhig.

Henri als Familienchef sollte die Neuvermählten leben lassen. Er war gerade kein Redner. Und heute hatte er all seine Gedanken anderswo. Die Rede fiel etwas fragmentarisch aus.

Aber Mama weinte doch.

„Das ist immerhin *ein* Erfolg," bemerkte Walcker, „unser Paar hat heute mit seinen Rednern Pech. Schney — der alte Mann —"

„Es war herzergreifend schön — fast erhaben," sagte Malve mit zitternder Stimme.

Walcker war verdutzt.

„Dann sind da Dinge zu Wort gekommen, für die ich kein Organ habe."

„Das kann wohl sein. Man mußte sie mit dem Gemüt hören."

„Malve, mein Kind, daß ich kein Herz habe, hat noch niemand gesagt."

„Für mich haben Sie keins gehabt!"

Er seufzte. Ja — man sah wohl, alle ihre Gedanken hatten nur einen Mittelpunkt. Ihr ganzes Sein kreiste darum. Wenn man gewußt hätte, daß es sich um ein *solches* Gefühl handelte — —

An der andern Seite der Tafel sprach Frau von Reurieth in einförmigem Tonfall auf Herrn Major von Hammer ein. Der alte Herr hörte mit ungemeiner Geduld zu und war in seiner Herzenshöflichkeit beinahe glücklich, diese Arbeit Henri abnehmen zu können.

Lydia hatte den alten Schney neben sich und unterhielt sich liebevoll mit ihm; Jobst sprach hauptsächlich nach links zu seiner Schwiegermutter. Beinahe schien es, als kümmere sich das Brautpaar gar nicht umeinander.

Aber wenn der Zufall wollte, daß ihre Blicke sich trafen, sah der Mann mit tiefen, brennenden Augen in die des Weibes — —

Und Lydia griff dann wohl mit nervösen, zitternden Händen nach ihrem Blumenstrauß, um daran zu riechen, oder wandte sich hastig Schney wieder zu.

Nach dem Mahl wollten die Vermählten noch abreisen. Nur bis Hamburg und morgen von da weiter nach Hannover. Eine Hochzeitsreise wünschte Lydia nicht zu machen. In wenig Tagen lief Jobsts Urlaub ab. Diese Tage wollten sie benutzen, sich in der neuen Garnison umzusehen und sich ihr Heim einzurichten. Es war Lydias Wille gewesen, dies selbst zu thun und lieber erst acht Tage im Hotel zu wohnen.

Während Lydia sich oben umkleidete, hatte die Mutter unten in einer Zimmerecke ein Gespräch mit Jobst. Sie stand schon seit dem Morgen unter dem Gefühl, sich in irgend einer feierlichen, ermahnenden schönen Rede gegen ihren Schwiegersohn äußern zu müssen. Nun bat sie ihn von Herzen, ihr Kind glücklich zu machen, mit dessen

Besonderheiten Nachsicht zu haben und niemals den edlen Kern des wahrhaft großartigen Charakters anzuzweifeln. Jedes Wort war in der That überflüssig. Aber im Gemüt war es doch wohlthätig — ihr, die es sprach, ihm, der es hörte.

„Mama," sagte Jobst, fest ihre beiden Hände umschließend, „an mir soll's nicht liegen! Ich habe bloß den einen Gedanken: wie mach' ich Lydia das Leben schön!"

Die heiße Leidenschaft schwoll in seinem Herzen, und er dachte, fast wie ein triumphierender Sieger: ich will sie glücklich machen — ich will — ich will! Sie soll, sie muß — sie wird mich lieben — —

Und dann, als sie endlich allein im Koupee saßen, während ein Duft von Heu und Abendkühle zum Fenster hereinwehte und der ersterbende Sommertag schon in die helle Nacht hinübergraute, in der Wälder und Felder majestätisch ruhten — dann, beim dumpfen Stoßen und Rollen der Eisenbahn, dann nahm er sie in seine Arme, herrisch, ohne Fragen und ohne Zagen. Seine heißen Küsse öffneten ihr die Lippen. In Begier und Neubegier erschauernd, wie damals, als sie sich ihm anverlobte, dachte sie: „Ich habe es gewollt!"

Und wie es auch werden würde in ihrem Herzen — ob ein starres Elend es lähmte oder ein schön erblühendes Glück es erlöste: er sollte nicht darben, und an seinem Herde sollte immer der Friede wohnen.

— — — — — — — — — — — —

Nach Lydias Abreise entstand eine große Leere. Während ihres vielwöchentlichen Besuches auf Ponholz

waren die Mutter und Malve teils selbst auf Reisen gewesen, teils sprach alles in Lydias Zimmer, ja im ganzen Hause davon, daß sie noch hier ihre Heimat habe. Nun war ihre Stube leer. Und auch in den andern Räumen fehlte bald manches Stück. Die Mutter ließ ihr das eine und andre Möbel, Bild und Andenken hinsenden: Dies hatte einst Großvater oder Großmutter besonders für Lydia bestimmt, jenes ihr immer besonders gefallen, und die Mutter dachte, es solle in der neuen Heimat die altehrwürdigen Familientraditionen bei Lydia lebendig erhalten helfen.

In dem großen Auf- und Umräumen sonderte Frau Werlhof auch gleich aus, was Wolfgang haben sollte. Nachher mußte man ja doch ein paar Stuben zuschließen, Malve und sie allein konnten doch all die vielen Räume nicht bewohnen.

Wie weit und groß war mit einemmal das Haus! Keine Stätte für einsame Frauen. Vielmehr der Schauplatz für ein heranwachsendes Geschlecht.

Und eines Tages sagte die Mutter, daß sie lieber in Henris kleine Villa vor das Thor hinausziehen wolle und daß Henri — wenn alles in seiner kleinen Familie gut gehe, — in das Elternhaus ziehen solle.

Vor vier Monaten hatten sich die Geschwister bei der bloßen Vorstellung feindlich aufgebäumt und besonders gegen Lisbeth — anstatt die Entwickelung abzuwarten, die das Leben für alle Fragen hat, erzürnten sie sich damals gegen solchen Wechsel.

Nun war es Wolfgang und Lydia recht und Malve gleichgültig. Lydia schrieb, daß es der Mama gut sein werde, einen Garten zu haben.

Natürlich — wenn Henri ein einsamer Mann werden sollte — dann konnte er seinerseits zu Mutter und Schwester ins Familienhaus ziehen.

Henri selbst fürchtete das Schlimmste. Er ließ aus Kiel einen berühmten Professor kommen und faßte auch nach dessen Zuspruch keinen Mut.

Frau Werlhof ging und fuhr jeden Tag zweimal zu der kranken Schwiegertochter und siedelte in der dritten Woche nach Lydias Hochzeit ganz in Henris Haus über, um auch nachts zur Stelle zu sein. Ihr Sohn hatte sie herzbeweglich darum gebeten. Im Augenblick war doch Lisbeth wichtiger als Malve, das mußte jedermann begreifen.

Und so war Malve denn allein. Wenn auch Eleonore und Wolfgang viele Tagesstunden bei ihr zubrachten, mit ihr spazieren gingen und thaten, was Geduld und Liebe kann, — das Gefühl des Verlassenseins konnten sie ihr nicht nehmen. In bangen Nächten mit kargem Schlaf hatte sie Zeit über den Irrtum nachzudenken, in welchem sie ihre Liebe ihrer Familie geopfert hatte.

Oder war vielleicht damals diese ihre Liebe noch nicht ein ganzes, großes, kraftvoll-unsterbliches Gefühl gewesen? War ihr die Stahlhärte der Unzerstörbarkeit erst in dem schweren Augenblick gekommen, als der Geliebte sich stolz und schweigend von ihr wandte? Wie viel Schuld lag in ihrer eignen Brust? Wie viel trugen die andern?

Malve konnte es nicht mehr auseinander sondern. Sie fühlte nur, daß sie sehr unglücklich war.

Und dabei — sie merkte es wohl — erwartete man von ihr jetzt mehr Selbstbezwingung, wo wie ein Damoklesschwert das Unglück über ihres Bruders Haupt hing. Sie fühlte selbst: Liebesschmerz gehört zu den Dingen, die niemand an seinem Nächsten recht würdigt, geduldig trägt, lange mit Mitleid sieht. Sie fing an, sich selbst unleidlich zu finden, und versuchte, sich zusammen zu nehmen. Dies bloße Bemühen machte sie den Ihren sofort rührender, und oft sprach Wolfgang sich darüber mit seiner Braut aus.

„Jetzt kann ich Henri nicht mit andern Angelegenheiten kommen — später muß ich die Sache doch einmal ordentlich mit ihm erwägen. Ich bin und bleibe der Meinung, daß wir als redliche Menschen und Geschwister Malve zurückhalten mußten. Aber ich weiß jetzt, daß wir zu weit gingen. Niemals hätten wir ihr die Wahl zwischen dem Mann und uns stellen dürfen. Uns reißt das Leben von ihr fort — wir haben jeder unsre eignen Pflichten und Freuden. Wir hätten nur sagen dürfen: wir wollen dir helfen, ihn zu prüfen, wir wollen dir beistehen zu erkennen, ob du nicht besser allein bleibst, als dieses Mannes Gefährtin wirst."

„Schreibe ihm doch," sagte Eleonore. „Mir kommt unser Glück wie ein Unrecht vor, wenn ich Malve nur ansehe. Er wird mit sich reden lassen, wenn er sie wahrhaft liebt. Und Malve gestand mir, daß er nur euretwegen glaube, auf sie verzichten zu müssen. Schick ihm

einen Brief entgegen. In diesen Tagen fährt das Schiff wohl von Shanghai wieder ab."

„So einen Einfall kann nur ein kleines Mädchen haben," meinte er kopfschüttelnd.—

An einem Morgen, in den allerersten Augusttagen, ging mit Krachen ein Gewitter nieder. Die grünen Bäume drüben auf dem Wall standen seltsam hell vor der blaugrauen Wolkenmauer. Wetterleuchten flackerte alle Augenblicke über den Himmel. Dann fegte eine Staubwolke an den Fenstern vorbei, und das Wetter brach los.

Malve sah lange zu, öffnete nachher das Fenster und hörte den Regen rauschen.

Da blähte sich im Windzuge die Gardine. Jemand war ins Zimmer getreten. Und schon schrie auch Henri: „Ein Junge — unter Donner und Blitz — ein Junge —"

Er fiel Malve um den Hals und weinte wie ein Kind. Und Malve weinte mit.

Biehl kam herein, freudig und ehrerbietig, und die Dienstmädchen drängten nach.

„Ist es wahr, Herr Werlhof?"

Henri hatte rote Augen, aber er lachte beinahe protzig und sagte:

„Ja wohl. Und was für'n Junge!"

„Und es geht gut?" fragte Malve.

„Alles über Erwarten. Hoffentlich weiter so!"

Biehl und die Mägde gratulierten und zogen sich zurück.

Henri war maßlos aufgeregt. Er wollte an alle Welt telegraphieren: an Lydia und Jobst, an Reurieths auf Ponholz, an Freunde in Finnland, an die Merkers-

schen Verwandten in Hamburg, an — ach, ihm fielen die Namen gar nicht alle ein. Und ein Inserat mußte aufgegeben werden, Anzeigen gedruckt und verschickt — die Flagge aufgezogen — dabei lief er thatenlos im Zimmer auf und ab. Einen Augenblick tanzte er mit Malve. Den nächsten sank er auf einen Stuhl und starrte vor sich hin — den Tod seines Weibes vor sich sehend.

Malve stand erschüttert. In diesem Augenblick that ihr jede Kritik leid, die sie an Lisbeth hier und da geübt hatte. Und dennoch war ihr der Bruder in diesem Augenblick so merkwürdig fern. Er gehörte so ganz seiner Frau und seinem Kinde, daß seine Geschwister nur noch den Wert von Zuschauern für ihn zu haben schienen.

Frau Werlhof kam später. Sie war sehr erschöpft, nervös und noch in Sorgen. Aber dennoch lag der Glanz einer besondern Stimmung auf ihrem Angesicht. Unter Freudenthränen sagte sie: „Wenn Papa das noch erlebt hätte!“ Sie vergaß ganz, Malve nach ihrem Ergehen zu fragen.

Dies alles machte auf Malve einen großen Eindruck. Es war ihr, als sähe sie das Rad des Lebens vorwärts rollen — —

Mit Lisbeth ging es gut. Jeden Tag trug Henri das Haupt höher. Er protzte geradezu mit seinem Glück. Aber man konnte ihm nicht böse sein. Ein paar Wochen hatte ein starker Sorgendruck seine Natur niedergehalten. Nun schnellte sie empor und ging ein wenig höher, als Klugheit die Linie zog.

An dem Tage, wo der Arzt Lisbeth außer aller Gefahr erklärte, gab Henri im Ratskeller seinen Freunden ein Frühstück, von dem die Teilnehmer erst mitternachts mit schweren Köpfen heimgingen.

Er pfiff und summte den ganzen Tag vor sich hin, auch im Kontor, und unterhielt alle Welt von seinem Jungen, schaffte sich eine ganze Litteratur über Kindererziehung an und gab so zum erstenmale auch dem Buchhändler etwas zu verdienen.

Nie ging er heim, ohne für Lisbeth eine besondere Delikatesse, schöne Blumen oder ein Buch mitzunehmen.

Oben bei Mutter und Schwester ließ er sich fast nie mehr sehen. Als Malve einmal eine Bemerkung darüber machte, sagte er: „Was wollt ihr? Ich habe Pflichten als Familienvater. Jeden freien Augenblick, den ich habe, bring' ich gern bei meinem Jungen zu.“

Malve sah ihn mit besonderm Blick an, auf den zu antworten er sich gedrängt fühlte: „Na ja — das ist 'mal so in der Welt. Wir können nicht immer so beisammen hocken, wie wir als Kinder und junge Menschen thaten.“

„Warum habt Ihr mich denn verhindert . . .“ Aber sie hielt inne. Wozu noch davon reden? — —

Woche reihte sich an Woche, und nach Ablauf der sechsten sollte der kleine Junge getauft werden. Die Wahl des Namens hatte Lisbeth angenehm, aber sehr lange beschäftigt. Die hergebrachten für den Werlhoffschen Stammhalter: Martin und Hinrich waren ihr zu häßlich;

den Sohn konnte man nicht wie den Vater in einen eleganten Henri umbenennen. Der alte Merkers hieß Christoph. Zu einem Stoffel oder Stoffi wollte Lisbeth ihren Jungen auch nicht gemacht sehen. Und es wurden die erlesensten Namen aus Kalender und Legendenbüchern hervorgesucht; Henri saß neben seiner Frau und schrieb probeweise auf einen Papierbogen: Lothar Werlhof, Tankred Werlhof, Swantowit Werlhof und so weiter, bis zuletzt doch ein Martin Hinrich Christoph daraus wurde — vor lauter Unschlüssigkeit. Aber Lisbeth sagte gleich, er soll Tino gerufen werden, was wenigstens wohllautend klänge.

Mitte September fand die Taufe statt. Die Festlichkeit fand im engsten Kreise und im Hause bei Henri und Lisbeth statt. Der alte Merkers, seine Schwester, eine Dame, die sich sehr als Erbtante fühlte, aber beständig durchblicken ließ, daß sie doch am Ende noch heiraten werde, Walcker, Schney und Pastor Hungar nebst Frau, sowie Herr von Hammer waren geladen.

Zwei Tage vor der Taufe fiel es Fräulein Merkers ein, daß sie dreizehn bei Tische sein würden. Über diese Rücksichtslosigkeit von Henri war sie entrüstet. Henri stritt sich mit ihr über Aberglauben, und eine ärgerliche Stimmung drohte das Fest zu verderben, da Lisbeth von Kindheit an gewohnt war, ein wenig vor der Tante zu zittern, wenn Frau Pastor Hungar nicht noch abgesagt hätte. „Was für'n Glück!" sagte Fräulein Merkers dankbar, „was für'n Glück, daß die Hungar einen Ziegenpeter gekriegt hat."

Henri war wieder beinahe ebenso aufgeregt, wie am Tage der Geburt seines Sohnes. Er machte Lisbeth und die Dienstboten „halbtot". Nichts war ihm schön genug.

Im Empfangszimmer hatte er selbst mit Hilfe des Blumenhändlers, der den lebenden Schmuck geliefert, den Tauftisch verziert. Zwei alte, silberne Leuchter, eine dicke silberne Schale — beide Gegenstände dienten seit Generationen diesem Zweck — standen auf weißem Damast. Guirlanden von blassen Rosen umgaben den Tisch, und um die Taufschüssel selbst lag ein Kranz von Orchideen.

Frau Werlhof hielt ihr erstes Enkelkind, neben ihr stand rechts der alte Merkers, links der alte Schney.

Henri, seine Frau am Arm, war tief bewegt. Er biß sich alle Augenblicke auf die Lippen, um nicht zu weinen. Aber als die Taufzeugen mit einem lauten „Ja" bekräftigten, daß sie seinem Jungen treue Freunde und Führer sein wollten, liefen ihm doch Thränen über die Backen, und Lisbeth wischte sich immerfort die Augen.

Der kleine Junge schlief friedlich und unschuldig, wie ein Engel, in sein Christentum hinein.

Später saß man sehr gemütlich beim Mahl zusammen. Henri hielt nur etwas viel Reden. Erst auf die Taufzeugen. Dann nochmal auf jeden einzelnen: auf Merkers als Vater, auf Frau Werlhof als Mutter, auf Schney als den langjährigen Seelsorger. Dann noch auf die abwesenden Verwandten, die sich alle in Telegrammen glückwünschend äußerten. Vor Henri lag schon ein ganzer Stapel. Es war auch eines darunter von Lydia und Jobst.

„Das kann ich gar nicht fassen, daß ich sie heute entbehren muß," sagte Frau Werlhof zu ihrem Freunde Walcker.

„Wer weiß — bei der nächsten Taufe fehlt vielleicht auch Wolfgang. Wenn der erst in München sitzt und im Beruf! Und schließlich müssen Lydia und Jobst auch ein wenig rechnen. Das Reisen zu Familienfesten ist ja nicht immer eine Gemüts-, sondern auch eine Finanzfrage. Ich hab' dir's ja prophezeit: Du kannst deine Kinder nicht immer zusammenhalten. Dein Mann nannte sie gern: mein Viergespann! Ja, Kinder und Mädchen und Jünglinge kann man in das gleiche Geschirr nehmen — reife Menschen nicht mehr. Je freier jeder für sich geht, um so lieber wird er des andern gedenken."

Henri schlug ans Glas.

„Zum sechstenmal," sagte Walcker resigniert, das Menü ansehend, „so werden die Bekassinen verbraten; das ist ein zu subtiles Geflügel, das hält keine zehn Toaste aus."

Und er rieb sich sein rheumatisches Bein und sah zugleich, vorgebeugt, mit seinen runden Augen zum Redner hinüber.

Henri stand, den Daumen der Linken in die Hosentasche gehakt, mit der Rechten ein Rotweinglas am obern Rand umfingernd, und wandte sich bald nach rechts, bald nach links zu den Tischgenossen.

„Wir haben," sagte er, oft stockend, „hier schon viel gute Wünsche zum Ausdruck gebracht. Nun will ich einmal den Blick nach rückwärts wenden. Und gewissermaßen auch vorwärts. Meine Herrschaften: was ist das

beste, was der Mensch an irdischen Freuden haben kann? Sie werden hin und her raten. Der eine wird sagen: Geld und Gut, der andre: Ruhm und Ehre. Ich sage, und ich weiß nicht, ob mir darin von den verehrten Anwesenden wird beigestimmt werden, ich sage: eine glückliche Kindheit ist es! Die haben wir gehabt. Die haben uns unsre guten Eltern gegeben. Und die will ich meinen Kindern geben. Das ist was, was man nie vergißt. Das giebt einem sozusagen eine gesunde Grundlage fürs ganze Leben. Also lassen Sie uns darauf anstoßen, daß mein Junge eine fröhliche Kindheit hat."

Unter dem Gläserklingen sagte Walcker: „Da hat dein Filius mal ein gutes Wort gesprochen. Eine gesunde Grundlage! Und siehst du, Elisabeth, damit ist beinahe Pflicht und Anspruch umschrieben, die Eltern haben und den sie erheben dürfen. Ihr habt sie laufen gelehrt. Nachher müssen sie allein laufen. Jeder für sich. Das klingt so banal. Aber welche höchste Lebensaufgabe ließe sich nicht mit einem knappen Alltagswort bezeichnen! Vier Köpfe bringst du nie unter einen Hut. Freue dich, wenn jeder seinen mit Verstand und Würde trägt. Unter eigner Verantwortlichkeit wird er's besser, als wenn jeder Blutsverwandte ihm beibringen will, wie er ihn aufzusetzen hat."

Henri stand, etwas berauscht von seiner Vaterwürde, der Freude des Tages und auch ein wenig von seinen ganz neuen Rednertriumphen und ließ alle an sich herankommen, damit sie mit ihm anstießen.

Auch Malve kam zu Henri. Sie befand sich seit Tagen in einer ungeheuren Aufregung. Das Schiff,

das den Geliebten nach Europa zurückbrachte, war in den Heimatshafen eingelaufen. Nun sie den Mann sich räumlich näher wußte, wandelte sich ihr stilles Leid wieder in ruhelosen Gram. Und dieser heutige Tag ward ihr besonders zur Marter, weil sie vor den Gästen Henris ein heiteres Gesicht heucheln mußte.

Wie sie den Bruder so stehen sah, ein Bild satten Glücks, bäumte sich alles in ihr auf.

„Na, meine Maus,“ sagte Henri beinahe leutselig und wollte mit ihr anstoßen.

„Und weißt du, was er für eine Kindheit hatte,“ sprach sie halblaut und sah ihn mit funkelnden Blicken an. „Weißt du das . . . .“

Sie zitterte. Er sah es, und es ernüchterte ihn ein wenig.

„Aber Kind . . .“ er wollte etwas Entschuldigendes sagen. Doch sie wandte sich um und ging an ihren Platz zurück.

Fünf Minuten später entstand eine große Bewegung: Malve war ohnmächtig geworden. Das geschah ihr seit Wochen sehr oft. Fangart sagte, es hänge mit ihrem ganzen herabgekommenen Zustand zusammen, und es seien plötzliche Blutleeren im Gehirn.

Aber Henri hatte es noch nie gesehen. Erzählte man davon, meinte er: „Ach was, sie kann sich zusammennehmen — sie giebt sich hin.“ Nun stand er außer sich vor Schreck neben der Chaiselongue, auf welche man Malve gelegt hatte. Wie todesblaß sie war, wie gelb und bläulich die Farben um Nase und Mund, und die Lippen ganz weiß.

Vorher hatte er den Zustand unterschätzt, nun mit einemmal hielt er ihn für lebensgefährlich, für schrecklich, für ein Anzeichen baldiger völliger Auflösung. Er nahm Wolfgang beiseite und sagte fassungslos: „Da muß was geschehen. Wir können sie nicht sterben lassen. Wir müssen ihr den Mann herbeischaffen, und sollten wir ihn ihr vom Galgen abschneiden.“

Wolfgang war vertrauter mit dem Leiden seiner Schwester und exaltierte sich nicht so sehr. Er zuckte die Achseln.

„Herbeischaffen! Das ist bald gesagt. Soviel ich durch Eleonore weiß, die ja ihre Vertraute ist, will der Mann gar nicht mehr.“

Wollte nicht mehr? Eine Malve Werlhof nicht wollen? Etwas verweigern, was die Werlhofs gewährten? Das gab es ja gar nicht.

Es reizte Henri auf der Stelle, es denn doch darauf ankommen zu lassen.

„Wir sprechen noch darüber,“ sagte er, „pumpe du nur Eleonore aus, daß wir die ganze Geschichte genau erfahren und uns ein richtiges Bild davon machen können.“

In den nächsten Tagen saßen dann die Brüder oft zusammen im Zimmer hinter dem Kontor.

Es waren merkwürdige Unterhaltungen. Beide bemühten sich, ihre Worte ein wenig auf die Wagschale zu legen und sich ganz ausschließlich mit der Möglichkeit zu beschäftigen, Malve doch noch mit dem Manne ihrer Liebe zu vereinen.

Nach allem, was Wolfgang seiner Braut abfragte, blieb kein Zweifel: Dieser Maurach hat sich geweigert, Malve ohne Segen und Einverständnis mit ihrer Familie zu nehmen, weil er fürchtete, sie sei zu fest mit dieser verbunden, um, feindselig von ihr losgelöst, glücklich leben zu können.

Einerseits gefiel das ja Henri außerordentlich. Aber andrerseits konnte man nun doch nicht an den Mann schreiben: Herr, seien sie so gut! Wir wollen auch freundliche Miene zum bösen Spiel machen!

Henri rang die Hände bei dieser Vorstellung. Wolfgang meinte auch, daß Doktor Enno Maurach sich keineswegs so heranwinken lassen werde.

Wenn man ihm durch eine Mittelsperson zu verstehen gäbe, daß er noch einmal um Malve anhalten solle und dann keinen Korb zu erwarten brauche?

Wie die Mama ihn beschrieb, die doch so lange mit ihm zusammen gewesen, würde ein solcher Hinweis sicher unbeachtet bleiben. Der Mann war steifnackig. Den Brüdern fiel die Geldgeschichte nach des Vaters Tod wieder ein. „Bettelstolz“ hatten sie es damals genannt, als Maurach das etwas protzenhaft übersandte Geld zurückwies, wahrscheinlich, weil ihm die Form der Sendung nicht verbindlich genug gewesen. Jetzt sagte Henri, daß man daraus entnehmen könne, Maurach habe ein peinlich ausgebildetes Takt- und Ehrgefühl.

„Es wird nur ein Mittel bleiben: Einer von uns reist zu ihm und spricht mit ihm,“ schlug Wolfgang vor.

„Und wenn er sich feindlich verhält?“ fragte Henri.

Wolfgang zuckte die Achseln.

„Solcher Demütigung können wir uns nicht aussetzen,“ sagte der ältere Bruder erregt. „Ich, Henri M. Werlhof, soll von Herrn Doktor Enno Maurach mich zurückweisen lassen?“

„Herr Doktor Enno Maurach hat sich auch von Henri M. Werlhof zurückweisen lassen müssen!“

„Wenn du so kommst! Das war ganz was andres!“

„Wieso?“

„Ich und Doktor Maurach — —“ Henri hätte über die Parallele fast gelacht.

„Mann und Mann! Wer weiß, wie jeden von euch ein gerechter Wäger taxierte.“

„Du wirst beleidigend.“

„Und du zeigst, daß du noch keineswegs von Herzen bereit bist, Enno Maurach als Bruder aufzunehmen.“

„Schwestermann ist nicht Bruder!“

„Brudersfrau sollte uns aber immer Schwester sein — anders nahmst du es übel.“

„Für heute genug. Ich will mich nicht streiten,“ sagte Henri mit rotem Gesicht, aber möglichst ruhig.

Er dachte an seinen Jungen, an den alten Schney und daß er nicht mehr so leicht zornig werden wolle. So ging es jeden Tag. Ernst und eifrig schifften sie sich auf einer wohlabgewogenen Unterhaltung ein und scheiterten dann schließlich an allerlei kleinen Riffen innerster Verschiedenheit. Aber da Henri es wirklich über sich gewann, nicht heftig zu werden, und Wolfgang sich durch dies Bestreben nicht beschämen lassen wollte, kamen sie denn doch etwas weiter.

Sie beschlossen, zusammen Enno Maurach aufzusuchen, ohne Malve's Vorwissen, damit ihr seine etwaige Ablehnung nicht neue Erregungen bringe, aber nicht ohne die Einwilligung der Mutter.

Frau Werlhof hatte als Gattin immer die Meinung ihres Mannes gehabt, als Mutter ließ sie sich von den Ansichten ihrer Kinder beeinflussen. Sie fuhr eigentlich immer vor dem Winde und mit geliehenen Segeln durchs Leben dahin.

Von dem Vorsatz ihrer Söhne war sie nun ganz hingerissen; sie sah ein Opfer darin, eine That der Selbstbezwingung, bewunderte die Brudertreue und vergoß Thränen der Rührung. Das that Henri doch sehr wohl. Es nahm dem immerhin gewagten Vorhaben den Stachel der Demütigung.

Die Söhne schärften der Mutter Verschwiegenheit ein.

Die verstand sich doch von selbst, meinte Frau Werlhof. Aber aus ihrem übervollen Herzen mußte sie ihre Söhne gegen Lisbeth und Eleonore loben.

So wußten alle drei Frauen davon. Zu heucheln war keine von ihnen gewohnt. Und Malve, in ihrer gesteigerten Nervosität von noch feinern Sinnen als sonst, fühlte bald, daß man sie mit besondern Blicken ansah, wärmer noch zu ihr sprach. „Es geht etwas vor,“ dachte sie geängstet.

War ihm ein Unglück zugestoßen? War er tot? Hatte das Schiff ihn nicht mit zurückgebracht? Hatte er sich getröstet — vielleicht ein Weib genommen?

Es kam Malve vor, als berge sich in der gesteigerten Zärtlichkeit der Ihren eine Art Befriedigung. Gewiß! Sie beklagten sie, daß sie den Geliebten auf ewig verloren, aber sie waren zugleich zufrieden, daß sie ihn verloren.

„Wenn er mir denn auch niemals gehören soll — nur wissen möchte ich von ihm, ob er lebt, wie er lebt,“ dachte sie. — Und niemand sprach zu ihr von ihm. Es ward ihre fixe Idee, daß irgend etwas sich ereignet habe, das man ihr schonend zu verhüllen denke. Eine fanatische Neugier peinigte sie.

Sie, die horchen und lauern und spionieren verachtete, stand jetzt hinter Thüren, stöberte auf Schreibtischen.

So fand sie unten, während Henri zu Tisch war, im Hinterzimmer auf des Vaters Schreibtisch das Kursbuch aufgeschlagen. Die Route Hamburg-Bremen war zu sehen. Mit Bleistift waren einige Züge angestrichen: Der Abgang von Hamburg, die Ankunft in jenem Ort, von wo aus man nach seinem Wohnort fuhr.

War das ein Zufall? Unmöglich!

Und die Mutter führte so oft schöne Reden im Munde, wie sehr Henri und Wolfgang ihre Schwester liebten und daß sie das Blaue vom Himmel herunter holen würden, sie glücklich zu sehen — —

Hier im Hause hatte nur Lydia verstanden, mit Worten, Mienen und Thaten zu schweigen.

„Wann fahrt ihr?“ fragte die Mutter einmal, als Malve gerade eintreten wollte.

„Übermorgen,“ sagte Wolfgang. „Henri konnte nicht eher abkommen.“

„Und so unangemeldet! Wie riskiert."

„Wir müssen es riskieren — es ist die einzige Art so . . ."

Malve trat ein. „Ihr wollt verreisen — Henri und du?" fragte sie hastig.

„Wir wollen vor meiner Hochzeit noch mal Lisbeths Verwandte in Hamburg besuchen," sagte Wolfgang.

„So, so."

Er hatte dort niemals verkehrt. Es fehlte jede Veranlassung, ihnen vor seiner Übersiedlung nach München einen Besuch zu machen.

Übermorgen. Also noch viele Stunden, um zu beobachten, sich ihrerseits einen Plan zu machen.

Darüber war Malve nicht im Zweifel: ihre Brüder dachten irgend etwas zu unternehmen, das ihrer Vereinigung mit Enno Maurach dienen sollte. Es rührte sie, aber es regte sie auch angstvoll auf. Sie wußte nicht, wie sehr die letzte Zeit reifend auf Henri eingewirkt, sie wußte nicht, wieviel ernste Kämpfe Wolfgang durchlebt hatte: sie sah in ihren Brüdern noch immer die hitzigen jungen Männer, die nicht gewohnt waren, ihr Temperament und ihren Hochmut zu beherrschen.

Und sie kannten Enno nicht. Sie wußten nicht, wie hart sein Groll auf Malves Geschwister war. Sie würden ihn reizen und verletzen und anstatt Glück würde Unheil erstehen aus der Begegnung der Männer. Ihr Gemüt war durch die schweren Traurigkeiten, welche in der letzten Zeit darauf gelastet, so krank geworden, daß sie Freudiges, Mutvolles nicht mehr denken konnte.

So sann sie sich einen raffinierten Plan aus, den Brüdern heimlich zu folgen. Daß dieser ihr Plan aber eine Lücke aufwies, die seine Durchführung doch störte, ward ihr erst zu spät klar.

Am Morgen jenes Tages, da ihre Brüder fahren wollten, sagte sie, daß sie zu Eleonore gehen und ihr helfen wolle. Bis jetzt hatte Malve niemals ein Interesse für die vielen Aussteuerarbeiten ihrer Schwägerin gezeigt. Erfreut billigte die Mutter den Vorsatz, und Malve verließ das Haus.

Alles war so einfach: sie wollte eine Stunde vor den Brüdern nach Hamburg fahren, dort auf dem Pariser Bahnhof sich im Wartezimmer der dritten Klasse aufhalten und dann sehr früh in ein Damenkoupee einsteigen. An der Station Sprötze konnte sie dann einige Minuten später aussteigen, nachdem ihre Brüder schon den Bahnsteig verlassen, und ihnen dann in einem besondern Wagen folgen.

Als Malve am Mittag nicht heimkam, nahm Frau Werlhof an, daß sie bei der Schwägerin speise. Und so wurde sie vorerst nicht vermißt. Es ging genau, wie Malve sich gedacht. Sie saß in Hamburg in der, dem Bahnsteig abgewandten Ecke der Damenabteilung und sah durch ihren dichten Schleier, wie Henri und Wolfgang sich in dem Korridor des Wagens an der Glasthür vorbeidrängten.

Die Zeit ward ihr nicht lang. Ihr Geist erging sich in Vorstellungen, was die nächsten Stunden ihr alles bringen könnten. Ein rechtes Bild konnte sie sich

nicht davon machen. Nur eines war gewiß; sie wollte den Geliebten nicht abermals kränken und demütigen lassen, sondern, wenn es sein mußte, in seiner Gegenwart mit ihren Brüdern abrechnen.

Der Zug fuhr durch das weite, öde Land. Der Horizont war so fern. Der weißgraue Herbsthimmel blendend.

Mehr als eine Stunde verging. Manchmal hatte der Zug an kleinen Stationen gehalten. Ein rotes Gebäude stand dann dort einsam. Unfern tauchte unter herbstgelben Bäumen ein Dorf auf. Und noch immer fiel es Malve nicht ein, daß man an solchen Stationen nicht unbemerkt den Zug verlassen kann.

Endlich Sprötze: wieder ein rotes Haus, aber diesmal dicht dahinter ein scheinbar großes Dorf. Strohdächer und rotstämmige Kiefern mit dunklen, breiten Nadelkronen, Gärten mit halbentlaubten Bäumen und Büschen; an Reisern die schon gelben, klammernden Ranken absterbender Bohnen; welkes Kartoffelkraut auf braunen Erdschollen. —

„Aussteigen. Eine Minute," schrie der Schaffner Malve zu. Und jetzt begriff sie, daß sie ihren Brüdern in die Arme laufen mußte.

Da gingen sie schon hart vor ihr den Wagenkorridor entlang. Da sprangen sie schon, jeder mit einer Reisedecke über dem Arm, vom Tritt herunter. Aber sie sahen nicht zurück, sondern gingen sofort auf den Stationschef zu.

„Wo kann man hier einen Wagen haben — bitte, Herr Inspektor?" sagte Henri und lüftete den Hut.

„Gleich hinter der Station ist ein Wirtshaus. Die Herren werden es sofort sehen. Die Post ist im Hause. Dort finden Sie Fuhrwerk," antwortete der Mann, zwei Finger an die rote Mütze führend.

„Danke verbindlichst."

Sie wandten sich und blieben vor Schreck stehen.

War das nicht Malve, die da gebeugten Hauptes stand, sich schwer auf ihren Schirm stützend — hilflos wie eine, über die eben ein Unheil hereingebrochen ist — zagend, ein Gewitter erwartend.

Henri bekam einen roten Kopf. Auch Wolfgang fühlte etwas in sich aufsteigen.

„Unerhört," murmelte er, „einfach unerhört."

Sie traten rasch an sie heran. „Wo kommst du her? Was willst du hier?" herrschte Henri sie halblaut an.

Sie hob ihren Blick zu ihm empor.

„Ich weiß es nicht," flüsterte sie.

All ihr Mut, all ihre Gedanken waren fort. Sie mochte nun selbst ihrem Unternehmen nicht ins Gesicht sehen, denn es schien sie anzuhöhnen. Sie begriff es gar nicht mehr.

Vor der nüchternen Wirklichkeit entflohen alle angstvollen Phantasien.

Dieser Blick und dieses Wort entwaffneten Henri.

„Wußtest du, daß wir hierher fuhren?" fragte er.

„Ja!"

„Von wem?“ fragte er streng und war schon innerlich mit einem vernichtenden Urteil fertig über die Schwatzhaftigkeit seiner Frau oder seiner Mutter.

„Ich habe es erraten.“

„So, so.“ Er war etwas verlegen, weil er sich wieder einmal bei zu schnellem Aburteil ertappt hatte.

„Dann mußt du einen Sinn mehr haben, als andre Leute,“ sagte Wolfgang, „denn wir haben es heimlich genug beschlossen.“

„Ich fürchtete mich so, daß ihr aneinander kommen könntet — er und ihr,“ brachte Malve heraus.

„Und was nun?“ fragte Wolfgang ratlos.

„Vor allen Dingen laß uns mal in das Wirtshaus gehen und einen Happen essen,“ sagte Henri. „Dabei kann man weiterreden.“

Malve folgte ihnen schweigend.

„Nicht einmal eine Decke hast du mit. Und wie mir scheint, nur eine dünne Jacke an. Und überhaupt, was denkt Mama?“ fing Wolfgang an.

„Mama denkt, ich bin bei Eleonore.“

„Na, die Lüge kann nur bis Nachmittag vorhalten, denn Eleonore wollte Mama besuchen. Wir müssen also eine Depesche aufsetzen.“ Sie nahmen wieder einen Ton an, als sei Malve die Kleine, die man mit erzog, mit beschützte. Und Malve fühlte sich wieder ganz unter der Herrschaft und dem Willen ihrer Brüder. War sie denn so unzerstörbar, die Gewohnheit aus Kindertagen?

Malve hatte doch geglaubt, ihre Brüder zu hassen, sich innerlich ganz von ihnen freigemacht zu haben.

Oder war die Liebe wiedergekommen mit der Erkenntnis, daß die Brüder doch ihr Glück wollten?

In der Wirtsstube saßen sie dann auf Rohrstühlen an einem Tisch, auf dessen rotweißer Decke Streichhölzer und ein Aschbecher standen. Wolfgang besah gedankenvoll die Firma des Porzellanfabrikanten auf der Aschenschale, während Henri sich mit der Wirtin auf Rühreier und Schinken vereinbarte und über einen Wagen nach Wendlingen sprach.

„Wir müssen dir hier ein Zimmer geben lassen und du mußt warten. Das werden nette fünf Stunden sein. Aber es ist deine eigne Schuld. Du hast gehört: man fährt zwei Stunden,“ sagte Henri dann.

„Ich will mit,“ sprach Malve leise.

„Das ist undenkbar. Du kannst doch nicht zu dem Manne und dich ihm antragen.“

„Es ist unweiblich im höchsten Grade.“

„Ich will mit,“ wiederholte sie bittend.

„Wenn es auch nicht unweiblich ist, ist es doch ungewöhnlich,“ bemerkte Henri, Wolfgangs Ausdruck, mit einem strafenden Blick auf den Bruder, verbessernd.

„Unweiblich? — Ungewöhnlich?“ wiederholte sie. „Es ist nur ganz menschlich.“

„Malve muß am Ende wissen, wie sie daran ist mit ihm...“ meinte Wolfgang zögernd.

„In eine schöne Lage hast du dich und uns gebracht,“ schalt Henri.

„Ich will mit,“ sagte sie leise.

Dies ewige „ich will mit“ machte die Brüder ganz nervös.

Sie redeten noch viel hin und her, und endlich meinte Henri: „Laß uns nur erst losfahren. Manchmal entscheidet die Situation.“

Sie fanden einen leichten hohen Wagen vor der Thür, viersitzig und offen, mit zwei feisten Braunen bespannt. Der Kutscher klappte hinten am Wagen zwei Tritte herunter und die Brüder halfen Malve hinaufsteigen.

Sie wickelten eine Decke um ihre Kniee und erboten sich, aus der andern ein Rückenkissen zusammenzulegen. Aber Malve sah auf einmal wieder etwas frischer aus und fühlte sich warm und wohl.

„Na, dann los,“ befahl Henri ergeben.

Der Wagen, der auf viel zu hohen Federn ruhte, schwankte etwas, dazu konnte Henri es nicht ausstehen, beim Fahren quer zu sitzen. Nach fünf Minuten schrie er: „Halt!“ und sagte, er wolle vorn beim Kutscher Platz nehmen. Außerdem dachte er sich, es sei ganz lehrreich, vom Kutscher etwas über Land und Leute zu erfahren.

Wolfgang und Malve schwiegen.

Sie fuhren in das weite, breite Land hinein. Der Himmel verlor seinen grell weißen Schein, ein sanftes, trauriges Grau bedeckte ihn in endloser Einförmigkeit.

Auf der braunsandigen Fahrstraße trabten die Pferde in stumpfem Trott dahin. Sie hatte etwas Nackendes, diese Straße, ungeschützt, weder von Baum noch Busch umsäumt, zog sie sich dahin über das Gelände, das sich in leisen, weitgedehnten Erhebungen und Niederungen breitete.

Schon war der Herbst über die Heide gegangen; ungeheuren, rostbraunen, zerfetzten Tüchern gleich lagen die Strecken dürren Heidekrautes auf dem Boden. Kiefernschonungen standen, grünen Inseln gleich, dazwischen. Blankes, schwarzes Wasser glänzte auf, in viereckigen Teichen, deren Ränder scharf abgestochen waren. Welkes Gras hing über diese Kanten und spiegelte sich in der reglosen Fläche. Graue, halbverwetterte Holzstellagen mit dürftigen Lattendächern standen unfern. Vom Fahrweg führten über das Heidekraut Räderspuren dorthin. Dann kam eine kleine Ansiedlung. Der Kutscher sagte, daß da Torfstecher und Bienenzüchter wohnten. Einige niedrige Häuser, deren Backsteinwände von fahlem Rot kleine Fenster zeigten. Dicke, graue Strohdächer saßen wie warme Mützen auf den Gebäuden. Hier und da stieß ein kleines Gartenviereck, von Stachelbeerbüschen umheckt, an die Mauern. Kiefern mit rauhen, dunkel orangefarbenen Stämmen und seltsam phantastisch geformten Kronen streckten greifende Arme aus über diese dürftigen Wohnungen. In einem der kleinen Gärten blühten noch ein paar gelbe Ringelblumen.

In der Nähe dieser Ansiedlung schoben sich in das braune, dürre Heidekraut ein paar kleine Ackerstücke hinein. Aber deren trockne Schollen waren nun umgebrochen zur Herbstruhe, und sie unterschieden sich kaum in der Farbe von ihrem Nachbarboden.

Und dann wieder Heide, endlos, in sanften Wellen. Zuweilen eine verlorene, kleine Kiefer — vom Winde hingesät und vom Winde herrisch niedergedrückt, ein ver-

krüppeltes Geschöpf der Willkür. Und manchmal die nackte, graue, rundlich geplattete Wange eines Granitfindlings, die aus dem verdorrten Kraut heraussah.

Und wieder drüben ein Waldstreifen, vor dessen dunkler Wand vereinzelt die weißen Linien von Birkenstämmen aufragten, an deren feinem, hängendem Geäst noch die Goldstreu der letzten Blätter zitterte.

Dann fern ein Gehöft und um seine Mauern und Pappeln ein unregelmäßiger Kreis kultivierten Landes.

Wieder weite, schweigende Einsamkeit — — das düstere Bild wurde großartig durch seine Weite; die Kargheit der Farben hörte auf, Armut zu sein, sie wandelte sich zur Majestät der Einöde.

Die auf dem Wagen wurden still, ganz still.

„Das ist der Boden, dem sie ihr Leben abringen sollen?!" dachte Wolfgang schweren Herzens. „Dies soll die Heimat meiner Schwester sein?!"

Und Henri dachte: „Das ist ja unmöglich!"

Malve aber sah über die Heide hinaus und dachte nicht an Entbehrungen, Kämpfe und Daseinshärten.

Sie sah im Geiste den Geliebten einsam hier in Sturmesnächten reiten, Kranken beizustehen, der Armut zu helfen. Sein einfaches Los hob sich ihr zu einem Heldenleben, und vielleicht verschmähte er es nun nicht mehr, sie zur Genossin, Helferin und Trösterin zu haben.

Ihr ältester Bruder wandte sich jetzt nach ihr um.

„Es hat ja wohl so sein sollen," sagte er mit ernster Herzlichkeit. „Dein überspannter Einfall, uns zu folgen, ist dir doch wohl vom lieben Gott eingegeben gewesen:

sieh dich um und laß uns umkehren. Hier kannst du nicht leben."

„Ja," sprach auch Wolfgang, „hier kannst du nicht leben. Was ein Landarzt hier zu verdienen vermag, kann man sich vorstellen. Mühselig, ja in Gefahren wird er sein bißchen Brot zu verdienen haben. Stell' dir das hier im Winterschnee vor."

„Es muß erhaben sein!" rief Malve.

„Ach, mein Kind, das Erhabene ist für die Feierstunden des Lebens, nicht für die Notdurft," antwortete Wolfgang.

„Jedenfalls müßte man ihm zur Bedingung stellen, daß er diese Landarztstelle aufgiebt — —"

„Bedingungen!" unterbrach Malve ihren Bruder. „Er und sich Bedingungen stellen lassen — ich hab' es ja geahnt, daß ihr ihm nicht richtig zu begegnen verständet!"

„Na, na," sagte Henri mit einer abwinkenden Handbewegung, „nur immer die richtigen Maßstäbe festhalten —"

Wolfgang sah ihn warnend an — —

Henri fing, um die Schwester nicht zu reizen, mit dem Kutscher ein Gespräch an über Art und Erträgnisse der Heidekultur. Malve hörte aufmerksam zu. Allerlei Gedanken kreisten in ihrem Kopf: wenn man große Flächen ankaufte, wenn man es sich zur Lebensaufgabe stellte, aus dem kargen Boden fruchtbares Land zu machen — wenn man der Natur mit den Waffen der Intelligenz und des Fleißes in der Hand, hier neues

Leben abrang?! Und sie sah ein überreiches Dasein vor sich: ein Mann und ein Weib, die zusammen in ein armes Land den Segen trugen — —

Aus diesen Träumen schreckte sie ein Wort auf.

„Da ist denn Wendlingen," sagte der Kutscher und wies mit dem Peitschenstiel geradeaus, wo sich um einen spitzen Kirchturm ein großes Dorf drängte. Strohdächer mit gekreuzten Hölzern am Giebel, ein Paar Ziegeldächer, fahle Backsteinmauern und die halbentlaubten Kronen von Obstbäumen bildeten ein warmbräunliches Durcheinander.

Am Wege zogen sich jetzt Äcker hin, in umgepflügten Schollen ruhend oder noch von den dürftigen Stoppeln längst abgemähten Hafers bedeckt. Über das eine der bleichgelben Felder zog eine schwarze Herde von Heidschnucken hin. Sie drängte sich eng zusammen, nur an ihrer Spitze gingen ein paar Tiere in zerstreuter Linie. Eine strickende alte Frau in derben Männerstiefeln folgte der braunschwarzen, wolligen Schar.

Malve ward von einer entsetzlichen Aufregung ergriffen. Auf einmal fand sie es unmöglich, mit ihren Brüdern zusammen, doch wie eine Werbende, vor den Geliebten hinzutreten.

Wenn er sie vergessen hatte? Nichts mehr von ihr wissen wollte? Sie höhnisch von sich wies? Abermals sagte: „Nein, du bist kein Weib für mich?"

„Laßt halten," flehte sie, „ich will absteigen. Ich kann nicht mit. Ich kann nicht. Um keinen Preis —"

„Na ja — und nun?" fragte Henri. „Ich hab' mir doch so 'was gedacht!"

„Wir können dich hier nicht auf der Straße lassen," sagte Wolfgang.

„Gewiß, gewiß. Da ist ja das Dorf. Ich gehe langsam nach. Was kann mir geschehen. Gleich kommen Häuser. Fahrt nur fort. Ich warte. Ich warte in der Nähe seines Hauses — man wird es ja erfragen können. Bitte, fahrt voraus."

Wolfgang hielt sie am Kleide fest.

„Vom Wagen brauchst du noch nicht zu springen."

Sie halfen ihr herunter.

„Noch ist es Zeit, Malve," sprach Henri und deutete warnend mit der Hand in umschreibender Bewegung über das Land hinaus. „Wollen wir umkehren?"

„Nein, nein."

Sie stand und sah dem Wagen nach. Ihre Kniee zitterten. War es denkbar, daß sich ihr Geschick nun wirklich entschied? Wie würde er erstaunen, wenn sich seine Thür öffnete und die als Bittende kamen, die er für seine Feinde hielt.

Es war groß und gut und treu von den Brüdern gehandelt. Das würde er erkennen! Das mußte ihn treffen.

Langsam ging sie weiter. Ein Häuschen stand an der Straße. Daneben in offenen, bedachten Gestellen Bienenkörbe. Gerade kam eine Frau mit einem Kind auf dem Arm aus dem kleinen Hause.

Dann grenzte das gut gehaltene Gitter eines größern Bauernhofes an die Fahrstraße. Sie machte nun ein Knie und führte in das Dorf hinein.

Vor einem rotbedachten Hause stand eine Knabenschar und sah nach Malve; ein Mann, der der Lehrer sein konnte, gaffte ebenso wie seine Schüler, nur stand er halb hinter der Thür.

Eine Art Seitenstraße öffnete sich. So etwas wie ein Pfad, von Wagenspuren gefurcht, schmutzig und offenbar nur von der Notwendigkeit, nicht vom Wegebauer gebildet, führte zu kleinern, ärmlichen Häusern.

Malve ging ihm nach, stand und schaute, ging wieder drei Schritte. und dachte — — dachte —

Und eine Thür öffnete sich. Ein großer Mann kam heraus, im derben Wettermantel, einen festen Stock in der Hand. Er sprach noch ein paar letzte Worte in das Haus hinein, grüßte, indem er ein wenig den weichen Hut rückte und trat ganz auf den Weg.

Da sah er und konnte doch nicht begreifen, was er sah.

Dunkle Röte stieg in sein Gesicht.

Er wußte, daß die, die da zitternd stand und ihn mit großen, flehenden Augen und einem rührenden Lächeln ansah, hier nichts zu suchen hatte, außer allein ihn — ihn selbst!

Er stand schon vor ihr und faßte ihren Arm und sah, sich herabbeugend, ihr nahe in die Augen.

Und da füllten sie sich mit Thränen. Aber der Mund fuhr fort zu lächeln. „Du bist hier?“ fragte er. „Du . . .“

„Mit meinen Brüdern,“ sagte sie, „und sie wollen dich bitten, zu verzeihen, daß sie dich verkannten.“

Ob sie das nun so eigentlich wollten, wußte Malve gar nicht. Aber ihr kam es in diesem Augenblick so vor, als ob sie gar nichts andres wollen könnten.

„Mit deinen Brüdern — —“

„Ja, sie sind nun wohl in deinem Hause,“ sprach sie. „Da warten sie auf dich.“

„Und du — du gingst nicht mit ihnen?“ fragte er.

Da sah sie ihn an — heiß, leuchtenden Blickes und doch mit einer leisen Furcht in ihrem Herzen.

„Ich fürchtete mich. Du konntest noch einmal sagen, ich sei kein Weib für dich,“ flüsterte sie.

„O Gott — — mein teures Kind . . .“

Er preßte ihr heftig die Hand. Er zog sie mit sich. Und ein paar Schritt weiter, wo nun die schwermütige Einsamkeit eines verwelkten Herbstgartens sie umgab, nahm er ihr Gesicht zwischen seine Hände und sah sie lange an.

Mit forschendem Ernst, eine große, tiefe Frage in der Seele.

Und ihre Augen antworteten ihm. Er ahnte alle die heiligen Gelöbnisse, die sie ihm in ihrem Herzen zuschwor.

„Weißt du auch, welch ein Leben du mit mir haben wirst?“ fragte er leise.

„Ja,“ sagte sie. „Ein unerschöpflich reiches! Als wir durch die Heide fuhren, boten meine Brüder mir die Umkehr an. Aber ich sah das Land mit andern Augen als sie. Ich sah uns hier blühende Äcker schaffen und sah uns die Gesundheit und das Licht in jene Hütten tragen. Und ich wünsche mir nur, daß du mir auch ein wenig zutraust — ein bißchen Wollen und Können.“

„Malve,“ sagte er in seligster Erschütterung, „und du bist doch ein Weib für mich!“ — —

Unterdessen warteten die Brüder auf den Doktor Enno Maurach. Durch dies Warten wurde ihnen ihre ganze Mission nicht erfreulicher.

Das Doktorhaus war ein netter, kleiner Bau. Gleich rechts von dem Flur, der ganz einfach mit roten Ziegelsteinen gepflastert war, befand sich eine Thür, auf welcher das Wort „Apotheke“ gemalt stand.

In Henri wallte etwas auf. Es war ein bitterer Moment für ihn. Er sah Malve im Geist an ein Bäuerlein für fünf Pfennig Brustthee verkaufen. — —

Aber er bezwang sich tapfer.

Der Apotheke gegenüber ging die Thür in eine sehr kahl ausgestattete Art Wartezimmer. Eine saubere alte Frau ließ sie da eintreten.

Henri rannte wie ein gefangener Bär umher. Wolfgang saß auf einer der an den Wänden umlaufenden Bänke und sah gedrückt vor sich nieder.

„Es ist gut, daß wir ihn erst ohne Malve haben,“ sagte Henri, „natürlich werden wir ihm die Bedingung stellen, dies hier aufzugeben.“

„Wenn er nur erst käme . . .“

Bald sah Henri nach der Uhr, bald Wolfgang.

Und endlich ging draußen die Thür — sie hatte eine Glocke, die kurz aber durchdringend anschlug.

Henri wollte hinausstürzen. Er fuhr zurück.

Seine Schwester erschien auf der Schwelle, Hand in Hand mit dem geliebten Mann.

„Es ist alles gut,“ rief Malve jubelnd, „alles! Ich habe Enno gesagt, daß seinetwegen kein Unfrieden sein wird zwischen euch und mir.“

Die Brüder waren gerührt, besonders Henri.

Sie küßten Malve und schüttelten Enno die Hand.

Und wie Henri dem Mann, eigentlich zum erstenmal, recht in die ernsten, grauen Augen sah, bekam er ein Vorgefühl, daß man dem nicht in sein Leben hineinreden durfte. Trotzdem sprach er, in möglichst selbstverständlichem Ton: „Und nun, Herr Schwager, führen wir Sie wieder in unsre Stadt zurück! Sie sollen 'mal sehen, jetzt bekommen Sie in kurzer Frist eine hübsche Praxis.“

„Nein,“ antwortete Enno Maurach, ohne sich erzürnt zu zeigen, aber doch mit völligster Entschlossenheit. „Was ich zuvor den widrigen Verhältnissen nicht abzuzwingen vermochte, will ich nicht der angeheirateten Familie verdanken. Ich will lieber ein schweres Los, aber ein selbstbereitetes, als . . .“

„Nein,“ rief Malve dazwischen, „nein — wir wollen hier leben und wirken. Was Enno sich gewählt hat, ist mir recht.“

„Na — dann ist nichts weiter zu wollen,“ sagte Henri, halb verlegen, „wenn Malves Gesundheit es nur aushält! Schlimme Zeiten hat uns unser Kleinstes gemacht. Wir mußten wohl einsehen, daß es ihr ernst war, mit der großen Liebe zu Ihnen. Helfen Sie uns nur, sie wieder gesund zu machen. Na, das ist ja Ihr Metier.“

„Sie werden mir verzeihen, wenn Malve gelitten hat,“ sprach Maurach ernst, „aber ich mußte gerade um

ihrer selbst willen stark bleiben, auch als ich erkannte, daß sie mich doch wahrhaft liebe. Ich glaube nicht, daß ein Glück denkbar gewesen wäre, wenn wir ohne Ihre Zustimmung geheiratet hätten. Ich wollte Malve nicht aus dem Geschwisterkreis reißen, mit dem sie so fest verwachsen ist."

Henri räusperte sich ein wenig. Dann schlug er Wolfgang auf die Schulter und sagte lachend: „Mit dem Geschwisterkreis ist das so 'ne Sache. Zum Beispiel: der da und ich, wir stellen beinah so was wie feindliche Brüder dar, — keine egale Meinung! Reinweg über gar nichts. Verschiedener Beruf, verschiedener Geschmack, verschiedene Politik, verschiedene Zukunft ..."

„Aber doch eins in der Liebe zu meiner Malve," unterbrach Maurach ihn herzlich.

„Na ja — das! Man stammt doch schließlich aus einer Wiege," meinte Henri.

„Aus einer Wiege," rief Wolfgang, „und doch vier verschiedene Menschen, vier verschiedene Schicksale. Das wollten wir nicht erkennen, einander nicht gönnen und lassen. Jeder dachte, er habe das angeborene Recht, in den Charakter und Lebensgang des andern hineinzusprechen. Die Traditionen der gemeinsamen Wiege hatten uns unfrei gemacht, zu Tyrannen und zu Tyrannisierten. Ich glaube, wir haben alle erkannt, daß man als reifer Mensch auch von seinen Geschwistern sich Achtung, Liebe und Verständnis erobern muß, wie von jedem andern, dessen Urteil uns wichtig ist. Ethische Güter, auf die man wie auf einen unverlierbaren Besitz pochen kann, giebt uns nicht einmal die Geburt."

„Wahr, sehr wahr," rief Henri und drückte seinem Bruder heftig die Hand. Das Wort hatte für ihn förmlich etwas Erlösendes, denn er fühlte, daß er Wolfgang trotz ihrer nie endenden Meinungsverschiedenheiten höher achtete, als die gesamte übrige männliche Menschheit.

Und Wolfgang lächelte ihm so zu, als ob er ebenso empfände.

„Möchte es mir gelingen, Ihre Liebe und Achtung mir zu erringen," sagte Maurach tief bewegt.

In Thränen des Glücks warf Malve sich in seine Arme. —

Es war schon tiefe Nacht, als die Geschwister heimkehrten. Sehr aufgeregt stand die Mutter mit Lisbeth und Eleonore am Bahnhof. Der außergewöhnliche, so heimlich unternommene Schritt ihrer jüngsten Tochter hatte Frau Werlhof ganz aus aller Fassung gebracht. Sie erging sich in endlosen Beratungen mit ihren Schwiegertöchtern und war eigentlich böse.

Aber als nun ihr Kind, bleich, körperlich ganz erschöpft, und doch vor Freude weinend, an ihrer Brust lag, konnte sie nichts thun, wie freudige, billigende, segnende Worte sagen.

Und gerührt von der Güte, die nicht einmal ein Wort der Erwähnung für die selbst ausgestandenen Sorgen hatte, küßten die großen Söhne ihrer Mutter besonders innig Hand und Wange.

Als die Frau dann endlich zur Ruhe gehen konnte, saß sie doch noch lange in ihrem Zimmer einsam wach.

Vor sich hatte sie das Bild ihrer Kinder aus deren Jugendtagen.

Schwere, seltsame und doch erhabene Gedanken kamen ihr.

Sie war immer nur einfachen Geistes gewesen und geraden Herzens. Niemals mehr, wie eine stille, treue Familienmutter.

Diese vier hatte sie geboren und erzogen. Alle mit gleicher Liebe und im gleichen, warmen Behagen ihres sorgenlosen Hauses.

Und nun hatten sich allen vier ihre Schicksale so verschieden gestaltet. Um jeden von ihnen bildete sich ein neuer Lebenskreis.

Und auch für sie kam eines Tages diese selbe Stunde, wo sie staunend ihre Kinder auseinander gehen sahen.

Die einsame Frau erschauerte. Sie dachte zurück an ferne, längst vergangene Geschlechter — und sie dachte vorwärts an Kindeskinder und Enkelreihen. Und ihr war, als stehe sie zwischen jenen und diesen: den Toten die eine Hand reichend, den Künftigen die andre. Ein Atem der Ewigkeit schien sie anzuwehen — —

Und zugleich fühlte sie sich müde. Ihr Tagewerk war gethan. Wenn der Herrgott sie rufen wollte — von dieser Stunde an war sie bereit. Eine heilige Zufriedenheit füllte ihr Herz! Sie wußte, daß ihr Tagewerk ein stilles gewesen war. Aber doch das wichtigste, das einer Frau beschieden werden kann.

Und eine Thräne im Auge, neigte sie sich über das halbverblaßte Bildchen, das linkische, halbwüchsige Kinder darstellte, und küßte es — heißen Dank im Herzen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

